Sphinx.

Sphinx.

Roman

von

Doris Freiin von Spättgen,
(Verfasserin von „Durch Sturm zum Hafen“ und „Des Amerikaners Wort.“)

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1886.

Erstes Kapitel.

Eine kalte sternhelle Dezembernacht war es. Die Sichel des abnehmenden Mondes stand im Osten fast horizontal mit dem Turme der Trinitykirche von New-York. Das rastlose, bis in die spätesten Nachtstunden auf- und niederbrausende Getriebe und Geräusch der City war mit einemmale verstummt, die Riesenstadt hielt ihren kurzen Schlummer. Das Anschlagen eines Hundes oder das Kreischen eines offengebliebenen Fensterladens waren die einzigen Laute, welche zuweilen die feierliche Ruhe unterbrachen.

Ernst und mit beinahe unheimlicher Deutlichkeit dröhnten daher plötzlich die Schläge irgend einer Uhr, die dritte Morgenstunde verkündend an das Ohr zweier einsamer Wanderer, die in festgeschlossene Pelzüberröcke gehüllt, von der oberen Stadt kommend, den unteren Teil des Broadway durchmaßen und in eine der rechts gelegenen Seitenstraßen gemächlichen Schrittes ablenkten. Es schien, als sei dieser nächtliche Spaziergang ihnen eine Erholung oder Erfrischung, denn der größere der beiden Herren atmete in langen Zügen die kalte Winterluft ein und strich sich mit der entblößten Hand über das erhitzte Gesicht.

„Was Teufel, schon drei Uhr!“ sagte er laut auflachend, daß die Zähne blendend aus den vollen ,roten Lippen hervorleuchteten. Es war eine reckenhafte Gestalt mit blühendem Antlitze und dichtem blonden Backenbarte. „Das dünkte mir eine lange Sitzung, Jack — wahrhaftig! Du hast mir die letzte Nacht an Land noch urvergnügliche Stunden bereitet, alter Junge! Werde lange daran denken, wenn ich für Monate die Planken unter meinen Füßen habe, und mich an das fröhliche Lachen und die scherzhaften, heiteren Gespräche erinnern, während ich wieder nichts höre, als das Brausen und Heulen des Sturmes und das Krächzen der Möven! Weißt Du, Bruder, ich bin heute in einer recht sentimentalen Stimmung — merkwürdigen Stimmung, möchte ich lieber sagen — wie sie solch alten Seebären gar nicht überfallen sollte, zumal, wenn man für ein halbes Jahr Abschied nimmt — he?“

Der kleinere der beiden Spaziergänger hatte seinen Arm in den des Begleiters geschoben und man sah deutlich, daß er diesen kräftig, ja zärtlich, an sich drückte.

„Vielleicht ist Dir auch das ‚Scheiden‘ noch nie so schwer und sauer geworden, wie heute, Herbert?“ fragte er, indem er die dunkle Bibermütze etwas tiefer in den Kopf rückte, dadurch mit der Hand sein Gesicht halb verdeckend. Doch blieb dem hellen Falkenauge des Seemannes der schelmische Ausdruck in den markierten Zügen des Bruders nicht verborgen. Wie abwehrend, spreizte er plötzlich alle fünf Finger der linken Hand auseinander und rief laut, so daß seine volle Stimme in der toten,

stillen Straße von den gegenüberliegenden Häusern ein Echo fand:

„Nein, nein, Jack! Nichts derart, wie Du meinst! Bis jetzt wenigstens nicht. Ich kann mich noch nicht binden — zur Ruhe setzen. Mein Gott, so lasset mir doch nur Zeit! Die Kousine Deiner Frau ist gewiß lieb, gut und schön — alles, was man von einem Mädchen sich nur wünschen kann. Allein —“, er zögerte eine Weile und fuhr jetzt mit den Fingern durch den krausen Bart — „allein ich denke mir, daß die Liebe für ein Weib, die ein ganzes Leben vorhalten soll, von einem andern Kaliber sein muß, als ich imstande wäre, für Amy zu fühlen.“

Der ältere der Herren brummte bei diesen Worten nur etwas in seinen über die Ohren gezogenen Pelzkragen, der Seemann setzte daher schnell hinzu:

„Das findet sich vielleicht später — wenn ich zurückkehre. Ich sagte Dir ja bereits: lasset mir nur Zeit!“ Er wiegte leicht den Kopf und starrte dabei gedankenvoll ins Leere. „Sei mir nicht böse, Bruder, daß ich Eure Wünsche unberücksichtigt beiseite schiebe, mich taub und blind zeige gegen solch verlockende Aussichten! Aber es regt sich ein Etwas hier in meiner Brust, welches mir fortwährend zuzurufen scheint: ‚Warte, Herbert, warte!‘“

„Unsinn!“ erwiderte der andere halb verdrießlich. „Möchte wohl wissen, auf was Du mit Deinen sechsunddreißig Jahren, mit Deiner brillanten Stellung als Kapitän der ehrenwerten X. X. Linie eigentlich noch warten sollst! Immer volle Exzentrizitäten und Überspanntheiten! — Genau, wie Du als Knabe gewesen bist, zeigst Du auch

jetzt Dich noch oft, Herbert! Ich will es nicht hoffen und wünschen; allein gerade dieser romantische Zug Deines Charakters, der einem geborenen Amerikaner nun vollends ganz unähnlich ist, wird Dir noch einmal einen Streich spielen, der — der Dich dann vielleicht zur Vernunft bringt, mein Junge! Luisa und ich haben uns während Deines Aufenthalts an Land wirklich die größte Mühe gegeben, die Sache Dir leicht und bequem zu machen, alle erdenklichen Gelegenheiten inszeniert, damit du Amy Dich nähern könntest. Du hast sie in der großen Welt, Du hast sie im Hause kennen gelernt, hast Dich also überzeugen müssen, welche Perle dieses Mädchen ist; und schließlich, das von mir als Vormund wohlangelegte Vermögen spielt, sollte ich denken, doch auch noch eine Rolle. Wenngleich Du selbst ja immerhin ganz gut situiert bist und Dein reichliches Auskommen hast, so sind heutzutage 150 000 Dollars bares Geld sicher nicht zu verachten. Und — vor allem, Amy liebt Dich, Herbert! Das sieht ja ein Kind. Aber Du bleibst immer auf demselben Flecke — äußerlich wenigstens. Hast Du heute — beim Abschiede — nicht ein klein wenig verraten, daß — daß die Trennung Dir schwer wird? Es schien mir doch ...."

„Nein, Jack!" unterbrach der Seemann ihn kurz, sich eine Cigarre aus der Tasche holend und sie langsam anbrennend.

Die beiden Herren hatten nun verschiedene Nebenstraßen, wo hohe Tenementhäuser oder sogenannte Mietkasernen die elenden Wohnungen der ärmeren Bevölkerung von New-York enthalten, passiert und näherten sich all-

mählich den Docks. Das trübe Wasser des North-River, welches die Manhattaninsel von dem Staate New-Jersey scheidet, schimmerte in der hellen Sternennacht bereits graublau zu ihnen herüber. Leise, wie träumend, bewegten sich die Wimpel und Masten der vor Anker liegenden Schiffe hin und her. Auch hier im Hafen war es Nacht, wirkliche schlafende Nacht geworden.

„Siehst Du meinen Steamer liegen, Jack?" fragte der Kapitän plötzlich, nachdem beide schweigend eine Weile vorwärts geschritten waren. „Dort ist er, wenn Du den Kopf ein klein wenig nach links wendest!"

„Bewahre! Nicht einen Schimmer davon sehe ich. Wie sollte ich auch — auf fast dreihundert Schritte! Habe nicht Deine Augen, Herbert, die eulenartig im Finstern etwas zu unterscheiden vermögen; und dann kann ich mich hier unten überhaupt schlecht orientieren. Natürlich bringe ich Dich bis in Deine Koje und nehme dort noch einmal ordentlich Abschied. Wann startest du?"

„Gegen acht Uhr morgen früh. Gott lob! sage ich, Jack! Denn es zieht mich wieder mächtig hinaus auf die See. Die Luft hier ist so schwer und drückend, der Raum so eng." Ein tiefer Atemzug begleitete diese Worte.

„Hast Du viele Passagiere, Herbert?"

„Nur einige Geschäftsleute. Wir segeln, wie Du ja weißt, nach Batavia — verteufeltes Klima! Da ist es immer spärlich damit bestellt. Ich nehme eine Ladung Kaffee und Reis auf, und von dort mache ich durch das chinesische Meer einen Abstecher nach Hongkong, um für

den Theekonsum meiner Vaterstadt zu sorgen. Eine hübsche Reise das, nicht? Vor Juli laufe ich hier nicht wieder ein, Jack — wenn alles gut geht!"

Die Augen des älteren Bruders ruhten bei diesen halb scherzend, jedoch mit einem leisen Anfluge von Wehmut gesprochenen Worten unverwandt auf den hübschen, männlichen Zügen des Kapitäns. Sie berührten ihn peinlich und ließen sein Herz erbeben. Wie fröstelnd schüttelte der kräftige Mann sich plötzlich und zog den Kragen des Pelzes noch höher hinauf.

Jakob Lee, der wohlhabende New-Yorker Bankier, dem, wie seine Freunde und näheren Bekannten behaupteten, jede sentimentale Regung fremd war, der Alles — ja das ganze Leben — nur mit den nüchternsten, schärfsten Geschäftsaugen betrachtete, und der, wenn auch ein vortrefflicher, musterhafter Ehemann, so doch nichts weniger als ein zärtlicher Gatte und Vater war — hatte dennoch eine schwache empfindliche Stelle in seiner Brust. Einen Namen gab es, der von des kalten Mannes Lippen stets weich und liebevoll floß, der seinem schroffen Charakter und rauhen Gemüte gefühlvolle Saiten abzulocken verstand — das war der Name seines um zwölf Jahre jüngeren Bruders. Nach den Begriffen von Jakob Lee konnte sein Vaterland nichts Edleres, Vollkommeneres und männlich Schöneres aufweisen, als den jungen Seekapitän Herbert Lee. Er ganz allein — da beide früh verwaist waren — hatte den Knaben auferzogen, ihm und seinen Studien täglich viele Stunden seines arbeitsreichen Lebens gewidmet, kein Opfer gescheut, dem jungen Bruder eine nach jeder

Richtung hin glänzende Erziehung angedeihen zu lassen. Die teuersten Lehrer wurden ihm gehalten. Das Deutsche wie Französische ward ihm schließlich ebenso geläufig wie seine Muttersprache, und alle diese Ausgaben bestritt Jakob Lee aus eigenen Mitteln. Herberts Vermögen blieb, Zins auf Zins gelegt, unangetastet bis zu seiner Volljährigkeit in des Bruders Bankhause verwahrt.

Allein Jakob Lee hatte dafür auch ehrgeizige Pläne mit seinem Lieblinge. Er sollte einstmals einen namhaften politischen Posten bekleiden. Herberts glänzende, ihm von Mutter Natur so reich verliehene Geistesgaben sollten dem Vaterlande zugute kommen. In hochfliegenden Träumen sah er den Bruder schon als Gesandten an einem auswärtigen Hof, wenn nicht gar als Präsidenten der Vereinigten Staaten. — Doch wurden diese Illusionen gar bald zerstört. Der junge Amerikaner hatte nur einen Wunsch, eine Leidenschaft und ein Interesse — das Meer! Weder Bitten und Vorstellungen noch Zornesausbrüche des älteren Bruders vermochten Herberts Entschluß zu ändern. Mit achtzehn Jahren trat er in die Seedienste des Vaterlandes und jetzt befehligte er bereits seit neun Jahren einen Dampfer und war dabei der zufriedenste, glücklichste und unabhängigste Mensch von der Welt.

Für Jakob Lee war das natürlich ein herber Schmerz, und der stolze Mann konnte die Enttäuschung lange nicht überwinden, aber an der abgöttischen Liebe für den jungen Bruder änderte diese Wendung nichts. Es gesellte sich nur noch eine stete Sorge und Angst hinzu, und die Gedanken des kühlen, überlegten Geschäftsmannes weilten

während der kompliziertesten Berechnungen häufig draußen auf offener See. Manch stilles Gebet entstieg dann seinem brüderlichen Herzen, worin er den Liebling dem Schutze des Höchsten empfahl.

Auch heute wollte er es sich nicht nehmen lassen, den jungen Kapitän, welcher nur widerwillig seine Hünengestalt einem Gefährt anvertraute, selbst nach dem Schiffe zu bringen. Mr. Lee, der den Weg nach der unteren Stadt niemals zu Fuße zurücklegte, hatte sogar die späte Nachtstunde nicht gescheut, um dem geliebten Bruder das Geleite zu geben.

„Du bist und bleibst ein Narr, Herbert, Dich immer wieder dem unsicheren Elemente zu überlassen!“ begann Jakob Lee nach einer kleinen Pause in ziemlich ärgerlichem Tone, aus dem man jedoch deutlich den kaum verhaltenen Schmerz erkennen konnte. „Könntest hier in Ruhe sitzen, Dein schönes Heim und eine reizende Frau haben, Dein Leben nach Herzenslust genießen! Statt dessen muß man sich nun wieder monatelang um Dich ängstigen und Gott danken, wenn Du mir ab und zu von irgend einem obskuren Hafenplatze Nachricht gibst. Wahrhaftig, Du verdienst gar nicht eine solche Fülle von Liebe, Du undankbarer Mensch!“

„Jack, ich bin ganz glücklich, wünsche mir wirklich nichts Besseres von der Welt!“ war die lachend gegebene Antwort.

„Dummheiten! Fordere die Götter nicht heraus! In der Idee, in der Einbildung bist Du es allerdings. Aber Du hast ja noch gar keinen klaren Begriff davon.

was „Glück“ bedeutet. Anspruchslos bist Du, das ist alles. Ein Stück Salzfleisch, ein steifer Grog und blinkender Sonnenschein über Dir befriedigen Deine Bedürfnisse so vollkommen, daß alle Reize des irdischen Lebens Dich durchaus kalt lassen. Zwar weiß ich nicht, wie es mit schönen Frauenaugen bestellt ist? Habe zu wenig Gelegenheit, Dich zu beobachten.“ Mr. Lee sah den Kapitän scharf von der Seite an.

Herbert Lee antwortete nicht. Seine Blicke waren starr nach einem vielleicht zwanzig Schritte von ihnen entfernten Hause gerichtet, dessen Thür plötzlich aufgerissen wurde. Zwei Personen, die miteinander rangen, erschienen auf der nach der Straße führenden Treppe, und in demselben Augenblicke tönte auch eine zitternde Stimme in deutschen Lauten zu den Brüdern herüber:

„Wenn Du mir das Geld nimmst, dann stürze ich mich in den Fluß. Allmächtiger Gott, ich will — ich kann dieses Elend nicht länger ertragen! Erbarmt sich denn niemand meiner?“

In wilder Hast war eine große, schlanke Frau die Stufen herabgesprungen. Beide Hände hatte sie krampfhaft an die Brust gedrückt und ihr Schluchzen klang schauerlich durch die Stille der Nacht.

Allein schon erreichte sie der Verfolger, und aufs neue entspann sich ein verzweifelter Kampf, in welchem der Mann offenbar den Sieg davongetragen haben würde, wenn sich nicht der Kapitän mit raschen Schritten der nächtlichen Szene genähert hätte.

„Bist Du verrückt, Herbert, Dich da hinein zu mi

schen?" Jakob Lee hielt den Bruder am Ärmel fest. „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich! Der Schutzmann wird das Gesindel schon zur Ruhe bringen. Komm, vorwärts!"

Indes, diese Warnung war in den Wind gesprochen. Die kraftvollen Arme Herberts hatten die bebende Frau bereits befreit. Ein wuchtiger Stoß schleuderte den Angreifer zur Seite, so daß er im ersten Moment wie betäubt schien; dann aber wollte er sich, in eine Flut von Verwünschungen und Drohungen ausbrechend, wiederum auf sein Opfer stürzen.

Nun erst fiel der Blick des Seekapitäns auf die hilfesuchend an ihn sich schmiegende Gestalt. Sie reichte ihm wohl bis über die Schulter. Der Kopf war dicht und fest von einem schwarzen Spitzentuche umwickelt, nur tief im Nacken schimmerte goldig blondes Haar, in kleinen Ringeln sich kräuselnd, unter der Hülle hervor. Als die feurigen, blauen Augen halb neugierig, halb mitleidig, den neidischen Schleier, der den oberen Teil des Gesichtes verdeckte, zu durchdringen sich bemühten, bog die Frau dasselbe scheu und gewandt zur Seite. Die Hände aber, die seine Rechte mit angstvollem Drucke umklammert hielten, dünkten ihm fein und sammetweich zu sein. Eine Ahnung sagte ihm, daß das unglückliche, fremde Weib, welche sein Arm nun schützend umschlang, jung und schön sein müsse. Sollte der romantische Zug in seinem Charakter sobald schon, nachdem der Bruder jene Äußerung gethan, ihm einen Streich spielen?

Weder Tuch, noch Mantel bewahrten die schlanken

Glieder vor der kalten, schneidenden Nachtluft, nur ein dünnes, schwarzes Gewand, das einst vielleicht Anspruch auf Eleganz hatte machen können, schmiegte sich dicht an auffallend schöne Formen.

„Wer gibt Ihnen ein Recht, mir in den Weg zu treten, Herr?"

Mit drohenden Gesten und funkelnden Augen versuchte jetzt der so schnell Überwundene dem Sieger seine Beute wieder zu entreißen. Er war ein Mann von vielleicht zweiunddreißig Jahren, mittelgroß und untersetzt. Sein aufgedunsenes, verschwommenes Gesicht mit den gläsernen Augen bezeugte nur zu wohl, daß böse Leidenschaften ihn vollständig im Banne hielten. Auch sein Anzug war von schäbiger Eleganz, und sein ganzes Auftreten, sowie der Ausdruck der Stimme, verrieten, daß er einst der besseren Gesellschaft angehört hatte.

Mr. Lee stand einige Schritte seitwärts. Er schaute mit dem den Amerikanern eigenen Gleichmute der Entwickelung dieser Szene entgegen. Nur als der zornige Mann noch einmal rief: „Geben Sie die Lady frei, Herr!" stieß Jakob Lee ein kurzes Lachen aus und sagte höhnisch:

„Hörst Du nicht, Herbert? Du sollst die Lady von den Docks freigeben."

„Nein!" rief der Kapitän, „die Dame steht jetzt unter meinem Schutze, und ich werde sie vor roher Brutalität zu schützen wissen. Wenn Sie das Fräulein noch einmal anzurühren und zu belästigen wagen — so breche ich Ihnen das Handgelenk wie morsches Holz entzwei

So — jetzt lassen Sie meinen Arm los, Herr, und scheeren Sie sich zum Teufel!“

Ein wildes Gelächter erklang gleich einer schrillen Dissonanz durch die stille Nacht.

„Oho, ich wäre gewiß nicht abgeneigt, Ihnen diese Dame zu überlassen. Sie ist mir ohnedies bei den teuren schlechten Zeiten eine Last geworden. Nur müßte ich vorher erst um die Summe Geldes bitten, die sie bei sich führt, und welche zu unserem Streite die Veranlassung gab. Wir können die Sache dann sofort in Ordnung bringen.

„O himmlische Barmherzigkeit, was sprichst Du, Anton! Hier — hier ist das Geld; nimm es nur! Ich will es jetzt nicht länger. Nur halte ein mit solch wahnsinnigen Reden! Allmächtiger Gott, was müssen Sie von mir denken, Herr?! — Der, welcher diese gotteslästernden Worte führt — die mich mit Zorn und Scham erfüllen — hat kein Recht dazu, es zu thun —; er redet irre, Herr! Denn er ist ja —“ sie stockte schluchzend und Käpitän Lee fühlte heiße Tropfen auf seine Hand herabperlen — „er ist ja — mein Gatte — ich bin ja — sein angetrautes Weib!“

Mit Blitzesschnelle entwand sie sich ihrem Beschützer, stürzte, wie von Furien gejagt, die Treppe hinan — und verschwand wieder in dem Hause, aus dem sie vor kaum fünf Minuten gekommen war.

Einen Augenblick stand Herbert Lee, wie versteinert da. Der Ton dieser klangvollen, glockenreinen Stimme zitterte noch, gleich Musik, in seinen Ohren. „Sein angetrautes Weib!“ — Schlaff und kraftlos waren ihm

die Arme nun herabgesunken, und das flammende blaue Auge richtete sich auf denjenigen, welcher das höchste, heiligste Recht der Erde an dieser Frau besaß und dasselbe in frevelhaft roher Weise soeben von sich werfen wollte. Ein Blick der tiefsten Verachtung traf den Elenden. Am liebsten hätte er das Scheusal zu Boden gestreckt, doch brachte der hohnvolle triumphierende Ausdruck des aufgedunsenen Gesichts ihn schnell wieder zur Besinnung.

Die reckenhafte Figur richtete sich plötzlich hoch und stramm empor, und auf dem Absatze sich umwendend, sagte er zu dem nähertretenden Bruder:

„Komm, Jack! Es ist hohe Zeit, daß ich drüben bei mir nach dem Rechten sehe.“ Und seine Hand unter Mr. Lees Arm schiebend, eilten beide, ohne ein Wor weiter zu wechseln, mit ruhigen Schritten dem Wasser zu. — —

Der junge Kapitän lehnte an der Brüstung seines Dampfers, als Jakob Lee nach kurzem Abschiede über die Landungsbrücke nach dem Quai zurückkehrte.

„Sage Luisa und den Kindern noch viel Liebes von mir! Werde den Kleinen etwas recht Apartes nach Hause bringen. Lebe wohl, mein lieber Jack!“

Mr. Lee drehte sich noch einmal halb um und rief über die Schulter, während seine Stimme vor innerer Bewegung zitterte:

„Soll ich Amy nichts bestellen?“

„Ja so, Amy!“ war die einigermaßen zerstreut gegebene Antwort. „Übermittle auch ihr meinen Gruß!“

Der Morgen begann mit schwachem Schimmer im Osten bereits zu grauen. Aber Kapitän Herbert stand nach Stunden noch immer auf der Kommandobrücke seines Schiffes, die Arme verschränkt, mit schwermütigen Augen ins weite Meer hinausstarrend. Leise und monoton rauschende Wellen schlugen an die eiserne Brust des riesigen Dampfers. Die frische Brise wehte in die trockenen, lose herabhängenden Segel und ließ das Sternenbanner lustig flattern. So vertraut und wohlbekannt diese Töne ihm waren — heute blieb sein Ohr taub dafür. Deutlich und klar hörte er im Geiste stets nur jene helle Glockenstimme:

„Sein angetrautes Weib!“

Zweites Kapitel.

Das fashionable Long Branch an der Küste von New-Jersey stand auf der Höhe der Saison. Die ersten heißen Julitage hatten die Aristokratie von New-York in das mustergiltigste aller amerikanischen Seebäder hinausgeführt. Die bisher verödet und leer dastehenden kleinen Privatvillen waren mit einem Schlage belebt und bevölkert, und wie bunte Schmetterlinge flatterten die übereleganten Damen in ihren lichten Sommertoiletten von früh bis spät am Strande auf und ab.

In geringer Entfernung von New-York gelegen — so daß den Geschäftsleuten nach Schlusse der Kontore es möglich ist, draußen mit ihren Familien sich zu vereinen — kann man Long Branch sowohl zu Wasser, als zu Lande erreichen. Die Fahrt mit dem Dampfboote durch die Bai bis Sandy Hook ist sogar eine der schönsten, welche man sich denken kann. Riesige, im modernsten Stile angelegte Hotels und elegante, wenn auch nur in Holz aufgeführte Villen und Cottages mit breiten, luftigen Veranden ziehen sich bis zum Meeresstrande hinab. Überall, fast auf allen Spazierwegen, sind Ruheplätzchen und kleine Pavillons errichtet, die den Fremden zum Niedersitzen einladen. Aber Long Branch hat einen großen,

in der heißen Zeit sich außerordentlich fühlbar machenden Fehler: es ist völlig schattenlos. Das, was in Newport, dem weltberühmten Seebade Amerikas, dem Sinne und Auge des Naturfreundes unaussprechliche Reize bietet, die schöne Vegetation, verbunden mit den prächtigsten Gärten und Gartenanlagen, welche dort fast jede der kleinen Residenzen umgeben — das fehlt in Long Branch gänzlich. Nur eine gelbweiße Sanddüne zieht sich ununterbrochen die ganze Meeresküste entlang.

Dessenungeachtet ist Long Branch eines der beliebtesten und belebtesten Seebäder der atlantischen Küste. Wer zur Hochsommerzeit dem Staube und der unerträglichen Hitze New-Yorks entfliehen, für einige Wochen sich in einem dieser Miniaturhäuschen am Strande einquartieren, täglich die durch tropische Glut erschlafften Glieder in die salzige Flut tauchen kann, der erscheint sich wirklich wie neugeboren. Nur wirkt auf den Deutschen der allzufreie und ungenierte Verkehr zwischen Herren und Damen — in und außer dem Wasser — einigermaßen störend, wie denn überhaupt der ganze Typus des amerikanischen Badelebens einen eigenen Charakter an sich trägt.

Die Amerikanerin ist nie besonders arbeitsam und fleißig, hier aber, wo aller lästige Zwang der Großstadt abgeworfen wird — hier unter dem wolkenlosen, azurblauen Himmel — angesichts des ewig wechselnden Meeres — scheint sie das dolce far niente im allerausgedehntesten, weitesten Begriffe genießen zu wollen. Nur drei Dinge gibt es in Long Branch, welche auf die amerikanische Schönheit einen Reiz ausüben, sie völlig in Anspruch zu

nehmen und ihr ein Interesse abzugewinnen verstehen. Dieses sind: das Baden, das Toilettemachen und das — Kokettieren!

Die ausgesprochenen Schönheiten dieser Saison waren die Töchter Mrs. von Everett, der Witwe eines vor Jahresfrist gestorbenen Handelsherrn aus dem Westen, welche sich in New-York niedergelassen und durch ihr äußeres Auftreten, durch ihren Reichtum und ihren Geschmack viel von sich reden machte.

Böse Zungen behaupteten zwar, der selige Herr Papa sei in Cincinnati durch „Schweinefleisch“ zu diesem kolossalen Vermögen gelangt, und er habe als Packer in einem riesenhaften Schlachthause die kaufmännische Karrière begonnen. Doch reiche Leute müssen es sich eben gefallen lassen, daß über sie gesprochen und an ihnen gemäkelt wird.

Mrs. Everett und ihre schönen Töchter besaßen indes auch viele Freunde, und es war ihnen ausnehmend gut und schnell gelungen, in den exklusiven Kreisen der New-Yorker Aristokratie festen Fuß zu fassen. Kürzlich erst hatte die alte Dame eine allerliebste kleine Villa in Long Branch käuflich erworben und glänzend ausstatten lassen: und hier hielt die gastfreie, lebensfrohe und durchaus achtbare Familie nun förmlich Hof.

Einen besonderen Halt und wirkliche Freundschaft fand die Witwe bei Mrs. Luisa Lee, der noch jungen, stattlichen, allgemein beliebten Gemahlin von Mr. Jakob Lee, welche den Verkehr und Umgang mit den beiden geistreichen, von Witz und Lebensfreude übersprudelnden

Mädchen Susy und Adeline Everett im Interesse ihrer kleinen stillen, etwas reservierten und pedantischen Kousine Amy Mansfield auffallend protegierte.

Mr. Jakob Lee war, wie alljährlich, auch in diesem Sommer mit Frau und Kindern für einige Wochen nach Long Branch gekommen, besaß jedoch dort keine Villa, sondern wohnte in einem der großen, mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Hotels, wo nichts ihn sein elegantes Haus in New-York vermissen ließ. Ein jeder Tag führte nun die beiden befreundeten Familien zusammen und es dünkte Mrs. Luisa Lee, als sei das melancholische Gesichtchen ihrer kleinen Kousine Amy während ihres hiesigen Aufenthaltes bereits heiterer geworden. Die allgemeine gute Laune wirkte auch auf sie ansteckend, und als nun gar eines Abends Jakob Lee mit einer geöffneten Depesche in den auf Mrs. Everetts Veranda versammelten Kreis der Damen trat und verkündete, sein Bruder, Kapitän Herbert, würde in der allernächsten Zeit, nachdem er von seiner Reise glücklich zurückgekehrt sei, hier eintreffen und die ihm leider nur kurz zugemessene Freiheit in Long Branch bei den Verwandten genießen — da gab es des Neckens und Schäkerns unter der Jugend kein Ende.

Der zierliche Salon von Mrs. Everett, dessen Glasthüren und bis zum Fußboden reichende Fenster einen zauberischen Blick auf die See gewährten, war meist der Schauplatz der fröhlichen Zusammenkünfte. Im blühendsten, verführerischsten Rokokostile eingerichtet, bot dieser kleine Raum einen deutlichen Beweis dafür, was Reichtum und

Geschmack vereint herzustellen vermögen. Irisfarbene Seidendraperieen fielen zeltartig aus der Mitte der Decke an den Wänden herab und die reizendsten vergoldeten Amoretten, deren runde Ärmchen die schweren Falten an den vier Ecken des Zimmers, wie neugierig, in die Höhe hoben, schienen oftmals über das ganze pausbäckige Gesicht zu lachen, wenn Adeline Everett, die jüngere der beiden schönen Schwestern, nach dem Frühstücke inmitten eines Flors von jungen Mädchen ihre sprudelnden Witze und Anekdoten zum besten gab.

An diesem Nachmittage waren bereits einige Tropfen vom Himmel gefallen und die im Westen sich dunkel auftürmenden Wolkenmassen drohten das seit Wochen anhaltend gute Wetter in langweilige Regentage umzuwandeln. Eine längst projektierte Bootkorsofahrt sollte deshalb auch nicht stattfinden — zur größten Betrübnis der Jugend. Und so hatte die kleine Gesellschaft, die daran teilnehmen wollte, sich wieder einmal in Mrs. Everetts Salon zusammengefunden. Zwei Herren und vier junge Mädchen vertrieben sich plaudernd und musizierend die Stunden, während Mrs. Luisa Lee, eine große üppige Frau von vielleicht dreißig und einigen Jahren, mit dunklem Haar und sprechenden braunen Augen, deren Ausdruck unbeugsamen Stolz und eine gewisse Härte verriet, in vertraulichem Gespräche mit der Dame des Hauses, einer sehr distinguiert aussehenden alten Lady, auf der Veranda Platz genommen hatte. Beider Blicke flogen jedoch zuweilen lächelnd und prüfend nach dem Innern des Zimmers.

Die jungen Misses Everett waren hoch aufgeschossene

überschlanke Gestalten mit rötlichbraunen, starken Haaren und wahrem Blütenteint, wie nur die amerikanische Jugend ihn aufzuweisen vermag. Große, lebhafte, lichtbraune Augen, die jedoch zuweilen einen beinahe rötlichen Schimmer annahmen, gaben diesen, sich auffallend ähnelnden Gesichtern einen pikanten Reiz. Haltung, Bewegungen und die aus kostbaren geblichen Spitzen bestehenden Toiletten waren von gesuchtester Eleganz.

Am Klavier intonierte soeben eine reizende kleine Brünette verschiedene Melodieen aus dem Lohengrin, als Susy Everett sich plötzlich von ihrer Kouchette erhob und, völlig ungeniert, mit sicherer, gut geschulter, wenn auch etwas schwacher Stimme den Text dazu sang. Die Damen auf der Veranda hatten ihre Sessel näher geschoben und die Unterhaltung unterbrochen.

„Diese Musik versteht das arme Menschenherz wirklich zu bezaubern. Sehen Sie, Amy, Mama weint schon wieder!" rief die übermütige Adeline, nach der Glasthür deutend, als der Gesang verstummt war. „Was meinen Sie, Mr. Roberts, wenn solch ein Schwanenritter plötzlich in Long Branch erschiene! Amüsant wäre es sicher; aber bethören würde er uns Yankees doch nicht." Sie wiegte sich selbstbewußt in ihrem Schaukelstuhle und bewegte den eleganten Federfächer mit einer gewissen Grandezza. „Das heißt", fügte sie hinzu, „wenn statt des Ritters eine herrliche Märchenjungfrau, blond und blauäugig, mit einemmale hier auftauchte, so würde ich eine Garantie doch nicht übernehmen!" Die hübschen Augen halb zusammenkneifend, sah sie dabei den beiden Herren

schalkhaft lachend ins Gesicht. „Das Mysteriöse übt ja auf Männerherzen stets einen unüberwindlichen Reiz aus.“

Die Angeredeten blickten wie auf Verabredung zu einer am Fenster lehnenden hohen Frau hinüber, die sich bisher an der Unterhaltung nicht beteiligt hatte. Sie verharrte auch jetzt in ihrer Teilnahmlosigkeit. Adeline Everett aber fuhr in ihrer lebhaften Weise fort:

„Wenn ich in einer großen Stadt, wo man mich nicht kennt, mit einemmale als deutsche Prinzessin oder dergleichen auftreten, einen interessanten Hofstaat um mich bilden und Millionen, gleich Kieselsteinen, ausstreuen würde — glauben Sie nicht, Mr. Roberts, daß die halbe Männerwelt mir dann zu Füßen läge?“

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, Miß Adeline“ entgegnete der junge Amerikaner lächelnd.

„O, es war von Kindheit an mein glühendster Wunsch“, fuhr das junge Mädchen fort, „einmal etwas Absonderliches zu erleben. Es ist so schrecklich langweilig, nichts anderes zu sein, als immer und immer nur Adeline Everett! Ich möchte einmal irgendwo als Fee auftauchen, um dann, einer Fata Morgana gleich, wieder zu verschwinden. Ich liebe das Extravagante, deshalb habe ich auch meine Mutter überredet, für den nächsten Winter mit uns nach Paris und Deutschland zu gehen. Das ewige Einerlei unseres Landes ist so ermüdend. Sie, Mr. Roberts, sollten uns eigentlich begleiten!“

„Um Sie immer wieder an das ewige Einerlei Ihres Vaterlandes zu erinnern“, erwiderte Roberts sar-

kastisch. „Nein, Miß Adeline. Ich werde mir von Ihren Triumphen nur erzählen lassen und geduldig abwarten, bis Sie, ermüdet und ermattet vom Genusse all der fremden Herrlichkeiten, in die Heimat zurückkehren. Vielleicht kommt dann einst der Augenblick, in dem Sie denken und sagen, daß Hausmannskost allen ausländischen Leckerbissen vorzuziehen ist!“

„Nichts für den Kenner!“ war die spöttische Entgegnung.

Alle lachten. Adeline sprang auf, drehte ihrem Anbeter den Rücken und eilte auf das Fenster zu, an welchem die Dame im schlichten Sommerkleide noch immer stand.

„Roberts ist ein eitler Narr!“ flüsterte sie dort. „Nicht wahr, Rose, es war gut, daß ich ihn tüchtig abblitzen ließ!“

„Nicht ganz, Adeline!“ war die leise Antwort. Mr. Roberts ist von allen Herren Ihrer Bekanntschaft derjenige, welcher mir am meisten inneren Halt, am meisten Charakterstärke zu besitzen scheint; wenigstens nach deutschen Anschauungen. Sie sollten ihn nicht ernstlich erzürnen.“

„Also er gefällt Ihnen wirklich, Rose?“ fragte die junge Dame halb besänftigt, indem sie den Gegenstand des Gesprächs von der Seite beobachtete. „Ich bildete mir ein, daß ein Amerikaner vor Ihren Augen überhaupt keine Gnade finden könne. Darum brenne ich förmlich darauf, deutsche Herren kennen zu lernen. Übrigens könnte Kapitän Lee wohl als das Urbild eines Deutschen gelten. Sie kennen ihn noch nicht, Rose?“

Die Angeredete schüttelte den Kopf. „Ein prachtvoller Mann“, fuhr Adeline fort. „Lees möchten aus der kleinen Amy und ihm gern eine Partie machen, doch beißt er noch immer nicht an, obgleich das arme Ding im tiefsten Grunde ihres keuschen Herzens für ihn erglüht. Vielleicht platzt die Bombe, wenn er jetzt zurückkommt und Amy in ihrem ganzen mädchenhaften Liebreize wiederfindet. Ich würde es ihr wünschen! Sie ist ein himmlisches Wesen, aufopfernd, wahr, edel und immer nur besorgt für andere. Es ist merkwürdig, solche vortreffliche Menschen finden selten das verdiente Glück. Von vornherein liegt eine Art Märtyrernatur in ihnen, wogegen unsereins . . .“

„Was schwatzt Ihr beide denn da so geheimnisvoll mit einander?“ fragte Susy Everett auf deutsch und klopfte mit den schlanken Fingern auf den vor ihr stehenden Tisch. „Singen Sie uns lieber eines Ihrer süßen, deutschen Volkslieder, Rose! Die Herren haben Sie noch nie gehört, und Frau Lee und Mama waren ja gestern ganz überrascht durch Ihre herrliche Stimme. O bitte — bitte singen Sie!“

„Gern, Miß Susy, wenn auch mein einfacher Gesang ein solches Lob kaum verdient.“

Die hohe Gestalt des jungen Mädchens trat jetzt aus dem Fenster heraus in die Mitte des Salons. Mr. Thomson, der ältere der beiden anwesenden Herren, sprang sofort empor und rückte den verschobenen Pianostuhl wieder zurecht.

Rose Hallstein, die deutsche Gesellschafterin der beiden

Misses Everett, war eine wunderbar bestechende Erscheinung und obgleich sie im Vergleich zu den andern beiden Mädchen einfach gekleidet war, so machte sie ihnen dennoch den Rang der Schönheit streitig. Das vollendete Ebenmaß ihrer junonischen Figur drängte die übermäßig schlanken Gestalten der Schwestern in den Hintergrund, während Amy Mansfield, obschon reizend gewachsen, ihr kaum bis zur Schulter reichte. Mit besonderer Anmut wurde der feine Kopf, dessen goldblondes Lockengekräusel sich einer modernen Frisur nur widerspenstig fügte, getragen. Aber das regelmäßig geschnittene, liebliche Antlitz mit den feuchtschimmernden lichtblauen Augen drückte stets einen so tiefen Ernst, eine so auffallende Melancholie aus, um den feinen Mund prägten sich schon so herbe Linien aus, daß das jugendliche Gesicht immer wie durch einen Schatten verdunkelt erschien. Jeder, der die junge Dame zuerst sah, mußte unwillkürlich denken, wie sehr diese Züge durch einen lebensfrohen Ausdruck gewinnen müßten. Rose Hallstein lächelte niemals, und ihre heitere Umgebung hatte sich bereits darein gefunden. Anfangs hatten die spottlustigen jungen Mädchen wohl ihre Bemerkungen darüber gemacht. Nach und nach aber, als sie das sanfte, kluge und vielseitig gebildete Mädchen liebgewonnen hatten, verstummte jedes anzügliche Wort und Mrs. Everett, eine welterfahrene praktische Frau, bemühte sich, diesen Umstand völlig unbeachtet zu lassen, indem sie wohl ahnte, daß ein herbes Leid dem jungen Antlitze jenen charaktervollen Stempel aufgedrückt haben mußte.

Von einer ihr sehr befreundeten älteren Amerikanerin,

welche sich nun ganz in Italien niedergelassen hatte, war die Deutsche ihr sehr warm empfohlen worden, und als damals, bei dem Engagement, das schlichte, blasse Mädchen in Hut und Mantel vor ihr stand, vermutete sie nicht im geringsten, daß sich später eine so außergewöhnliche Schönheit aus ihm entpuppen würde.

Mrs. Everett war zwar stets freundlich und gütig gegen das Gesellschaftsfräulein und räumte ihr auch einen angenehmen Platz in ihrer Familie ein; trotzdem betrachtete sie oft die prächtige Gestalt und das edelgeformte ernste Gesicht mit heimlichem Neide und, wenn Herren sich in der Gesellschaft der Töchter befanden, sogar mit eifersüchtigen Blicken. Vielleicht würde die alte Dame sich manchmal noch liebevoller gegen die junge Deutsche gezeigt haben, wenn nicht Mrs. Luisa Lee sie fortwährend gegen dieselbe eingenommen hätte. Die stolze Frau des reichen Bankiers bemühte sich, die in ihren Augen so unbedeutende Person in der auffallendsten Weise zu ignorieren. Es war ihr sogar schon einmal gelungen, Mrs. Everett zu überreden, daß es besser sei, das Gesellschaftsfräulein zu entlassen, doch legten Susy wie Adeline dagegen den heftigsten Protest ein. Und so war denn Rose Hallstein im Hause der amerikanischen Familie geblieben. — —

Der an sie ergangenen Bitte folgend, legte Rose nun Taschentuch und Fächer auf das Instrument, wendete, indem sie sich mit ihrem gewöhnlichen Ernst niedersetzte und die schlanken Finger einen Moment auf den Tasten

ruhen ließ, den Kopf noch einmal etwas gegen Susy Everett und fragte halblaut:

„Wünschen Sie, daß ich das kleine Lied von gestern singe?“

„Ja, bitte! Und dann noch einige andere, Rose! Ihre Stimme hat etwas süß Bezauberndes an sich. Ein schmeichelnder, verführerischer Reiz liegt in diesen Tönen, die uns wirklich für Augenblicke allem Irdischen entrücken.“

Dann hob Susy die kleinen Hände und gebot den Herren, welche sich lebhaft mit Amy Mansfield unterhielten, auf ebenso ungenierte, wie für sie charakteristische Art Schweigen. Alles verstummte sofort. Auch Adeline hatte sich wieder in einen Sessel gleiten lassen, dabei aber eine Position angenommen, daß Mr. Roberts das feine Profil mit dem reizenden Näschen fortwährend im Auge haben mußte, obschon sie selbst den jungen Mann noch zu ignorieren schien.

Rose sang. Ganz leise intonierend, schwoll die prächtige Altstimme nach und nach zu einer Fülle und Kraft an, für welche der kleine Salon beinahe nicht Raum genug bot.

Susy hatte recht. War es nun der melancholische Klang der wunderbaren Stimme, oder war es der meisterhafte Vortrag der Lieder — es trat ein fast andächtiges Schweigen ein. Die kleine Amy schmiegte ihr zierliches Köpfchen dicht an Susys Schulter, und ab und zu rollten Thränen über die rosigen Wangen, während Adeline jetzt ihr hübsches Gesicht ihrem Verehrer ganz zugewendet hatte. Der kindische Trotz war aus den braunen Rehaugen gänz-

lich verschwunden und es gelang Mr. Roberts, einen halbversöhnenden Blick aufzufangen. Nun sah er unverwandt zu Boden.

Den Kopf auf eine ihrer brillantenfunkelnden Hände gestützt, schien Mrs. Everett ganz in die Musik versunken zu sein und nur Mrs. Luisa Lees Antlitz drückte Ermüdung aus. Sie gähnte zuweilen hinter dem Fächer oder zupfte und glättete ab und zu an den Schleifen ihrer korinthfarbenen Atlasrobe. Plötzlich jedoch belebten sich ihre schläfrigen Züge und ein helles Rot verbreitete einen unverkennbaren Freudenschimmer darüber. Ihr scharfer Blick hatte in der Thür, die nach dem Speisesalon führte, eine männlich schöne Gestalt mit blondem Haupte gesehen und in ihr Herbert Lee erkannt. Dieser stand, von den Portieren noch halb verborgen, unbeweglich da und blickte nach der singenden Dame hinüber.

Weder die freundlichen Winke der Schwägerin, noch der liebenswürdige Gruß von Mrs. Everett, die den Ankömmling gleichfalls wahrgenommen hatte, vermochten den Kapitän aus der Verzauberung zu erlösen, in deren Bann er zu stehen schien. Erst, als das Lied beendet war und die junge Welt sich erhob, um Fräulein Rose einige Komplimente zu sagen, richtete sich der Seemann aus seiner lauschenden Stellung empor, strich mit der Hand über die Stirn und trat dann schnell auf die Dame des Hauses zu.

Allsogleich ward der neue Gast von allen Seiten auf das herzlichste bewillkommnet. Amy Mansfield reichte dem Kapitän tieferglühend die kleine Rechte, die übrigen überschütteten ihn mit Fragen.

Rose Hallstein, welche noch am Klavier stand und die Noten ordnete, wurde anfangs den Besuch nicht gewahr, bis das laute fröhliche Stimmengewirr sie veranlaßte, sich langsam umzuwenden.

„Um Gotteswillen, Rose, was ist Ihnen?" Mit diesem Ausruf umfaßte Adeline, die nur wenige Schritte entfernt stand, jetzt die wankende Gestalt der jungen Deutschen. Rose klammerte sich totenblaß an das Instrument. Der prachtvolle Perlmutterfächer, den sie wieder in die Hand genommen hatte — ein Geschenk von Mrs. Everett — war jäh zu Boden gefallen und lag zerbrochen auf dem Teppich.

Außer Adeline und Amy Mansfield hatte niemand den kleinen Zwischenfall, die blitzartige Veränderung in dem sonst so ruhigen Angesichte wahrgenommen. Die letztere trat jetzt teilnehmend auf Rose zu, aber diese wehrte sie ab. „Es war nichts, wirklich nichts — nur eine augenblickliche Schwäche. Wie gut Sie sind, Adeline! Meine teuere Amy, ich danke Ihnen herzlich!"

Die sanften Augen von Miß Mansfield ruhten sorgenvoll auf den wachsbleichen Zügen Roses und sie preßte eine ihrer herabhängenden Hände zärtlich an die Brust.

„O, natürlich wirkt die arge Hitze der letzten Tage nachteilig auf Ihre Nerven, Rose!" flüsterte Adeline, indem sie die Deutsche liebevoll in einen Sessel drückte. „Trotzdem haben Sie so lange gesungen. Wie leid mir das thut! Kommen Sie, meine Liebste! Ich führe Sie schnell hinauf in Ihr Schlafzimmer; dort legen Sie sich nieder."

„Nein, nein! Mir ist schon wieder besser. Um Gotteswillen nur kein Aufsehen! Sie wissen ja, Mrs. Everett verabscheut dergleichen Szenen. Und nun gar jetzt, wo Sie eben neuen Besuch erhalten. Sie sollten lieber…"

„Ich habe noch gar keine Gelegenheit gefunden, Ihnen die Hand zu schütteln, Mrs. Adeline Everett!" sagte Kapitän Lee jetzt dicht an Rose Hallsteins Sessel. „Verzeihen Sie mein unzeremonielles Erscheinen, allein Mrs. Lees Dienerschaft meldete mir, daß meine Verwandten sich hier befänden — und — es drängte mich, dieselben wiederzusehen."

Während der Kapitän so sprach, ruhten seine Blicke mit unverhohlener Überraschung auf der jungen Deutschen.

„Darf ich bitten, mich dieser Dame vorzustellen?"

„Kapitän Herbert Lee — Fräulein Rose Hallstein, unsere Freundin!" sagte Adeline heiter und ließ die klugen Augen von dem einen zu der anderen schweifen. Merkwürdig! Die beiden Menschen schauten sich an, als ob sie sich schon vorher einmal begegnet seien und nur jetzt beide nicht wüßten, wo?

„Fräulein Hallstein scheint Sie an jemand zu erinnern, den Sie kennen, Kapitän?" fragte Miß Everett, um die ins Stocken geratene Unterhaltung wieder in Fluß zu bringen. „Es ist sonderbar, als Mr. Thomson dort Rose zum erstenmal sah, war auch er ganz frappiert und meinte, hier in New-York auf dem Boote der Fulton-Ferry einer Dame begegnet zu sein, die ihr wie aus dem Gesichte geschnitten gleich sah, und doch war gar kein Gedanke daran, daß Fräulein Hallstein selbst jene Dame

gewesen sein konnte. Solche Ähnlichkeiten kommen vor. Oft erinnert aber auch nur ein Augenaufschlag, ein Lächeln, oder der Klang der Stimme der einen Person an die andere."

„Jawohl, die Stimme!" entgegnete Herbert gedankenvoll, indem er auf die feinen schlanken Hände der Deutschen herabschaute. Dann schwieg er wieder, und Adeline dachte:

„Mein Gott, was sind die Seeleute doch für langweilige, formlose Menschen!"

Jetzt trat die übrige Gesellschaft hinzu, und die Unterhaltung wurde allgemein.

Das trübe, unsichere Wetter war nun definitiv in einen feinen Regen umgeschlagen, und man lachte und scherzte über den Nachhauseweg in wasserdichten Mänteln und Überschuhen. Indem noch eine halbe Stunde von der Dinerzeit trennte, so wollten die beiden Miß Everetts ihre Gäste nach dem Hotel zurückbegleiten. Zumal Mrs. Lee drängte nach Hause, da ihr Gatte in jedem Moment aus New-York eintreffen konnte und sie ihm die Freude des Wiedersehens mit dem Bruder keinen Augenblick vorenthalten wollte.

„Sie dispensieren mich wohl, Adeline? Mr. Roberts wird Ihnen gern wieder das Geleite bis hierher geben", sagte Fräulein Hallstein. Ihre sonst so klare Stimme klang dumpf.

„Aber Liebste, Sie müssen es sich wirklich abgewöhnen, sich so abhängig zu gebärden", war die lachende Antwort. „Das will Mama gar nicht. Thuen Sie doch

ganz, was Ihnen beliebt, Rose! Wir sind es ja, die von Ihnen Gefälligkeiten empfangen. Es ist kaum glaublich, wie Susy und ich das Deutsche gelernt, und wie Sie es verstanden haben, unsere bescheidenen Kenntnisse zu erweitern. Ich selbst staune jetzt über mich."

„Bei Ihren Gaben war das nicht schwer", erwiderte Rose, indem sie die Hand der jungen Freundin sanft drückte.

„Also auf Wiedersehen bei der Mahlzeit, liebe Rose!"

Und Adeline sprang davon.

Der Weg zum Hotel, wo Mr. Jakob Lee mit seiner Familie wohnte, war nicht weiter, als etwa zehn Minuten; Kapitän Herbert ging an Amys Seite. Die kleine Brünette hatte die Kapuze ihres Regenmantels dicht über den zierlichen Kopf gezogen, so daß ihr Begleiter, welcher einen großen Schirm vorsorglich über sie hielt, nur das weiße Nasenspitzchen und ein wenig von den rosigen Wangen erspähen konnte.

„Ich habe mich dieses Mal unbeschreiblich auf die Heimkehr gefreut, Amy!" begann der Seemann, indem er sich tiefer zu dem jungen Mädchen herabbeugte.

„Wirklich? Sie waren auch lange fort, Kapitän Lee!"

„Ist Ihnen die Zeit besonders lang erschienen?"

Die Rosenglut, womit das zarte Gesichtchen überhaucht war, dünkte ihm bei seiner Frage um einige Schattierungen dunkler zu werden. Eine Antwort blieb aber aus, und beide gingen schweigend weiter.

„Seit wann ist Fräulein Hallstein in der Familie

Everett?“ fragte der Kapitän plötzlich, wie aus tiefem Sinnen auffahrend.

„Ich glaube seit etwa sechs Monaten. Susy und Adeline lieben sie zärtlich, und Mrs. Everett schien recht froh über diese Acquisition. Die beiden Mädchen zeigen jetzt unbedingt mehr Interesse an höheren Dingen als früher, und diese günstige Veränderung ist allein dem Fräulein zuzuschreiben. Ich selbst mag sie auch sehr gern. Sie ist eine auffallend schöne Erscheinung. Finden Sie das nicht auch?“

Kapitän Lee schüttelte eben den nassen Regenschirm ab und hatte den Kopf ein wenig nach der andern Seite gewandt.

„Ich? — O ja, ich finde sie sehr hübsch.“

Man war am Hotel angelangt, und alle traten gemeinsam ins Haus.

Drittes Kapitel.

Seit jenem Regennachmittage, welcher Kapitän Lee in den Kreis seiner Familie zurückgebracht hatte, waren etwas über zwei Wochen verflossen. Der prächtigste, goldigste Sonnenschein lag nun wieder über der Meeresküste, und Long Branch schwelgte in Wohlsein und Vergnügen.

Mr. Jakob Lee saß in seinem großen, reichausgestatteten Hotelzimmer. Er arbeitete nicht, obgleich die während seines achttägigen Aufenthaltes im Bade angehäuften Korrespondenzen in einem großen Haufen vor ihm lagen. Mürrisch, fast finster, schaute er hinaus auf die im Sonnenlichte funkelnde und glitzernde Wasserfläche und blickte gedankenvoll auf die den weißen Sand des Strandes mehr und mehr bespülenden Wellen der steigenden Flut.

Mr. Jakob Lee war an diesem lachenden Sommernachmittage in sehr schlechter Laune. Seine hohe Stirn legte sich in tiefe Falten, und die durchdringenden dunklen Augen bewegten sich unstät hin und her. Neben ihm stand eine Kristallkaraffe mit rubinfarbigem Klaret. Vor kaum zwanzig Minuten hatte der Diener dieselbe gefüllt auf den Schreibtisch gesetzt, jetzt war sie schon fast leer. Von neuem einschenkend, stürzte Lee den Wein in einem

Zuge hinunter. Dann schob er die Flasche beiseite, erhob sich und schritt einigemale erregt durch das Zimmer.

„Herbert muß fort von hier! Ich werde ihn zu überreden suchen, mit mir eine kleine Reise zu machen," sprach er in abgerissenen Sätzen. „Ein wahres Unglück! Das halbe Bad macht schon seine Glossen darüber! Und an der ganzen Geschichte sind nur die beiden Everettschen Gänse schuld mit ihrem kindischen Geschnatter. Sie haben nun einmal an dieser Person einen Narren gefressen und posaunen ihre vermeintlichen Vorzüge in die Welt. Schön — arm — und schutzlos! Da ist mein Herr Bruder natürlich gleich bei der Hand, den Protektor zu spielen, während die arme Amy . . ."

„Darf ich Dich für einige Minuten stören, Jakob?"

Mrs. Luisa Lee steckte ihren Kopf zur Thüre herein.

„Nun, was bringst Du, meine Liebe?" fragte der Gemahl mit ausgesuchter Höflichkeit.

Die stattliche Frau war bereits ins Zimmer getreten und hatte sich, hoch aufatmend, in einen Lehnstuhl geworfen. Lee blieb erwartungsvoll vor ihr stehen.

Dieses Ehepaar lebte in einem eigentümlichen Verhältnis. Ein jedes war reich, im höchsten Grade verwöhnt und anspruchsvoll. In ihren Ansichten und Handlungen äußerlich streng rechtlich, suchte jeder Teil im Kreise der Bekannten als der bessere, edlere betrachtet zu werden. Wenn Mr. Lee für einen wohlthätigen Zweck hundert Dollar gezeichnet hatte, so notierte Mrs. Luisa gewiß hundertundfünfzig. Wo es galt, den Namen Lee

vor der Öffentlichkeit mit Ehren zu repräsentieren, da zauderten der Bankier und seine Gemahlin überhaupt nie, die wohlgefüllten Börsen bereitwillig und mitleidig zu öffnen. Außerdem suchte Lee etwas darin, für das Muster eines amerikanischen Ehemannes zu gelten. Stets liebenswürdig und von chevalereskem Benehmen, bemühte er sich, die leisesten Wünsche seiner Gattin zu erfüllen. Es war unzweifelhaft, daß beide auf ausgezeichnetem Fuße miteinander standen. Die näher Eingeweihten glaubten freilich zu wissen, daß Lee seine stattliche kluge Frau ein wenig fürchte und sich ihr nur freiwillig unterordne, um sich keine Blöße zu geben. Diese guten Freunde behaupteten ferner, Lee verstände das Gebot der ehelichen Treue sich ganz nach seinem Gefallen zurecht zu legen, so daß es, trotz allen guten Einvernehmens, doch schon zu recht leidenschaftlichen Szenen zwischen den Gatten gekommen sei. Aber das waren nur Vermutungen, und da kein Mensch etwas Bestimmtes wußte, so behielt der Name Lee nach wie vor seinen guten und reinen Klang.

„Ich habe es bisher vermieden“, begann Mrs. Lee, „eine Angelegenheit mit Dir zu besprechen, welche, so peinlich und fatal sie auch ist, doch erörtert und überlegt sein will!“

Mrs. Luisa hatte sich, wie das ihre Art war, ganz in den Sessel zurückgelegt und schaute durch das Lorgnon auf den im Zimmer auf und ab promenierenden Gatten.

„Welche Angelegenheit, mein Herz?“ Mr. Lee blickte bei dieser Frage starr auf das Muster des persischen Teppichs herab.

„Ich bitte Dich, spiele doch nicht Komödie mit **mir**, Jakob!“ rief die Dame ungeduldig. „Du weißt recht gut, worauf ich ziele!“

„Du meinst vermutlich Herbert?“ kam es gedehnt aus Mr. Lees Munde.

„Natürlich! Deine Mienen haben mir schon seit acht Tagen verraten, daß Du inbezug auf ihn wahre Folterqualen aussteht. Das trifft nun zwar bei mir nicht zu; allein ich verlange von Dir, daß diesem Skandal — anders kann ich die Sache wirklich nicht nennen — endlich ein Ende gemacht wird!“

Der Bankier blieb vor seiner Frau stehen und blickte ihr voll ins Gesicht.

„Skandal? Wie verstehst Du das, Luisa?“

„Guter Himmel! Diese kokette Person hat Deinen Bruder ja förmlich bezaubert. Der früher so besonnene, kühle Herbert begeht mit einemmale Thorheiten, wie kaum ein Zwanzigjähriger. Sobald Mrs. Everett und die Mädchen zum Baden gehen — Fräulein Rose beliebt es nicht, sich daran zu beteiligen — spaziert er vor aller Augen mit der Gesellschafterin am Strande auf und ab und schneidet verliebte Gesichter, daß die Leute fast mit Fingern auf das Paar zeigen. Und nachmittags ist er ja, wie Du weißt, ein stehender Gast bei Everetts.“

Mrs. Luisa holte tief Atem und machte eine kleine Pause. Der Gemahl erwiderte keine Silbe.

„Aber, Jakob! Du bist ja wie ein Taubstummer!“ hieß es jetzt. „So rede doch! Was soll unter diesen Umständen aus Amy werden? Alle unsere Bekannten

glaubten bestimmt, daß es nun zwischen ihr und Herbert zur Erklärung kommen würde. Siehst Du denn nicht, wie das Kind mir täglich schmäler und bleicher wird? Und, was das Schlimmste ist, sie muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Susy und Adeline nehmen sie ja überall hin mit, und in ihrer grenzenlosen Gutherzigkeit läßt sie alles über sich ergehen. Soeben komme ich von Mrs. Everett. Ich habe sie gebeten, jene Person Knall und Fall zu entlassen, oder wenigstens auf eine gute Manier fort zu komplimentieren. Mein Gott, mit Geld kann man doch viel thun! Nun behauptet die Dame aber, Fräulein Hallstein sei durchaus anständig, und ihren Töchtern lieb und wert. Wenn Kapitän Lee auch Gefallen an ihr fände und sie mit Huldigungen überschütte, so sei doch von ihrer Seite nicht das geringste gethan worden, um das zu provozieren. Auch könne sie Herbert das Haus nicht verbieten, es wäre daher vielmehr Sache seiner Verwandten, ihm die nötigen Winke zu erteilen In diesem zweiten Punkte muß ich ihr recht geben, wenngleich ich die Rücksicht für dieses Mädchen nicht begreife. Adeline und Susy beherrschen ja aber die Mutter ganz und gar. — Ja, nun rate und hilf Du, Jakob! Du bist der einzige, der über Herbert etwas vermag! Gibst Du das nicht selbst zu?"

Mr. Lee war an das Fenster getreten und trommelte an die Glasscheiben.

„Oder bist Du etwa zaghaft geworden?" hieß es weiter. „Fürchtest Du Dich gar, dem Bruder, der all sein Lebtag nur die größte Liebe und Hingebung von

Dir genossen hat, einmal mit Strenge gegenüberzutreten und ihm zu sagen: ‚Herbert, vergiß nicht, was Du dem Namen Lee schuldig bist?‘ Freilich ist er ja ein gereifter Mann und sollte das wissen. Allein auch Männer können straucheln!“

Ein boshafter Blick flog zu dem Gatten hinüber, aber dieser bemerkte ihn nicht, da die steigende Flut plötzlich sein volles Interesse in Anspruch nahm. Erst als die Dame sich von ihrem Sessel erhoben hatte und langsam zu ihm herangetreten war, wandte er sich halb um und schaute ihr ungeduldig, fast ärgerlich ins Gesicht.

„Laß uns zur Sache kommen, Jakob“, rief Frau Lee jetzt. „Was hast Du für eine Idee? Seit Wochen sehe ich, daß Du Dich mit einem Plane herumträgst. Wo es sich um Herberts Wohl und Wehe handelt, bist Du ja stets der opferfreudigste, selbstloseste Mensch“, fügte sie nicht ohne Bitterkeit hinzu. „Hältst Du es für geraten, daß wir alle von hier abreisen? Auf diese Weise wäre mit einemmale dieser Liebelei ein Ziel gesteckt.“

„Du hältst die Sache also nur für eine Liebelei, Luisa?“ fragte der Bankier kalt.

„Natürlich; wofür sonst?“ Das volle Antlitz der Dame überzog sich bei diesen Worten mit einer unwilligen Röte.

„Ich fürchte, Herbert hat die Absicht — hat bereits den festen Entschluß gefaßt — das Gesellschaftsfräulein zu heiraten!“ Mr. Lee sagte das zögernd, mit finster zusammengezogener Stirn und scharfer Betonung.

„Jak,ob bist Du rasend? — Heiraten — das namen-

lose Mädchen?!“ lachte Mrs. Luisa gellend und stieß dabei mit solcher Heftigkeit an den Schreibtisch, daß das Trinkglas und die Karaffe klirrend aneinander schlugen. „Wie kannst Du einen solchen Unsinn nur aussprechen — und noch dazu mir gegenüber? Was bringt Dich auf den abscheulichen Gedanken? Da kenne ich Herbert doch besser. Er ist exzentrisch — gewiß; er ist manchmal auch ein bischen überspannt, aber er wird nie vergessen, was er seinem Namen und uns schuldig ist!“

„Nein, Luisa! Du kennst ihn eben nicht“, gab Mr. Lee ruhig zurück. „Nur ich weiß, was in diesem Athleten mit dem vertrauenden Kinderherzen vorgeht! Du siehst nicht, wie eine einzige mächtige Regung — die Liebe — alle vernünftigen Gedanken in ihm zu Grunde gehen läßt, ich aber habe seit Jahren diesem Moment, in dem die schlummernden Gewalten in Herberts Brust zum Durchbruch kommen würden, mit Furcht entgegengesehen, weil ich wußte, daß einst die Leidenschaft wie eine helle Flamme jäh in ihm auflodern und ihn mit aller Kraft in ihrem Banne halten würde!“

Mr. Lee sprach ungewöhnlich heftig und erregt. „Die kleine Amy“, fuhr er fort, „hat es leider nicht verstanden, diese Gefühle zu erwecken. „Jetzt ist seine Neigung auf eine Fremde, auf eine uns ganz Unbekannte, auf eine Ausländerin gefallen.“

Mit zornfunkelnden Augen und tief erblaßt blickte Mrs. Luisa in das Gesicht des Gatten. Doch bewirkte der schmerzliche Ernst in seiner Stimme, daß die heftige

Entgegnung, welche ihr auf den Lippen schwebte, zunächst nicht ausgesprochen wurde.

„Aber mein Gott! Du — Du wirst das verhindern! Du darfst es — Du allein hast ein Recht dazu!“

Er zuckte die Achseln.

„Ich will es versuchen“, erwiderte er, „das gebietet mir die Pflicht, aber ich zweifle an dem Erfolge. Herbert hat einen Eisenkopf, wie wir ja bereits genugsam erfuhren — damals, als er unseren Bitten zuwider zur See ging. Du weißt das ebensogut wie ich, Luisa! Auch fürchte ich, daß sein Entschluß seit einer Woche völlig reif geworden ist. Er wartet nur noch auf eine günstige Gelegenheit, um mich mit seinen Wünschen bekannt zu machen. Darauf warte auch ich. Das ist dann der Zeitpunkt, wo ich sprechen kann; und ich hätte es auch ohne Deine teilnehmende gütige Aufforderung und Mahnung gethan, meine Liebe.“

Mr. Lee gähnte leicht und wandte den Kopf wieder dem Fenster zu.

„Gewiß, davon bin ich ja überzeugt“, war die Antwort. „Darum sagte ich bereits, Du wärest der einzige, der hier helfend einschreiten könne. Ich habe mir freilich nicht träumen lassen, daß diese kleine Affaire einen so gefährlichen Charakter annehmen würde!“ setzte sie halb flüsternd hinzu, indem sie ihre Hand sanft auf des Gatten Arm legte. „Nun begreife ich auch Deine tiefe Verstimmung und Deine merkliche Niedergeschlagenheit während der letzten Tage, mein teurer Jack! Ich habe

mir oft ganz andere Gedanken und Sorgen darüber gemacht.“

Sie sah ihn mit ihren klugen lebhaften Augen durchdringend an, und es hatte fast den Anschein, als läge eine versteckte Zärtlichkeit in ihrer Stimme, allein Mr. Lee kannte seine schöne Frau nur zu gut. Luisa zeigte sich nur dann weich und hingebend gegen den Gatten, wenn sie seinen Beistand zur Förderung irgend welcher Pläne nötig hatte. Seit beinahe Jahr und Tag war es ihr glühendster Wunsch, die kleine reiche Erbin — Amy Mansfield — mit dem Schwager zu verheiraten, und da niemand in der ganzen weiten Welt Einfluß auf Herbert hatte, als Mr. Lee, so geschah es nicht ohne Absicht, daß die kluge Frau plötzlich ihre noch immer schönen Augen so warm zu dem Gemahl emporschlug.

Mr. Lee nahm im übrigen diesen Blick mit der größten Ruhe und Gelassenheit entgegen. Behutsam, als handele es sich um zerbrechliche Ware, hob er die feine weiße Hand von seinem Arme und entgegnete ironisch:

„Du hast es ja stets verstanden, mir in der Seele zu lesen, Luisa, und so trafst Du denn auch dieses Mal das Richtige! Ja, Herberts Zukunft erfüllt mich mit drückenden Sorgen. Seine romantischen Träume — seine etwas ideale Lebensanschauung, haben ihm ein trügerisches, in verführerischen Farben schillerndes Luftschloß aufgebaut, wonach er in seinem kindlichen Sinne jetzt gierig die Hand ausstreckt. Dieses blendend schöne Mädchen — ein solches ist Rose Hallstein entschieden, auch Du

wirst das einräumen müssen —" (Mrs. Luisa rümpfte hier ein wenig die Nase und sah verächtlich zur Seite) — „dieses schöne Mädchen also erscheint Herbert jetzt als das verkörperte Ideal seiner Wünsche! Ihre Armut, die abhängige Stellung, in der sie sich befindet, und ihre eigene apathische Art — alles das webt und zaubert in meines Bruders Augen einen Heiligenschein um das goldlockige Haupt —; und dennoch erfüllt der Gedanke, sie könne Herberts Weib werden, mich mit unendlicher Bangigkeit. Denn ich bin überzeugt, daß das Mädchen eine Vergangenheit hat —"

„Zweifellos", fiel Mrs. Lee dem Gatten schnell ins Wort, während ein triumphierendes Leuchten über ihr Gesicht flog. „Das wußte ich von dem Augenblick an, in dem sie mir bei Mrs. Everett vorgestellt wurde, und ich freue mich, daß Du meine Ansicht teilst, Jakob! Jede Bewegung, jeder Augenaufschlag dieser Person ist die vollendetste Koketterie, mit der sie die blinden Männer zu fesseln weiß — ab und zu auch Frauen, wie Susy und Adeline Everett. Darin besitze ich einen haarscharfen Blick. Der Verdacht allein genügt mir übrigens, um das Urteil zu sprechen. Ich halte sie für . . ."

„Natürlich!" unterbrach der Bankier seine Frau heftig. „Du bist stets sehr rasch bei der Hand, zu verdammen — wahrhaft genial darin, alle Fehler und Schwächen Deiner Mitschwestern herauszufinden, Luisa! Das weiß ich längst. Meist habe ich Dir nicht widersprochen. Hier aber kann ich es nicht unterlassen, Dir ent-

schieden entgegenzutreten. Du urteilst falsch, Du urteilst hart und ungerecht!"

„Jakob, ich bitte Dich, mäßige Dich," stieß die Dame empört hervor.

„O, ich bin ganz ruhig, Liebe! Du hast mich vorher meinen Satz nicht vollenden lassen. Gewiß ist es auch meine Überzeugung, daß Fräulein Hallstein eine Vergangenheit hat, aber nicht eine solche, wie Du zu denken scheinst. Wenn ich Dir versicherte, daß die Idee, sie einst als Herberts Frau zu sehen, quälende und peinigende Sorgen in mir wachruft, so meinte ich damit nur, daß ich dem Bruder ein Wesen zur Seite wünschte, dem die rauhen Stürme des Lebens nicht bereits den Blütenschnee vom Herzen gestreift! Rose Hallstein aber ist meiner Ansicht nach ein Weib, das herben Seelenschmerz erfahren und — überwunden hat. Diese tieftraurigen Augen erzählen nur zu deutlich von schwerem Leid. Sie ist zu ernst, zu verschlossen für den warmfühlenden heißblütigen Herbert. Und dann vor allem — sie ist eine Deutsche. Das sind die Gründe, welche mich veranlassen, gegen eine voreilige Verbindung zu sein. Du aber — als Mrs. Everetts Freundin — solltest in Deinen Äußerungen vorsichtiger sein über eine junge Dame, welche die volle Teilnahme dieser Familie genießt. Fast könnte es mir scheinen, als betrachte Mrs. Luisa Lee die dem armen Mädchen von Mutter Natur so reichlich verliehenen, glänzenden Vorzüge mit eifersüchtigen Blicken — besonders, da Du von jeher Schönheit als den größten Fehler des weiblichen Geschlechts, ja als den Grund und Ursprung aller

Übelstände und Schäden unseres Jahrhunderts anzusehen beliebtest!“

Die schöne Frau lachte jetzt hell auf. Spott, Hohn und unterdrückter Ärger lagen in diesem Lachen.

„Bravo, bravo! Mein musterhafter Gemahl nimmt ja gleichfalls Stellung für diese geheimnisvolle Schönheit die allen Männern von Long Branch ein Rätsel zu raten aufgibt! — Die tieftraurigen Augen jener Sphinx verfehlten also nicht, auch auf den gestrengen Herrn Bankier einen mächtigen Zauber auszuüben? Vortrefflich, mein Lieber! Eine prächtige Entdeckung! Natürlich, Herbert darf dieses Mädchen nicht heiraten! Du wirst alles aufbieten, das zu verhindern. Aber hier — bei Mrs. Everett soll sie bleiben — ganz selbstverständlich! Und wehe dem, der dieses reine Götterbild mit Verdächtigungen zu beschmutzen wagt! Glaubst Du aber, Jakob, ich würde trotz alledem dulden, daß diese Person länger in meiner Nähe bleibt? Jetzt werde ich handeln, verlasse Dich darauf! Denn nun bin ich vollständig orientiert. O, über Euch kurzsichtige Männer! Ein kaum ausgesprochener Gedanke — ein nur leise hingeworfenes Wort verrät und entschleiert oft den ganzen Abgrund Eurer Herzen. Aber eine kluge Frau läßt sich so leicht nicht düpieren! Gute Nacht, Jakob!“

„Luisa, bist Du toll geworden?!“

Allein schon war die Dame, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, hinausgerauscht.

Eine geraume Zeit sah Mr. Lee stumm und regungslos nach der Thür, durch welche soeben seine Frau ver-

schwunden war. Dann langte er nach der Kristallkaraffe, goß den letzten Rest in den Becher und stürzte den Wein hastig hinunter. Darauf nahm er seinen Hut und verließ mißmutig das Hotel.

Der Abend hatte sich bereits über Long Branch herabgesenkt. Aber die feuchtwarme, schwere Luft, die im Gegensatze zu der kühlen Atmosphäre seiner Zimmer, Mr. Lee entgegenschlug, bot ihm keine Erquickung. Trotzdem blieb er, aufatmend, einige Minuten vor dem Hause und ließ den müden Blick über das zauberisch schöne Bild vor seinen Augen hingleiten. Wo im Westen vor kaum zehn Minuten die Sonnenscheibe blutrot versunken war, da erschienen jetzt Himmel und Meer wie in Purpurglut getaucht, so daß selbst die Schaumkämme der sanft tändelnden Wellen vom zartesten Rosenschimmer überhaucht waren. Die vor wenigen Tagen noch so hoch und wild brausende See glich heute einem im Mutterschoße schlummernden Kinde.

Langsam und gedankenvoll schritt der ernste Mann am Strande entlang.

„Eine kluge Frau läßt sich so leicht nicht düpieren!“ murmelte er. „Aber Du bist nicht klug, Luisa, bist nie klug gewesen! Gerade Deine vermeintliche Klugheit, Deine maßlose Herrschsucht und Dein Ehrgeiz waren es, die Dir nach und nach des Gatten Herz entfremdet haben. Stets war Dein Sinn nach außen gerichtet. Du hattest keinen andern Wunsch, als zu glänzen, wozu der gutklingende Name des Mannes, dem Du gnädig die Hand gereicht, genügenden Anlaß bot. Ich aber, ich habe nie

gemurrt, nie geklagt — nicht einmal geseufzt habe ich, habe Jahre hindurch den Mustereheman gespielt, wenngleich in einem prunkvollen, öden Heim nie — niemals — mir dafür ein Dank oder eine Anerkennung zu teil wurde. Und doch staunte die Welt über dieses bewunderte, glückliche Paar!“

„Das glückliche Paar!“ rief der Bankier plötzlich stehen bleibend, mit schneidendem Hohn. „O! wohl entsinne ich mich noch eines Abends — fünf Jahre etwa mochten wir verheiratet sein, und unsere jüngste Tochter hatte wenige Tage vorher den zweiten Geburtstag gefeiert — das letzte Fest einer glänzenden Saison war verrauscht und ich begleitete Luisa nach Hause — müde, abgespannt und durch Vergnügungen und Lustbarkeiten gesättigt bis zum Übermaß — wünschte und ersehnte ich im tiefsten Innern des Herzens nichts, als den süßen Frieden eines häuslichen Glückes. Damals gab es noch Momente, wo der Gedanke an das Glück der Ehe mir das Höchste, Heiligste der Erde dünkte! — Luisa hatte den Pelzmantel zu Boden fallen lassen und stand nun in ihrer imposanten Schönheit — umflossen von einer Atlasrobe, den stolzen Nacken und die wunderweißen Arme brillantenfunkelnd, vor mir und schaute mich an. — War es eine Einbildung, daß ich einen sanften, zärtlichen Schimmer in ihren Augen zu erkennen vermeinte? — Da überkam mich ein heißes Verlangen nach Liebe. Damals lebten ja noch edle, reine Gefühle hier in diesem nun so abgestumpften Herzen; damals liebte ich sie ja noch mit jener Liebe, die keine Grenzen findet in ihrer Geduld und Hingebung

— und die — die eine Thorheit ist. — In glühenden Worten beschwor ich sie, den gleißenden Schimmer der Weltfrau abzuwerfen — nur mir — einzig mir und den Kindern zu leben. Ich flehte sie an, mir ein Heim — ein richtiges, süßes Heim zu schaffen, wie ich es mir in meinen Träumen ausgemalt hatte. Ich trat an sie heran, ich umarmte sie. Sie aber stieß mich unwillig zurück.

„Der Wein hat Dir den Verstand getrübt, Jakob," sagte sie kalt. „Laß mich los! Du zerdrückst meine kostbaren Blumen. Ich bin wirklich nicht in der Stimmung, Deinen Unsinn anzuhören! — Schlafe den Rausch aus, Jakob, und sei kein Narr!"

„Damit ging sie.

„Ein Narr! O, das war in der That die richtigste, passendste Bezeichnung für mich! Fünf lange Jahre war ich ja nichts anderes gewesen. Ich stieß unwillkürlich einen Wutschrei aus. Heute noch höre ich jenen leidenschaftlichen Ton, der sich mir damals aus dem Herzen rang. Und doch sind die bitteren, verzweifelten Gefühle, die in jener unseligen Zeit in mir tobten — Gott Lob! nun längst tot und begraben. — Ich bin seitdem meine eigenen Wege gegangen und das Blatt hat sich gewandt. Luisa wurde unruhig. Es kamen leise, fast schüchterne Bemerkungen, versteckte Andeutungen, nicht mißzuverstehende Winke — Luisa wurde eifersüchtig! Die kühle Gemessenheit des stolzen Weibes wandelte sich plötzlich in leidenschaftliches Feuer. Schon beim Frühstücke wurden mir höhnische Worte serviert — mittags gab es Szenen, abends

Thränen — ich aber, ich lachte! Ja, so ändern sich die Zeiten, und mit ihnen die Menschen!

„Ich bin gerächt, entschädigt und — glücklich in meiner Weise. Man muß es nur verstehen, sich das Leben nach Geschmack zu präparieren, wie eine Auster. Die ißt auch ein Jeder auf seine eigene Art."

Mr. Lee knöpfte den leichten Sommerrock zu und schlug mit eiligen Schritten den Weg nach Mrs. Everetts Villa ein. Es schien, als habe er einen Entschluß gefaßt, den er so schnell als nur irgend möglich zur Ausführung bringen wollte.

Viertes Kapitel.

„Es thut mir herzlich leid, liebe Rose, daß ich Sie bitten muß, diesen Nachmittag allein zu verbringen!" sagte Mrs. Everett freundlich.

„Aber, theure Frau Everett!" war die Antwort. „Das thut ja nichts. Ich bin sogar froh, einmal einen Abend da draußen auf der Veranda, angesichts des unvergleichlichen Meeres, in aller Stille verbringen zu können. Es liegt ohnehin in meinem Zimmer viel angefangene Arbeit, und ich hoffe, bis zu Ihrer Rückkehr den Paravent für Susys Geburtstag zu Ende bringen zu können. Wenn die jungen Mädchen hier sind, komme ich doch nicht dazu."

„Immer fleißig und gefällig! Sie sind wirklich bewundernswert, mein Kind!" sagte die alte Dame lächelnd, indem sie dabei ihre lehmgelben Handschuhe bedächtig zuknöpfte. Sie war bereits in Hut und Umhang. „Ich bitte Sie hauptsächlich um Mrs. Lees willen, hier zu bleiben, da diese in der Regel nach dem Diner etwas zu mir herüberkommt und es entschieden unangenehm empfinden würde, wenn sie das ganze Haus leer fände. Teilen Sie ihr, bitte, mit, daß ein Telegramm meines Bruders, der auf seiner Reise nach Europa für einige Stunden durch New York kommt, mich und die Kinder

nach dem Grand Central Hotel gerufen hat. Sie wissen ja, liebe Rose, Mrs. Luisa ist etwas sensibel; sie verlangt nun einmal Rücksichten und kann dieselben auch beanspruchen!"

Das junge Mädchen sah zu Boden, ohne etwas zu erwidern.

„Sie mögen Mrs. Lee nicht besonders, Rose! Wie?"

„Nein, Mrs. Everett!" war die offene Antwort. „Die Nähe dieser Dame wirkt stets erkältend auf mich Wenn ihre großen brennenden Augen sich durchbohrend auf mich richten, so habe ich immer das Gefühl, als versuchten sie auf dem Grunde meiner Seele zu lesen. Ich kann mich übrigens auch nicht erinnern, daß ihr Mund je ein gütiges Wort mir gegenüber gesprochen hätte. Zumal in der letzten Zeit . . ."

Rosa stockte, da der alten Dame Blicke jetzt ernst und forschend auf ihr ruhten.

„Mrs. Lee," bemerkte Mrs. Everett ernst, „ist eine hochangesehene Frau, und ich als Fremde muß ihr ein wenig den Hof machen. Das bringen die Verhältnisse nun einmal mit sich. So — Sie meinen also, in der letzten Zeit sei Mrs. Lee noch kälter und unfreundlicher gegen Sie gewesen? Wissen Sie nicht, warum, Rose?"

Die großen Augen der Deutschen wurden durch einen Thränenschleier verdunkelt, als sie fast schluchzend hervorstieß:

„Mrs. Everett! Um Himmelswillen! Sie — Sie werden doch nicht auch denken — was Adeline mir vor wenigen Tagen angedeutet hat — was alle Welt hier

glauben soll? — Nein, nein, so ungerecht und grausam sind Sie nicht! Und Sie werden auch nicht dulden, daß man meinen Namen in den Staub zieht — daß man Unedles von mir denkt? — Lassen Sie mich fort von hier, teure Mrs. Everett! Ich fühle mich nicht stark genug, diesen boshaften Andeutungen die Stirn zu bieten, obgleich mein Gewissen vollständig rein und ruhig ist. — Gestatten Sie mir . . ."

„Aber, Rose, wer sagt Ihnen denn, daß ich an das müssige Geschwätz der Leute glaube?" Die alte Dame hatte liebevoll nach einer der schlaff herabhängenden Hände gegriffen. „Unsinn — fortgehen! Sie müssen nun erst recht hier bleiben, um dem Gerede die Spitze abzubrechen. In meinem Hause — unter meiner ferneren Protektion können Sie das ganz ruhig. Wir haben Sie ja nun genügend kennen und schätzen gelernt, liebes Kind, wir wissen auch ganz genau, daß von Ihrer Seite nicht die kleinsten Avancen gemacht worden sind! Daher werden wir alle für Sie einstehen und Sie von dem so stürmischen lästigen Anbeter zu befreien suchen!"

Wieder ruhten Mrs. Everetts Augen einige Sekunden prüfend auf dem schönen, in leidenschaftlicher Erregung zuckenden Antlitze.

„Glauben Sie mir, Rose," fuhr sie dann fort, „ehe zwei Monate verflossen sind, ist Kapitän Lee der glückliche Bräutigam von Amy Mansfield! Mrs. Luisa ist ganz die Frau dazu, diese Angelegenheit wieder in Ordnung zu bringen — und Sie sind dann glänzend gerechtfertigt!"

Die Angeredete hatte den blonden Kopf nach dem Meere hin gewandt, und die verschränkten Arme preßten sich einen Moment heftig gegen die Brust.

„Die Seeleute sind nun einmal anders geartet und organisiert, als unsere prosaischen, blasierten Landherren" — fuhr Mrs. Everett, langsam im Zimmer auf und niedergehend, fort — „zumal, wenn sie nach langer Fahrt wieder ans Land kommen. Sie glauben dann, das Privilegium zu besitzen, sich Hals über Kopf in das erste hübsche Gesicht, das ihnen in den Weg läuft, zu verlieben. Solche Passionen verfliegen indes, wie der Rauch einer Zigarre. Davon könnte ich Ihnen eklatante Beweise liefern. Mein Gott — es ist ja eigentlich auch kaum zu verwundern, wenn Kapitän Herbert sich wie alle anderen an Ihren Triumphwagen spannt. Sie wissen ja ebensogut, wie ich, welche Sensation Ihr Erscheinen hier in dem Bade gemacht hat. Sie sind nur glücklicherweise vernünftiger, als tausend andere Mädchen und Sie lassen sich Sinn und Herz durch fade Schmeicheleien nicht bethören. Eben diese Zurückhaltung, liebe Rose, ist es, welche mich und meine Töchter so sehr für Sie einnimmt!"

„Wie kann ich Ihnen jemals für so viele Güte und Teilnahme danken, teure Mrs. Everett!" flüsterte Rose Hallstein tief bewegt. „Seit einigen Tagen hat es mit zentnerschwerem Drucke auf meinem Herzen gelegen. Erst Ihre liebevollen Worte lassen mich wieder einigermaßen aufatmen. Gottlob, ich bin nicht so einsam und schutzlos, wie ich fürchtete. Sie alle werden für mich einstehen! O, nun mag kommen, was will — ich bin gefeit!"

Und in stürmischer Hast drückte sie Mrs. Everetts Hände an ihre Brust.

„Um Gotteswillen, Rose, was haben Sie! Sie sind ja in einer schrecklichen Erregung!“ fragte die alte Dame erschrocken. „Ich bitte, fassen Sie sich, denn ich höre meine Töchter kommen. Ein andermal mehr über diesen Punkt. Und mein Wort darauf, daß Sie an mir eine treue Freundin besitzen, liebes Kind!“

Gleich darauf traten Susy und Adeline mit froher Miene und freudestrahlenden Augen in den Salon. Es war ihnen eine gleiche heitere Liebenswürdigkeit und Anmut eigen, die einen der schönsten Vorzüge der beiden Schwestern bildeten. Obwohl ihnen selbst Sorgen und Kümmernisse nur vom Hörensagen bekannt waren, so war es ihnen doch ein Herzensbedürfnis, Freude und Frohsinn auch um sich zu verbreiten. Während Mrs. Everetts ernster und verschlossener Charakter etwas zu Hypochondrie hinneigte, verstanden die beiden Sonnenstrahlen des Hauses: Susy und Adeline, es meisterlich, die trüben Wolken von der Mutter Stirn hinwegzuschmeicheln.

„Bist Du fertig, Mütterchen?“ rief Adeline, indem sie vor den hohen Pfeilerspiegel trat und mit Kennerblicken von oben bis unten ihre reizende Sommertoilette musterte.

Die Damen sprachen mit Rücksicht auf die projektierte Reise nach Europa gewissenhaft nur deutsch miteinander — Mrs. Everett ziemlich gebrochen, die jungen Mädchen dagegen schon merkwürdig geläufig.

„Ich warte bereits seit einer halben Stunde auf

meine saumseligen Töchter", entgegnete die Mutter gutmütig. „Aber, Adeline, welche Eleganz! Warum hast Du nicht, wie Susy, Dein Promenadenkostüm angezogen? Das wäre entschieden praktischer für einen Nachmittag in dem staubigen New York."

„Adeline war eigensinnig. Ich habe ihr dasselbe gesagt", bemerkte die ältere Schwester mit einem schalkhaften Lächeln, während sie den zierlichen Regenschirm zusammendrehte. Dann trat sie zu Fräulein Hallstein und flüsterte leise:

„Mr. Roberts sprach diesen Morgen davon, daß er heute ebenfalls ein Geschäft in der Stadt zu besorgen hätte. Begreifen Sie nun, Rose, warum Adeline ihr bestes Pferd aus dem Stalle holt? Die beiden Menschen benehmen sich zum Totlachen. Sobald sie zusammen sind, geraten sie in Streit, auf ein paar hundert Schritt Distanz aber gibt es die reinen Mitrailleusensalven von schmachtenden Blicken. Ein ‚Endweder — Oder' scheint mir als die einzige Rettung", setzte sie etwas lauter hinzu.

„Jawohl, entweder wir erreichen noch das Fünfuhrboot, oder wir kommen zu spät. Leben Sie wohl, Rose!" Mrs. Everett trat mit diesen Worten auf die Veranda und beide Töchter folgten ihr. „Um neun Uhr sind wir wieder zurück, um dann zusammen den Thee zu nehmen."

Die Damen schritten die Stufen hinab und schlugen den Weg nach dem Dampferlandungsplatze ein. Der schmerzliche Seufzer, welcher von den Lippen der jungen Deutschen ihnen folgte, glich fast einem versteckten Schluchzen.

Wie in tiefer Abspannung sank Rose Hallstein dann in einen Stuhl und ihre blauen Augen blickten müde hinaus in die See.

„Sie wollen für mich einstehen, diese guten warmfühlenden Menschen, unter denen ich seit Jahren, seit entsetzlichen Jahren, zum erstenmale wieder ein trautes Heim, Liebe und Freundschaft gefunden habe“, murmelte sie dumpf vor sich hin. „O Gott, sei barmherzig und laß mich ihnen diese Güte nicht mit Undank lohnen! ‚Rose Hallstein ist eine Kokette, die auf eine reiche Partie ausgeht! Kapitän Lee liegt vollständig in ihren Banden!‘ So klingt es heute bereits von Mund zu Mund. Aber Mrs. Everetts und ihrer Töchter Name genügen, um die skandalsüchtigen Menschen vom Gegenteil zu überzeugen. ‚Die bettelarme deutsche Gesellschafterin hat auch nicht einen Finger gerührt, um das Herz des Seemannes zu entflammen. Er allein ist der Schuldige, er verfolgt sie mit seinen glühenden Huldigungen, läuft ihr nach auf Schritt und Tritt!‘ O, wie höre ich Adelines beredte Worte, mit denen sie kampfbereit Partei nimmt für das schutzlose Mädchen! Wie fühle ich, daß durch Susys warme Verteidigung die Vorurteile zerstreut werden und sich in Sympathie und Teilnahme verwandeln. — ‚Er allein ist der Schuldige, der die längst ihm bestimmte Braut vernachlässigt und dadurch den Zorn des Bruders und die Feindschaft seiner Schwägerin trotzig herausfordert.‘ So läuft die Rede vielleicht morgen schon von Haus zu Haus. Die öffentliche Meinung dreht sich ja, wie die Wetterfahne auf dem Dache! — Und dennoch — ich

verdiene kein Mitleid, kein Erbarmen! Ich muß den Blick zu Boden schlagen, wenn Mrs. Everetts ehrliche Augen auf mir ruhen. Ich bin doch schuldig, ich bin falsch und schlecht gegen Amy, das süßeste, beste Geschöpf der Erde. Der gefährliche Funke, welcher beim ersten Begegnen mit ihm in mein Herz fiel — er ist ja bereits zur Flamme geworden. Da hilft kein Leugnen — — kein Kämpfen: ich liebe Herbert Lee! Mit wahnsinniger Freude erfüllt mich jedes Wort des ‚lästigen‘ Anbeters, wild klopft mein Herz, wenn seine kraftvolle Hand beim Abschied meine Finger mit warmem Drucke umschließt. Aber ich will und kann ihm ja nichts sein — niemals! — Und doch — eine innere Stimme sagt mir, daß er das nicht glaubt — daß die Leidenschaft mir aus den Augen hervorsprüht! Wird er sich noch länger täuschen lassen? O Allmächtiger, übe Gnade! — Wie soll das enden?!“

Rose Hallstein bedeckte das Antlitz mit beiden Händen, und unaufhaltsam perlte Thräne nach Thräne herab durch die Finger. Welch eine Wohlthat war es, sich einmal ungestört den schmerzlichen Gedanken und Empfindungen, die sie bewegten, hingeben — die verhaßte Maske der Gleichgültigkeit abwerfen zu können!

Stunde auf Stunde verrann. Die Sonne mußte längst ins Meer gesunken sein, denn der Abend warf seine Schatten bereits auf das von Geisblatt dicht umzogene Geländer der Veranda.

Rose dachte nicht mehr daran, die so dringende Arbeit, von der sie Mrs. Everett gesprochen hatte, aus ihrem

Zimmer zu holen. Sie hatte die Gegenwart völlig vergessen —; vergessen sogar die schöne, kraftvolle Gestalt, deren Auge so mild und sanft auf ihr zu ruhen pflegte. Ihre Gedanken weilten in der Vergangenheit.

Aber, wo war sie denn — träumte sie? — Ein dunkelgerötetes Männergesicht, mit glühenden Augen und cynisch lächelnden Lippen, beugte sich fast über sie, während eine leise, tiefe Stimme schmeichelnd an ihr Ohr schlug. Erschreckt fuhr Rose empor. Nein! Wie kindisch mußte ihr Benehmen dem Herrn erscheinen? Es war ja Mr. Jakob Lee, der neben ihr stand.

„So allein! Und so in Gedanken, Fräulein Rose?“ fragte der Amerikaner, indem er ihr freundlich die Hand reichte.

Rose berührte sie nur leicht nnd erhob sich schnell.

„O, bitte! Lassen Sie sich doch nicht stören,“ meinte Mr. Lee, „behalten Sie ruhig Platz! Wenn Sie gestatten, verweile ich einige Minuten bei Ihnen. Hier oben genießt man ja einen zauberisch schönen Blick auf das Meer. Ich habe Sie doch nicht etwa erschreckt, liebes Fräulein? Als ich zufällig unten vorüber ging, sah ich das helle Kleid einer Dame durch das Laub der Veranda schimmern, folgte einem raschen Impulse und schritt die Stufen hinan. Ist Mrs. Everett nicht zu Hause?“

„Nein, die Damen sind nach New York gefahren, um dort mit Verwandten zusammenzutreffen“, erwiderte Rose höflich, indem sie den Gast zum Niedersitzen aufforderte.

„Ah so! Deshalb so vereinsamt!“

Mr. Jakob bog sich, ehe er Platz nahm, ein wenig vor und versuchte, dem jungen Mädchen in die Augen zu schauen.

„So eine feierlich stille Stunde in der Abenddämmerung wirkt oft nachteilig auf die Nerven!“ fuhr er in so gönnerhafter Weise fort, daß sie verwundert aufblickte. „Gestehen Sie zu, Fräulein Rose, daß vorhin das Heimweh Gewalt über Sie bekommen hat?“

„Ich habe niemals Heimweh, Mr. Lee!“ lautete die kurze Entgegnung.

„Niemals?! Das ist ein großes Wort. Ich möchte das übrigens als unnatürlich bezeichnen. Das sympathische Band früherer Verhältnisse und alter Beziehungen läßt sich so leicht nicht zerreißen. Ich hatte mir gedacht, daß gerade die Erinnerung an das Vergangene diese holde Schwermut auf Ihre Stirn gezaubert habe.“

Er erhielt keine Antwort. Er bemerkte auch nicht, daß Fräulein Hallstein tief erblaßt war und mit halbabgewandtem Gesichte starr und regungslos auf die See hinausblickte.

„Sie besitzen wohl keine Eltern mehr, Fräulein Rose?“ fuhr der Bankier fort.

„Nein, o nein! Nur einen Bruder, der aber nie besonders brüderlich gegen mich gewesen ist und mit dem ich seit lange schon jede Verbindung abgebrochen habe. Ich bin herübergekommen, um mir hier mein Brot zu verdienen“, erwiderte Rose hastig, als ob sie dadurch allen lästigen Fragen ein Ende zu machen wünsche. Die Ge-

sellschaft Mr. Lees war ihr plötzlich beängstigend. Sie dachte an Mrs Everett. — Was mußte Mrs. Luisa glauben, wenn sie ihren Gatten zu dieser Zeit, in einem tête-à-tête mit der Ausländerin, fand? Die schöne Aussicht hatte er doch nun genügend bewundert. Warum ging er nicht? — Sie wurde unruhig; denn sie bemerkte, daß seine Augen jeder ihrer Bewegungen folgten.

„Wissen Sie, Fräulein Rose, daß es in Long Branch einen Mann gibt, der die wärmsten, innigsten Sympathieen für Sie hat?"

Es ging wie ein Messerstich durch Roses Herz. Sie glaubte, er meine Herbert.

„Dieser Mann", fuhr Mr. Lee fort, „würde es als das höchste Glück erachten, auf diesem ernsten, verschlossenen Antlitze — auf diesen stummen Lippen ein seliges Lächeln hervorzaubern zu dürfen. Man nennt Sie hier ‚die Sphinx'. Lassen Sie diesen Einen das süße, unerklärliche Rätsel lösen! Seien Sie nicht grausam und gestehen Sie, daß unter der kalten steinernen Hülle dennoch ein heißes Herz schlägt, daß menschliche Gefühle sich in ihm regen! Ahnen Sie nicht den Namen dieses Mannes, Rose, der Sie anbetete, der Gold und Reichtum — ja alles, was er besitzt, zu Ihren Füßen legen möchte, nur um dieses Lächelns willen?"

Seine Hand faßte mit schnellem Griffe nach der ihren. Mit leidenschaftlichem Druck hielt er sie fest.

„Herr des Himmels!" rief Rose. „Sie — Mr. Lee — Sie sagen mir das? Und gerade in Ihnen

habe ich stets meinen größten Widersacher, meinen erbittertsten Feind vermutet!“

Rose schwieg, von ihren Empfindungen überwältigt. — War denn der Bruder gekommen, um bei ihr für den Bruder zu flehen? Hatte der stolze Mann sich wirklich herabgelassen, das unbedeutende, arme Mädchen — die Fremde um die Hand für Kapitän Herbert zu bitten? — Und Amy? — Mrs. Luisa? — Was war denn geschehen? — In wilden, ungereimten Gedanken wirbelte es durch ihren Kopf. Deshalb also kam Mr. Lee zu ihr?

„So wenig Zutrauen haben Sie zu mir, liebe Rose?“ fragte der Amerikaner jetzt, indem er seine sonore Stimme zum leisesten Flüstern herabdämpfte. „Schaue ich denn wirklich so entsetzlich bärbeißig aus, daß Sie sich vor mir fürchten, liebes Kind? Nun aber sind Sie wohl überzeugt, welchen Freund Sie an mir besitzen — einen Freund, dem es daran liegt, Sie glücklich und froh zu wissen? — Rose, warum antworten Sie mir nicht?“

„Weil ich Sie noch nicht verstehe — weil ich mir sagen muß, es ist eine Unmöglichkeit! O, dringen Sie nicht ferner in mich, Mr. Lee! Ihre Freundschaft beglückt mich tief — trotzdem . . .“

Sie stockte; denn ein leises Knirschen wie von Tritten auf dem Kies ließ sie erschrocken zusammenfahren. Allein alles ringsum blieb still. — Rechts von dem Hause, dicht an der Veranda hin, führte ein schmaler Weg nach den Wirtschaftsräumlichkeiten und nach dem hinteren Eingange der Villa. Einer der Domestiken mochte ihn betreten haben.

„Trotzdem sagen Sie ihm, daß ich das unseligste Geschöpf der Erde bin," setzte sie schnell und hochaufatmend hinzu — „daß er Mitleid mit mir haben möge!"

„Ihm?" fragte Mr. Lee plötzlich aufspringend. „Warum spielen wir länger Versteck miteinander, süße Rose? Wissen Sie denn nicht, daß ich es bin, der Sie anbetete — leidenschaftlich —, wie . . .!"

Sein Arm zog die wankende Gestalt an sich, aber sie entwand sich ihm mit Blitzesschnelle. Zu Tode erschrocken starrte sie in sein gerötetes, verdutztes Gesicht. Dann richtete sie sich hoch auf und rief mit vor Schmerz und Zorn bebender Stimme:

„Sie reden wie ein Wahnsinniger oder wie ein Elender, Mr. Lee! In beiden Fällen werde ich Ihnen zu antworten wissen. Gewiß — in dem steinernen, undurchdringlichen Rätsel leben und regen sich menschliche Gefühle, aber es sind nur die Gefühle des Zornes — der Erbitterung — des Hasses! Die verschlossenen Lippen der Sphinx können auch überfließen in Worten — aber nur in niederschmetternden Worten der Verachtung!"

Mit krampfhaftem Drucke hatte der Amerikaner die Lehne eines eisernen Gartenstuhles erfaßt. Die Röte seiner Wangen war gewichen und über das markierte Gesicht zuckte es, wie Ärger und Verlegenheit. Aber es galt jetzt, sich geschickt und gewandt aus der Schlinge zu ziehen.

Er trat, allen Mißmut und jede Befangenheit unter-

drückend, stolz auf sie zu, blickte sie hochmütig von oben bis unten an und fragte höhnisch:

„Sagten Sie nicht eben, daß Sie mich bisher als Ihren Widersacher, als Ihren Feind betrachtet hätten, Fräulein Hallstein? Wohlan fahren Sie fort, das zu thun! Ich bin ein launenhafter Mensch, der im Handumdrehen seinen Geschmack und seine Gefühle ändert.“

Er lachte kurz und rauh.

„Nur über eins möchte ich noch aufgeklärt werden — darüber nämlich: wen Sie denn vorhin unter ‚ihm‘ verstanden? Einigermaßen kann ich mir freilich den Zusammenhang denken; doch möchte ich das gern noch einmal aus Ihrem eigenen Munde hören, holde Sphinx! Bezieht dieses mysteriöse Ihm sich vielleicht auf Kapitän Herbert Lee? Haben Sie am Ende wohl gar gedacht, ich würde den Brautwerber bei Ihnen machen? Ha, ha ha! Wahrhaftig eine kostbare Idee! Darf ich gefälligst fragen, ob ich recht verstanden habe?“

„Ja, Mr. Lee, das habe ich gedacht!“ kam es bestimmt und fest aus Roses Munde. „Ich will lieber das heiligste Geheimnis meines Herzens preisgeben — als ertragen, daß Sie glauben könnten, ich hätte das verächtliche Geständnis Ihrer Gefühle nur eine Sekunde ruhig angehört!“

Ernst und ruhig klang Roses melodische Stimme durch die feierliche Stille des Sommerabends. „Mein Leben war eine gar schwere Kette von Demütigungen, Schmerz und Leid,“ fuhr sie fort — „aber ein Lichtbild gab es doch darin —; das war der Augenblick, in dem

die schöne, edle Gestalt Ihres Bruders in seiner ritterlichen Kraft zuerst mir vor die Augen trat! — — Und nun gehen Sie, mein Herr, und rufen Sie es in alle Winde, daß ich mich vermaß, den Blick zu Herbert Lee zu erheben — daß ich ihn in thörichter, hoffnungsloser Liebe geliebt habe! — Jetzt aber befehle ich Ihnen, mich zu verlassen, Mr. Jakob Lee!"

Ein funkelnder Blick flog aus dem dunklen Männerauge zu der schönen Gestalt hinüber. War es Haß oder Bewunderung, was aus ihm sprach?

„Regelrecht hinausgeworfen!" sagte er dann mit malitiösem Lächeln, indem er Rose eine steife, kalte Verbeugung machte. „Manchem Menschen gelingt es wunderbar, unter der Maske des Märtyrertums einen verklärenden Nimbus um sich zu verbreiten und gewissen kurzsichtigen Leuten Sand in die Augen zu streuen, bis — ein falscher Schachzug das ganze wohlberechnete Spiel mit einem Schlage verdirbt! Auf Wiedersehen also unter der schützenden Obhut von Mrs. Everetts mütterlichen Fittichen, holde Sphinx!"

Mit diesen Worten wandte er ihr brüsk den Rücken, um die hölzernen Stufen hinabzuschreiten. Zugleich aber drang ein rauher, kurzer Ausruf gurgelnd über seine Lippen und er griff mit einer Hand tastend in die Luft. Am Fuße der Treppe tauchte plötzlich die hohe Gestalt seines Bruders Herbert aus dem dichten Gebüsche von weißblühendem Laurus hervor. Mit einem Satze die schmale Stiege emporspringend, schob dieser jetzt den Bruder mit einer Gebärde der Verachtung beiseite.

„Rose — Rose — ich hörte alles!“ kam es in leidenschaftlichen Lauten, hastig und stoßweiße aus seiner Brust, indem er strahlend vor Freude, mit flammenden Augen und zuckenden Lippen vor ihr stand. Auch ihre, eben noch so bleichen Wangen hatten sich mit tiefster Glut überzogen. Ein Bild der holdesten Scham — lehnte sie ihm gegenüber.

„Nun lasse ich mich nicht mehr durch Ihre Kälte abweisen, Rose,“ rief der Kapitän, „denn ich habe ja jetzt in Ihrem Herzen gelesen. Nun dürfen Sie meiner Werbung nicht länger zu entfliehen suchen — weiß ich doch, daß Sie mich lieben! Dieser Augenblick gibt mir das Recht, Sie künftig zu beschützen. Glauben Sie mir, es wird nicht wieder vorkommen, daß ein frivoler, gewissenloser Mensch Ihnen mit solchen Reden je wieder zu nahe treten wird. Ich würde ihn vernichten, und wäre es auch mein eigener Bruder!“

Ein zornflammender Blick traf Mr. Lee, aber dieser sah, wieder völlig gefaßt, in herausfordernder Haltung dem Sturme ruhig entgegen.

„Bisher durfte ich für Sie keine Lanze brechen,“ fuhr Kapitän Lee laut und heftig fort, „nun aber, da mein nächster Blutsverwandter, der Mann, in dem ich bis heute den väterlichen Freund und treuesten Ratgeber sah, das Mädchen, welches ich liebe, in frevelhafter Weise zu beschimpfen wagt — nun werfe ich alle Rücksichten und Bedenken beiseite — nun erkläre ich . . .“

„Herbert, Du redest wie ein Rasender!“ unterbrach ihn der Bankier. „Weißt Du, was ich für Dich that?“

Wild und zornig blickte der Seemann in das kalte Angesicht.

„Ich wollte nur den Bruder vor einer Thorheit bewahren," fuhr der Bankier fort, „deshalb prallen die Pfeile Deines Zornes machtlos an mir ab. Bedenke und beherzige den wohlgemeinten Rat des väterlichen Freundes, Herbert Lee! — Und nun — gute Nacht!"

Stolz erhobenen Hauptes schritt Jakob Lee vollends die Treppe hinab, und ging mit ruhigen Schritten der Straße zu.

Für einen Augenblick glitt ein tiefschmerzlicher Ausdruck über Kapitän Herberts edle, offene Züge. Sollte — konnte eine leidenschaftliche Aufwallung das durch jahrelange Freundschaft und warme brüderliche Gefühle — durch die innigsten Interessen festgewordene Band ihrer Herzen trennen? — Hatte nicht Jakob stets, so lange Herbert zurückzudenken vermochte, ihm die rauhen Lebenspfade zu ebnen gesucht? — Wenn auch des Bruders jähe Natur und sein energischer, vor keinem Hindernisse zurückschreckender Charakter niemals wählerisch in den Mitteln war, um zum Zwecke zu gelangen — so blickte doch bei allem, was er immer that, stets die Liebe zu ihm als das einzige Leitmotiv hindurch. Und nun heute — hier! — Ein unruhiger Blick flog hinüber zu der stummen, bewegungslosen Gestalt, die scheu und voll Angst bis in die äußerste Ecke des kleinen Plateaus zurückgewichen war. — „Aber nein, und tausendmal nein!" schrie es jetzt wild auf in Herberts Herzen, „nur ein Schwächling vermag hier eine Entschuldigung gelten zu lassen!"

Was sein Ohr eben vernommen hatte, das trieb zum raschesten Handeln, zur Ausführung eines seit lange gefaßten unerschütterlichen Entschlusses. Kein neugieriges Späherauge versuchte zu dieser Stunde mit unberufenen Blicken, wie sonst bei ihrem bisherigen Beisammensein, jede Miene und Bewegung zu kritisieren. Mit ihr allein — zum ersten Male allein! —

Sanft rauschte der Abendwind im nahen Gebüsch. Klang es doch gleich leisem, geheimnisvollen Flüstern! Und das Meer — Herberts altes trautes Meer — die alleinige Geliebte seiner Jugend — murmelte es nicht auch in so einschmeichelnden, berückenden Lauten? Ein Lied sang es von süßem, nie geahnten Glücke — von Weib und Heim — von Trennungsschmerz und stummer heißer Sehnsucht — und dann von einem Wiedersehen. —

Das tiefblaue Auge des wettergebräunten Mannes schimmerte so merkwürdig feucht und über die Lippen, welche stets nur daran gewöhnt, strenge Commandoworte zu sprechen, drangen jetzt Töne, die wie ungebändigter, kaum zu fassender Jubel klangen! —

„Dich nur liebe ich, Rose," rief der Kapitän, indem er auf das Mädchen eilte, „in Dir ist alles vereint, was ich von irdischem Glücke je erhofft und erträumt habe!"

Das Knie gebeugt, den edlen Kopf gesenkt, so lag er nun vor ihr, gleich einem jugendschönen Rittersmanne, dem die Königin seines Herzens nach gewonnenem Turnier den Siegespreis überreichen soll. — Aber der Mund der königlichen Maid blieb stumm.

„Rose, hier auf den Knieen flehe ich Sie an," fuhr

er fort, „sagen Sie mir, was ich thun kann, um das höchste — um mein einziges Glück zu erringen?“

Er ergriff ihre herabhängende Hand mit schüchternem Drucke, aber sie entzog sie ihm schnell.

In kurzen Angstrufen drang es jetzt über Rose's Lippen:

„Stehen Sie auf, Kapitän Lee — ich beschwöre Sie — und halten Sie ein mit jenen Worten — ich darf sie nicht hören! — Wenn nur ein Funke von Achtung für mich in Ihnen lebt — so stehen Sie auf!“

Sofort sprang er empor.

„Ich thue alles, was Sie wünschen. — Aber Sie sind grausam, Rose!“ rief er, während seine Brust sich unter einem schweren Seufzer hob, und herber Schmerz um seine Lippen zuckte. „Fühlen Sie denn kein Mitleid mit dem Manne, der ja nur um den kleinsten Hoffnungsschimmer aus Ihren ernsten Augen bettelt — der, seit er Sie gesehen hat, nur einen Wunsch, nur eine Sehnsucht kennt!“

„Erinnern Sie sich noch jenes Augenblicks,“ fuhr er fort, „als ich vor zwei Wochen, von meiner Reise zurückgekehrt, hier“ — er wies durch die offene Glasthür nach Mrs. Everetts zierlichem Salon — „so ganz unerwartet eintrat? Damals hörte ich nur Ihre süßen Lieder, Rose! Aber diese Laute klangen mir bekannt und vertraut, wie unvergeßliche Töne aus längst vergangenen Tagen. Hat meine früh verstorbene Mutter einst so gesungen? — Hatte ich von dieser Glockenstimme nur geträumt? Ich weiß es nicht. — Aber als Sie mir dann

Ihren Kopf zuwandten, Rose — da regte sich wieder jenes unerklärliche Etwas in meiner Brust und rief: ‚Diese liebst du ja schon lange; hast du stets geliebt!‘ Der tiefe Blick Ihrer unergründlichen Augen, der warme Druck Ihrer sammtweichen Hand — alles das sagte mir dann Tag für Tag, daß Sie in meinem Herzen gelebt, als mein Ideal, seit — — ja, ich weiß selbst nicht, seit wann! — Solche Gefühle verdanken ihren Ursprung einem höheren Walten. — Rose, geben Sie mir noch immer keine Antwort? Begreifen Sie nicht, daß zu dieser Stunde mädchenhafte Schüchternheit und kindischer Trotz die Segel streichen müssen? Verstehen Sie nicht, daß der Mann, welcher das heilige Geständnis der Liebe bereits vernommen — und wenn es auch unfreiwillig gegeben wurde, ein Recht hat auf sie? Oder halten Sie mich für einen Schwächling, der nicht den Mut hat, um dieser Liebe willen jeder Drohung, jedem Angriff mit lachendem Munde zu trotzen?“

Er trat dicht an ihre Seite und legte seinen Arm, wie schützend, um ihre Taille.

„Herbert!“ kam es wie ein Hauch über ihre Lippen, und ihre Gestalt bebte. „Gehen Sie — lassen Sie mich; — ich darf und will Sie nicht hören!“

„Nein, Rose! Ich gehe nicht, nicht eher wenigstens, als bis ich eine Antwort von Ihnen habe.“

Er versuchte es, sie noch fester an sich zu pressen, aber schnell und gewandt war sie seinen Armen entschlüpft. „Sprechen Sie morgen mit Mrs. Everett! Holen Sie sich Rat bei ihr — für sich und mich!“ rief sie mit flie-

gendem Atem. „Sie ist wahr und edel — ihrer Entscheidung werde ich mich fügen.“

Ein einziger kurzer Blick noch, welcher Herbert ins Herz traf. Dann schlug die Glasthüre des Salons klirrend hinter ihr zu. Sie war fort. — —

Herbert Lee blickte ihr lange nach, dann zog ein strahlendes, siegesgewisses Lächeln über seine männlichen Züge, und ein kurzer Freudenruf brach sich aus der übervollen Brust Bahn.

„Sprechen Sie mit Mrs. Everett! Ob ich das thun will, Rose, süße Rose? Ich werde in aller Form um Deine Hand bei ihr anhalten. Und die ehrenwerte alte Dame müßte keine Amerikanerin sein, wenn sie Kapitän Lee einen Korb erteilte! — Freilich, auf tausenderlei Bedenken mache ich mich gefaßt! Ist sie doch nicht umsonst intim befreundet mit Mrs. Luisa. Aber sie wird sich in das Unabänderliche fügen! — Arme Amy!“ flüsterte er dann seufzend, während eine Wolke flüchtig über sein heiteres Gesicht zog. „Gegen unser Verhängnis können wir nicht ankämpfen! Und es ist so vielleicht besser für Dich, arme Kleine! Du verdienst ein glücklicheres Loos, als einen Gatten, der Dich nur geachtet und geehrt — nie tief und wahr geliebt haben würde. Und nun gilt es noch einen bösen Strauß auszufechten, mein Herr Bruder, sowohl mit Dir, als mit Deiner stolzen Frau! Da heißt es: biegen oder brechen!“

Mit diesen Worten stieg er die Veranda hinab und schlug denselben Weg ein, auf dem kaum zwanzig Minuten vorher Jakob Lee das Haus verließ.

Fünftes Kapitel.

Als Mrs. Lee nach dem Zwiegespräch das Zimmer ihres Mannes verlassen hatte, war die schöne Frau, schwer aufatmend, mit zornig emporgeworfenen Lippen auf dem Korridor stehen geblieben. — Dann zog Mrs. Luisa ihr Taschentuch hervor und fuhr damit ängstlich schnell über die Augen.

Eine Stunde später betrat sie das Kinderzimmer, wo ihre beiden kleinen Töchter von acht und sechs Jahren unter der Aufsicht einer französischen Bonne an einem niedrigen Tische saßen und bunte Papierpuppen ausschnitten.

Der so seltene Gast ließ alle drei erstaunt und fragend aufschauen. Vergingen doch oft Wochen, ehe die Mutter einmal die Kleinen besuchte. Es genügte ihr meist, wenn die Bonne dieselben, in tadellos eleganten Spitzenkleidchen mit riesenbreiten Schärpen und zierlichen Molièreschuhen, täglich präsentierte. Dann drückte sie einen flüchtigen Kuß auf die pikanten, dunkeläugigen Gesichtchen und hielt damit ihre mütterlichen Pflichten für abgethan.

Früher kamen die beiden Mädchen, Lizzy und Clary, auch regelmäßig zum Diner —, der einzigen Mahlzeit,

welche ihnen in Gesellschaft der Eltern gestattet war, da aber Mr. Lee die üble Angewohnheit hatte, den Kindern stets die Taschen voll Dessert zu stecken, so hielt Mrs. Luisa es für zweckmäßiger, daß sie mit der Bonne allein speisten. Infolge dessen waren sie trotz der angeborenen Lebhaftigkeit, ein wenig schüchterne, ernste, altkluge Kinder geworden, die gelegentlich die junge Französin durch treffende Bemerkungen über das Verhältnis der Eltern nicht wenig in Erstaunen setzten.

Heute begrüßte Mrs. Luisa die Bonne, die sich sofort erhoben hatte, auffallend freundlich und sie zog, während sie sich auf einem kleinen Stuhle niederließ und liebkosend mit der Hand über Lizzys dunklen Krauskopf strich, die kleine, sich sträubende Clary fast ungestüm auf ihren Schoß. Sie dachte in diesem Augenblick durchaus nicht daran, daß die kostbare Garnierung von Points d' Alençon, welche kaskadenartig den vorderen Teil der Robe zierten, zerdrückt oder gar zerrissen werden könnte.

„Ihr macht ja erschrockene Gesichter, als ob es gar keine Freude für Euch wäre, daß Mama Euch hier aufsucht? Nun, Clary, mein Liebling, sage mir doch schnell einmal, ob Du mich auch recht lieb hast?"

Die Kleine blickte scheu zu dem Fräulein hinüber und antwortete nicht.

„Clary hat gestern gesagt, daß sie sich vor der Mama fürchte; — und den Papa könne sie gar nicht mehr leiden, seit er uns keine Bonbons mehr gibt!" platzte Lizzy naseweis heraus. „Lieb haben wir nur Made-

moiselle Cecile — und Boby, der beißt niemals und läßt sich gern sein dickes, zottiges Fell streicheln!"

Die Französin zeigte eine entsetzte Miene, aber Mrs. Lee bedeutete sie, zu schweigen.

„So, so!" meinte die Dame, indem sie auch ihr ältestes Töchterchen ganz nahe an sich heranzog. „Warum fürchtet ihr Euch denn vor der Mama? Könnt ihr mir nicht den Grund dafür angeben?"

Einen Moment stutzten die Kinder, aber der sanfte, zutrauliche Ton, in welchem die Mutter zu ihnen redete, machte ihnen Mut, die vollen kleinen Herzen zu erleichtern.

Jetzt war es Clary, die das dunkle Köpfchen hob und süß lächelnd der Mutter ins Gesicht schaute. Dieser fiel es heute zum erstenmale auf, daß die beiden Augen so sehr an die ihres Gatten erinnerten. Die Kleine aber sprach offenherzig:

„Weil Du nicht immer so lieb bist, wie jetzt Mama. Manchmal siehst Du so böse aus, wie die Frau Königin, Schneewittchens garstige Stiefmutter! — Und dann haben wir einmal gesehen, wie Du Papas Hand unartig fortgestoßen hast. Du bist es ja auch gewesen, die uns verboten hat, mit Euch zu speisen. Und es ist doch so langweilig, immer allein in der Kinderstube zu essen, Da drüben war es viel schöner."

„Also würdet ihr mich lieber haben, wenn ich Euch erlaubte, wieder zu uns herüberzukommen?" fragte Mrs. Luisa.

Beide nickten und schauten verwundert in das Ihnen

heute so fremd erscheinende Gesicht der Mutter. — War das wirklich die Mama, die, wenn sie ihnen auf der Treppe oder in der großen luftigen Halle des Hotels begegnete, sonst immer nur mit kühlem, zerstreutem Kopfnicken an ihnen vorüberschritt — rauschend und raschelnd in den prächtigen Kleidern? Heute schauten ihre Augen so ganz anders.

„Nein! Jetzt würde sie sich gewiß nicht mehr vor ihr fürchten", dachte Lizzy, die ältere. Sie faßte plötzlich die weiche, warme Hand der Mutter fest in die kleinen Finger und flüsterte ganz leise, so daß die Französin, welche sich diskret in eine Fensternische zurückgezogen hatte, es nicht hören konnte:

„Wir wollen Dich ebenso lieb haben, wie Mademoiselle Cecile; aber . . ." Die Kleine zögerte.

„Aber — was aber?" fragte Luisa rasch, während ihre Blicke, wie gebannt, an den rosigen Lippen hingen.

„— aber Du mußt auch dem Papa sagen, daß er freundlicher mit uns ist — wirklich freundlich!" Die Kleine legte eine scharfe Betonung auf das Wort. „Er streichelt uns wohl die Backen", fuhr Lizzy fort, „doch er spricht fast gar nicht und er macht immer ein so gelangweiltes Gesicht. Er sollte zuweilen mit uns spazieren fahren, wie Dolly Andersons Papa es täglich thut — im kleinen Ponnywagen. Vor einigen Tagen haben sie uns einmal mitgenommen. O, das war herrlich!"

„Und nun sage Du, Clary, auch Deine Wünsche!" meinte die Mutter zärtlich. „Ich möchte versuchen, einiges davon zu erfüllen."

Das Kind hatte bisher mit den vielen kleinen und großen Goldmünzen an Mrs. Luisas Armband gespielt. Jetzt hielt es mit dieser Beschäftigung inne und sagte schnell:

„Ich — ich möchte immer bei Mama bleiben!"

Dabei schlang sie die runden Ärmchen liebevoll um der Mutter Hals, während das Gesichtchen in tiefstem Purpur erglühte und sich verlegen an ihrer Brust verbarg.

Fühlte das ohne Liebe aufgewachsene Kind in diesem Augenblick, daß es noch etwas weit Höheres und Schöneres gäbe, als alle die Herrlichkeiten seines kleinen, verwöhnten Lebens? So warm und süß hatte es sich noch nicht geruht — so sanft und schmeichelnd hatte noch niemals eine Hand über die krausen Locken gestrichen.

Mrs. Luisa verstummte. Die süßen Worte aus dem unschuldigen Kinderherzen fielen ihr anklagend aufs Gewissen. Was war sie bisher den Kleinen gewesen? — Nichts — eine Fremde! — Niemals hatte sie empfunden, welchen Schatz die Vorsehung ihr in diesen lieblichen Geschöpfen gegeben hatte. Muttersorge — Mutterglück kannte Mrs. Luisa bisher nicht. Und doch gab es, zumal in letzter Zeit, Augenblicke in denen die stolze Frau oft verzweifelt die Arme ausstreckte — in heißer Sehnsucht nach einem freundlichen Wort. Vereinsamt und freudenleer erschien ihr jetzt ihr bisheriges Leben. Der helle Glanz, welcher es Jahre hindurch überstrahlt hatte — er war ein künstliches Licht gewesen, das wohl die Kraft besaß, zu erleuchten, aber nicht zu erwärmen.

Konnte das anders werden? Ihres Gatten Liebe schien ja längst erkaltet und erstorben zu sein. Und doch — nicht völlig liebeleer blieb die Zukunft! Schlugen ihr nicht diese zwei kleinen Herzen warm entgegen?

Leidenschaftlich drückte Mrs. Luisa das reizende Kind an ihre Brust, und langsam erhob sie ihre überströmenden Augen, aber plötzlich nahmen die dunklen Sterne wieder den alten harten Ausdruck an, während über Gesicht und Nacken der schönen Frau sich ein flammendes Rot ergoß und sie die kleinen Arme heftig von ihrem Halse löste. Er — an den sie in einer weichen Regung noch eben gedacht hatte, dessen Bild sie in den Kinderaugen wiederfand — der Gatte — der Vater — er stand dort in der halbgeöffneten Thüre. Sein Gesicht erschien bleich und verstört; doch wich der finstere Ausdruck bald einem sprachlosen Erstaunen. War das, was sich dort seinen Blicken bot, nicht das Trugbild einer erhitzten Phantasie?

Wie versteinert blieb Mr. Lee eine Weile am Eingange stehen. Erst als die Kleine vom Schoße der Mutter herabgeglitten, und auch die junge Französin mit überraschter Miene näher gekommen war, besann er sich darauf, daß ihn ein besonderer Grund hierher geführt hatte. Das anmutige Bild war verflogen und er sprach kühl in dem alten, gemessenen Tone:

„Habe die Güte, Luisa, so schnell wie möglich nach Mrs. Everetts Villa zu schicken! Vielleicht bemühst Du Dich auch selbst oder sendest Mademoiselle Cecile. Amy ist plötzlich erkrankt. Das Kammermädchen ist hier und

berichtet, Fräulein Hallstein habe Deine Kousine ohnmächtig auf dem Teppich des Salons gefunden, noch ehe die Everetts aus New York zurückgekehrt waren. Ich traf Dich nicht in Deinem Zimmer und glaubte, Du wärest ausgegangen. Daher wollte ich Mademoiselles Beistand erbitten," setzte er gleichsam als Entschuldigung für sein Erscheinen hinzu.

„Was ist's mit Amy?" forschte Mrs. Lee, indem sie aufsprang und dem Gatten erschrocken, aber doch mit einem ungläubigen Ausdrucke ins Gesicht schaute. „Ich bitte Dich, mir die volle Wahrheit zu sagen, Jakob! Andeutungen sind mir verhaßt. Mrs. Everetts Rückkehr? Wo war sie denn? — Vielleicht eine Stunde nach dem Diner sandte ich Amy hinüber, um den Damen sagen zu lassen, daß ich Kopfweh hätte und heute nicht zum Thee kommen könnte. Natürlich vermutete ich die Kleine mit Susy und Adeline zusammen. Unterdessen muß in der Villa etwas passiert sein."

Mr. Lee blickte zu Boden und eine heiße Blutwelle stieg ihm ins Gesicht. Dann bemerkte er, indem er den Kopf hastig in den Nacken warf: „Da Du meinen Worten nicht zu glauben scheinst, so wäre es das beste, Du gingest selbst hinüber, Luisa!"

„Wo ist Herbert?" fragte Mrs. Luisa kurz, und ein mißtrauischer Blick flog abermals zu dem Gatten hinüber.

„Ich hörte ihn vor etwa dreiviertel Stunde nach Hause kommen und in sein Zimmer gehen. Wünschest Du, daß ich ihn rufe? Soll er Dich begleiten, Luisa?"

„Unsinn, ich gehe allein! Gute Nacht, Kinder!"

Mrs. Lee bog sich herab, und zwei kleine rosige Mündchen streckten sich ihr zum Kusse entgegen.

„Komme bald wieder!" flüsterte Clary der Mutter leise zu.

Diese nickte und verließ, ohne ihren Mann anzublicken, das Gemach.

* *
*

Amy Mansfield lag auf einer Chaiselongue in Rose Hallsteins Zimmer. Ihre dicken schwarzen Zöpfe fielen an der rechten Seite des schlanken Körpers herab, und ihre weißen, kinderkleinen Hände waren über der Brust gefaltet. Eine krankhafte Bläße lag noch auf den lieblichen Zügen; allein das dunkelblaue Auge hatte den starren Ausdruck, welcher Mrs. Everett mit Entsetzen erfüllt hatte, schon wieder verloren. Das Bewußtsein war zurückgekehrt.

Susy und Adeline konnten sich trotzdem nicht beruhigen. Sie überschütteten Rose mit Fragen nach dem Hergang und doch konnte diese ihnen nur mitteilen, daß sie Amy in der Dämmerstunde, nachdem sie selbst die Veranda verlassen, bewußtlos im Salon gefunden hatte. Das Vermuten und Kombinieren der jungen Mädchen wollte kein Ende nehmen, bis Mrs. Everett es für geraten hielt, die lebhaften Töchter mit guter Manier hinauszuschicken, zumal Mr. Roberts die Damen von New York zurückbegleitet und um die Erlaubnis gebeten hatte, in der Villa den Thee einnehmen zu dürfen.

Nur Rose Hallstein war bei dem jungen Mädchen zurückgeblieben. An dem Kaminsimse brannte eine dichtverhangene Lampe und verbreitete in dem lauschigen Gemach ein sanftes Dämmerlicht, das nur eben noch hell genug war, um das goldblonde Haupt Roses erkennbar zu lassen. Unverwandt ruhten Amy Mansfields Augen auf dem schönen blassen Antlitz. Noch war kein Wort gesprochen worden.

„Rose!“

Aus tiefem Sinnen emporfahrend, starrte diese zu der Leidenden hinüber.

„Haben Sie einen Wunsch, Miß Mansfield?“ fragte sie. „Soll ich den nassen Umschlag auf dem Kopf erneuern, oder wünschen Sie vielleicht zu trinken?“

„Ja — ich habe einen Wunsch — einen sehr großen!“ war die Antwort — „einen Wunsch, der, wenn er erfüllt würde, meine Zukunft zu lichten vermöchte!“

Roses Augen hafteten mit ängstlicher Spannung auf dem Mädchen.

„Wir haben nicht mehr viel Zeit,“ fuhr diese fort. „Bald wird Luisa hier sein — und doch muß es noch heute völlig klar werden zwischen uns.“

Die Leidende richtete sich auf. „Ich wünsche, daß Sie morgen — Herbert Lee — das so heiß ersehnte Jawort — geben, Rose!“

Rose fuhr auf, aber sie schwieg.

„Kommen Sie hierher an das Sofa! Es ist mir unmöglich, laut zu sprechen, und will ich auch nicht, daß man uns hört. — So — ich danke!“

Hoch aufgerichtet, mit bleichem Antlitz stand Rose am Fußende des niedrigen Ruhebettes. Amy Mansfield hatte sich wieder zurückgelegt. Unruhig wogte ihre Brust unter den hastigen Atemzügen.

„Ich habe alles gehört, was er Ihnen sagte, Rose — Wort für Wort! Und ich habe es still getragen, bis — bis eine mitleidige Ohnmacht mir die Sinne raubte. Wissen Sie, daß ich Herbert geliebt habe, — daß ich ihn noch liebe, von ganzem Herzen liebe."

Ein Schluchzen erstickte die immer leiser werdende Stimme.

„Amy, haben Sie Erbarmen mit mir!" bat Rose flehend.

„Still, still! Lassen Sie mich zu Ende reden! Es muß herunter von diesem armen Herzen — die Last des Schmerzes, die auf ihm liegt, ist zu schwer. — Ja, ich habe ihn geliebt und ich habe gehofft bis zu dieser Stunde! Ich wollte nicht glauben, was um mich her die Menschen flüsterten: daß eine Leidenschaft für Sie ihn erfaßt habe, daß er nach mir mit keinem Blicke mehr schaue! Ich hielt das alles für Verleumdung! — Da führte mich ein unseliges — nein, ein glückliches Verhängnis hierher in Mrs. Everetts Salon — und nun — weiß ich es mit unerschütterlicher Gewißheit, daß sein Herz Ihnen gehört."

„Amy, um des Himmels Barmherzigkeit willen! Sprechen Sie nicht so. Ich schwöre Ihnen, ich bin schuldlos! Kapitän Lee ist frei — frei, wie er es bisher war — und Sie sollen von meiner Gegenwart bald

erlöst sein! Dann muß, dann wird er zu Ihnen zurückkehren, Miß Mansfield!"

Rose wandte sich ab, Amy aber sprang auf und ergriff ihre Hand, während Thräne um Thräne über das bleiche, süße Gesichtchen herabtropfte.

„Rose, liebe Rose," rief sie, „so verstehen Sie mich doch recht! Nicht Ihre Schuld ist es, daß Herbert dem Banne dieser Zauberaugen erlegen ist, daß diese Glockenstimme sein Herz in Fesseln schlug. Glauben Sie wirklich, ich könne so thöricht sein, noch weiter für mich zu hoffen? Nein, Rose! Diesen Wünschen habe ich vorhin da unten in dem Salon für alle Zeit entsagt! Wer Herbert kennt, wie ich ihn kenne, der weiß, daß diese Liebe ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist. Nicht das jäh aufflackernde Feuer einer flüchtigen Neigung, noch der vergängliche Rausch einer blinden Leidenschaft sind es, welche einen solchen Sturm in seinem Herzen hervorbringen konnten. Ich kenne ihn, ich weiß, daß er niemals, so lange noch ein Atemzug in ihm lebt, von Ihnen lassen wird!"

Das liebreizende Gesicht mit den thränenfeuchten Augen war flehend zu Rose emporgerichtet.

„Sie dürfen Herbert morgen nicht zurückweisen," sprach sie weiter, „denn Sie lieben ihn ja auch! Auch das ist mir vorhin klar geworden, Rose! Ich — Amy Mansfield — ich will es, daß — Sie sein Weib werden, daß Sie ihn glücklich machen!

„Nein, Amy, das darf und wird nie geschehen!" rief Rose entsetzt, indem sie ihre Hände von den kleinen kalten

Fingern zu lösen suchte. „Und wenn es auch sein dürfte, so müßte ich mich doch im tiefsten Grunde meiner Seele verachten, wollte ich ein solches Opfer von Ihnen annehmen. Was bin ich gegen Sie? Was gilt meine Liebe gegen die Ihre? Wie kommen Sie überhaupt dazu, mir — der Fremden — ein Glück in den Schoß werfen zu wollen, nach dem Ihr eigenes Herz sich mit glühendem Verlangen sehnt?"

Amy Mansfield sah eine Weile stumm zu Boden. Dann sagte sie leise: „Ich wünsche es, weil mein höchstes Erdenglück das seine ist, Rose! Nicht Ihnen bringe ich das Opfer; — o nein! Ich will nicht besser scheinen, als ich bin. Nur für ihn — für Herbert — dünkt mich keines zu schwer."

Jetzt war es Rose, die schwieg. Prüfend schaute sie in die sanften Augen des lieblichen Mädchens.

„Setzen Sie sich zu mir," bat Amy sanft, „und lassen Sie sich von mir erzählen, wie alles so kam. Es liegt mir viel daran, daß Sie mich richtig beurteilen."

Und den Blick gesenkt, die Hände im Schoß gefaltet, begann Amy Mansfield mit leiser Stimme:

„Ich war ein kränkliches, schwächliches Kind. Bis zu meinem fünfzehnten Jahre — und auch noch später war meine Konstitution die eines zwölfjährigen Mädchens. Früh verwaist, fand ich im Hause von Luisa Lee eine freundliche Aufnahme. Mr. Lee ist ein gewissenhafter, tüchtiger Geschäftsmann, und ich bin überzeugt, daß mein Vermögen sich unter seinen Händen bedeutend vermehrt

hat. Für mein äußeres Wohl sorgte Luisa in ihrer Weise. Jeder noch so thörichte Wunsch wurde mir erfüllt, und doch fühlte ich mich nicht wahrhaft glücklich. Das zarte schwache Kind vermißte ein warmes Mutterherz, an welches der kleine schmächtige Körper sich anschmiegen konnte; es vermißte Worte der Liebe und Teilnahme. Diese sich immer gleich bleibende kühle Höflichkeit, diese gewissenhafte, aber kalte Sorgfalt meiner Verwandten preßten mir oft Thränen des leidenschaftlichsten Schmerzes aus. Nur einer war da, der mich die süße kleine Amy nannte, mich liebkosend auf den Schoß nahm und zärtlich über mein Haar strich; — das war Herbert Lee. — Ich besaß Spielgefährten in Menge; aber ich mochte sie alle nicht leiden, weil ich wußte, daß sie heimlich über mich lachten und mich die Miniaturprinzessin nannten. Nur dieser eine schritt immer schützend für mich ein, vertrat mich, wenn es galt, aufs ritterlichste. Er war ja damals schon ein erwachsener Mensch: denn er zählte dreizehn Jahre mehr, als ich. Aber das hinderte Herbert nicht, sich der kleinen Amy stets liebevoll zu widmen, ihr stundenlang vorzulesen, ihr kleine Schiffe zu schnitzen und dieselben in einem Waschzuber vom Stapel zu lassen. Alle meine Gedanken, so lange ich mich überhaupt entsinne, welche gehabt zu haben, alle meine Wünsche und Hoffnungen konzentrierten sich auf — Herbert. Als er dann zur See ging und viele Monate abwesend war — da wurde mir erst recht klar, daß seine Gegenwart allein meinem Dasein einen Reiz zu geben vermochte. Langsam und freudenlos schlichen die Tage

und Wochen bis zu seiner Rückkehr hin. Mein Vormund und Luisa nannten mich immer Herberts kleine Frau, und ich hörte es nur zu gern. Auch später noch, als ich bereits zur Jungfrau — nicht herangewachsen, sondern herangereift war, errötete ich bei diesem Scherznamen nicht. War es denn nicht selbstverständlich, daß ich einmal Herberts Frau wurde? Galt nicht auch, wenn er nach langer Abwesenheit zurückkehrte, seine erste Frage mir? War ich es nicht, die, wenn die Pflicht ihn wieder abrief, seinen letzten Händedruck erhielt? Wußte ich nicht auch, daß ich ihn liebte, immer lieben würde? Und nun — nun weiß ich doch, daß er mich nicht liebte, mich nie lieben wird. —"

„Er wird Sie wieder lieben, Amy" — rief Rose. Es werden ihm die Augen aufgehen, und er wird Ihren unschätzbaren Wert erkennen!"

Roses Stimme hatte einen rauhen, tonlosen Klang.

„Niemals, niemals!" rief das junge Mädchen. „Versuchen Sie es nicht, mich zu trösten, ich will keinen Trost. Ich will nichts, als ihn glücklich machen! Darin soll der Dank liegen für das Übermaß von Güte und Freundschaft, womit er so lange mein armseliges Leben erhellt und verschönt hat. Ich bin seine Schuldnerin — nichts weiter! Jetzt, wo das hilflose, schwache Mädchen ihm einen kleinen Teil ihrer Schuld abtragen kann — jetzt will ich keinen Augenblick an mich denken! — Eine weise Vorsehung richtete es so ein, daß ich gerade heute hierher kam und alles hören mußte. Mein Weg liegt klar vor mir. Ich schwanke nicht mehr — Rose! Mein Ent-

schluß ist felsenfest. Sie haben die unbedeutende Geschichte meines Lebens nun vernommen! Nicht eine Falte meines Herzens blieb Ihnen verborgen. Dafür verlange ich Vertrauen gegen Vertrauen! Sagen Sie mir wahr und offen, ob Sie Herbert lieben, ob Sie ihn glücklich machen wollen?"

„Amy!"

Das bleiche Gesicht Roses erglühte und sie fuhr jäh zusammen.

„Nun, Rose, wird es Ihnen so schwer, das süße Geheimnis zu verraten?" bat Amy schmeichelnd, und ihr Arm schlang sich zärtlich um Roses Nacken. „Liegt Ihnen denn gar nichts an der Freundschaft der kleinen Amy?"

Kein Laut kam über die fest zusammengepreßten Lippen und Roses Blick sah glanzlos ins Weite. Amy Mansfield hatte von dem Namen, den man Rose beigelegt hatte, gehört. Glich sie jetzt nicht wirklich einem jener steinernen Rätsel? Unwillkürlich klangen ihr die Verse Heines durch den Sinn:

„O schöne Sphinx! O löse
Das Rätsel, das wunderbare!
Ich hab darüber nachgedacht
Schon manche tausend Jahre!"

„Ich will nicht ferner in Sie dringen, Rose! Weiß ich doch bereits genug," sagte Amy nach einer langen Pause. „Nur das eine müssen Sie mir versprechen, daß Sie ihn nicht abweisen werden! O Gott, ich könnte den Gedanken nicht ertragen, daß er unglücklich wird! Verdient gerade er doch das größte, unermeßlichste Glück der Erde! Wohl verstehe ich Ihre Bedenken, achte ich Ihr

Zögern. Ein solcher Schritt will natürlich tausendmal überlegt sein. Kennen Sie ihn doch kaum. Und außerdem werden Sie ja wohl auch der Zustimmung Ihrer Verwandten in Deutschland dazu bedürfen?“

Rose schüttelte den Kopf.

„Um so besser! Dann steht Ihnen nicht das Geringste im Wege,“ meinte Amy lächelnd. Aber ihr Lächeln war müde, sterbensmatt. Die kleine, schwächliche Gestalt begann leise zu zittern. Hatte der „felsenfeste“ Entschluß den letzten Rest ihrer Kraft erschöpft? War die Aufgabe, bei der Nebenbuhlerin für den Geliebten um Erhörung zu bitten, doch eine allzuschwere gewesen?

Sie richtete einen flehenden Blick auf die regungslosen Züge Roses. Da drang ein leiser Angstruf über die bisher verschlossenen Lippen, und Rose Hallstein lag, den Kopf tief in Mrs. Mansfields Schoß vergraben, auf ihren Knieen. Leidenschaftliches Schluchzen erschütterte den ganzen Körper.

„Ich will es thun — ich will es thun, Amy! O, ich liebe ihn ja von ganzem Herzen!“ kam es stoßweise aus der schweratmenden Brust. „Aber ich bin solcher Seligkeit nicht wert! Ist es denn denkbar, daß der große, gütige Gott dort oben das Füllhorn des Glückes über ein so unbedeutendes, armes Geschöpf wie mich ausschüttet — während diejenige, die seit Jahren heilige Rechte an jenen Mann besitzt, in stummer Entsagung beiseite treten soll? — — Wie ein wildes Durcheinander von Wonne und Schmerz wirbelt es durch mein Hirn! O, fragen Sie heute nichts weiter — Amy! Es gehören ja fast

übermenschliche Kräfte dazu, diesem Ansturme zu widerstehen! — Und doch! Wenn ich nun dennoch sagte: es darf nicht sein? Was dann?“

„Rose!“

Wieder flog ein angstvoller Blick zu dem schmerzhaft zuckenden Antlitze Roses hinüber. Diese aber fragte nach längerem Schweigen:

„Haben Sie vorhin auch gehört, daß ich ihm sagte, er möge mit Mrs. Everett sprechen? Nur ihrer Entscheidung wolle ich mich fügen?“

„Ja, ich hörte alles.“

„Wohlan, möge sie entscheiden. Sie war es, die in der Stunde der Not sich meiner mütterlich angenommen hat. Sie und ihre warmherzigen Töchter waren es, die mir Teilnahme und Freundschaft entgegenbrachten, in deren Hause ich eine Heimat fand. Sie soll jetzt über meine Zukunft entscheiden. Gerade s i e, die auch mit Ihnen und Mrs. Lee befreundet ist, wird ein unparteiisches Urteil sprechen!“

Lautes Reden vor der Thüre ließ die jungen Mädchen erschrocken zusammenfahren.

„Um Gotteswillen, man kommt! Kein Wort davon, Rose!“ bat Amy ängstlich, indem sie schnell ihre frühere Lage auf dem Sofa wieder einnahm. „Ich füge mich Ihren Wünschen.“

Darauf trat Frau Luisa Lee in Begleitung von Susy Everett ins Zimmer.

Sechstes Kapitel.

„Ich füge mich Ihren Wünschen!"

Diese Worte der kleinen Amy sollten die opferwillige Ergebung, das sanfte Gemüt des jungen unglücklichen Mädchens auf eine gar harte Probe stellen.

Es kamen Tage der bittersten Kämpfe, sowohl nach innen, wie nach außen — Tage, wo das jungfräuliche Herz vor Leid und Wehe fast brechen wollte — und wiederum Tage, wo alle selbstsüchtigen Regungen und Gefühle tapfer hinabgekämpft wurden, wo der rosige Mund der stillen, anspruchslosen Amy für die Nebenbuhlerin in flammender Beredtsamkeit manch schweren Strauß ausfocht.

Long Branch war eine Woche hindurch in großer Aufregung und Spannung. Kapitän Herbert Lee, der vielbegehrte, ja angebetete, geistvolle Seemann, welcher unter den schönsten und reichsten Mädchen New Yorks hätte Umschau halten dürfen — der Bruder des angesehenen Bankiers — er hatte sich mit einem deutschen Gesellschaftsfräulein verlobt.

Das war die wunderbare Mär, die acht Tage lang im Wasser, wie auf den Spaziergängen am Strande — an der Tafel der großen Hotels, wie auf den Verandas

der Privatvillen, mit allen möglichen Details und Ausschmückungen verhandelt und kritisiert wurde.

Da die Frauen im allgemeinen in ihrem Urteile viel schärfer und unbarmherziger sind, als die Männer, so waren sie es auch jetzt in erster Reihe, die das Ereignis geradezu empörend fanden, und der bisher nur aus Rücksicht für Mrs. Everett und ihre Töchter unterdrückte, oder doch nur im engsten Kreise ausgesprochene Widerwille gegen das schöne deutsche Mädchen machte sich nun in den härtesten Ausdrücken Luft. Hatte man anfangs, als Kapitän Lee der jungen Dame den Hof zu machen begann, gesagt, Rose Hallstein sei eine Kokette, so hieß es jetzt, zumal in den Kreisen der exklusiven Gesellschaft, einstimmig, sie wäre eine Abenteuerin.

Das Urteil der Herrenwelt war weniger streng, da bei derselben ein wichtiger Faktor zu gunsten Roses mitsprach, ihre Schönheit nämlich, in Verbindung mit ihrer interessanten Melancholie und ihrer undurchdringlichen Kälte und Verschlossenheit. Adeline Everett hatte recht gehabt mit dem Ausspruch: „Mysteriöses übt auf Männerherzen einen unwiderstehlichen Reiz aus!“ — Die jungen lebenslustigen Amerikaner von Long Branch beneideten — innerlich wenigstens — den Seemann um sein Glück.

Rätselhaft blieb es, daß Jakob Lee und dessen Frau sich bei dem ganzen Handel so vollständig passiv verhielten. Man hatte entschieden heftige Szenen und Familienzerwürfnisse erwartet und gefürchtet, da ja Mrs. Luisas Stolz zur Genüge bekannt war. Allein alles blieb still und friedlich, und die beiden Familien Everett und

Lee verkehrten in derselben freundschaftlichen Weise mit einander wie bisher. Am wunderbarsten erschien es aber, daß selbst Miß Mansfield, welche ihre vielen Freunde nur in Trauer und Thränen zu sehen erwartet hatten, sich stets in unbefangenster Weise und mit heiterem Gesichte und mitunter sogar in Gesellschaft von Fräulein Hallstein zeigte. Auch auf das Verhältnis der Brüder schien die überraschende Wendung keineswegs störend zu wirken, da der Kapitän nach wie vor dieselbe Wohnung inne behielt und auch ferner an dem Familiendiner der Geschwister teilnahm. Darüber beruhigte sich denn nach und nach die Klatschsucht des eleganten Bades.

Gab es doch nur wenige Menschen, denen ein tieferer Einblick in die Verhältnisse der Lees gestattet war. Zu diesen gehörte Mr. Henry Roberts, Mitarbeiter des New York Herald und anerkannter, wenn auch bisher nicht eben glücklicher Anbeter von Miß Adeline Everett. Aber was immer sein kluges Auge und sein scharfer Kombinationsgeist zu erraten oder zu entdecken glaubten — keine Silbe davon kam über die Lippen des in jeder Beziehung edel und vornehm denkenden jungen Mannes. Seine Freundschaft zu den Everetts, wie seine Verehrung für Kapitän Herbert waren so groß und warm, daß er, wenn ihm spitze Redensarten über jene Verlobung zu Ohren kamen, in der entschiedensten Weise für die Betreffenden eintrat. Als er damals die Damen am Abend von New York zurückbegleitet hatte und tags darauf in der Villa vorsprach, erzählte ihm die lebhafte Susy, selbst noch aufs höchste erregt, in ihrer drastischen Art das Folgende:

„Denken Sie, Mr. Roberts! Kapitän Lee hat bei Mama in unserer Gegenwart in aller Form um Rose Hallsteins Hand angehalten. Es war ein höchst wichtiger Augenblick. Natürlich schien Mrs. Everett wie aus den Wolken gefallen zu sein, und wir waren es mit ihr. Mama wurde dunkelrot im Gesichte, als setzte das Blut plötzlich seine Zirkulation aus. Dann rief sie einmal über das andere: ‚Das geht ja aber nicht, das ist ja aber eine Unmöglichkeit!‘ Ich sehe noch Herbert vor mir stehen — mit einem Lächeln um den Mund, welches nur zu deutlich zeigte, ihm sei nichts unmöglich. Und richtig, schließlich hat Kapitän Lee Mama windelweich gesprochen. Er holte das Blaue vom Himmel herunter, um sie zu überzeugen, daß sein Entschluß bombenfest stehe. Alle Bedenken, alle Fatalitäten und Schrecknisse, die ihm Mama vorhielt, wußte er mit wahrhaft diplomatischer Gewandtheit zu widerlegen. Wirklich, die Szene war grandios, das versichere ich Ihnen, Mr. Roberts! Bisher habe ich nie einem Manne tiefe Gefühle zugetraut, nun aber — seitdem ich Herbert Lee gehört habe — mit meinen eigenen Ohren gehört habe — nun will ich auf Ehre nicht mehr darüber lachen, noch spotten, wenn jemand, das heißt, wenn ein Mann erklärt, an gebrochenem Herzen sterben zu müssen.“

Mr. Roberts hatte bei diesen Worten ein kurzes Lachen ausgestoßen; doch klang dasselbe einigermaßen gezwungen, und es flog eine heiße Röte über seine Stirn, während die klaren, braunen Rehaugen ihn unverwandt musterten.

„Und was meinen Sie, was Mama endlich gesagt hat?“ fuhr Susy fort. — „Ja, hat sie gesagt! Ich glaube, sie that es schon um der lieben Ruhe willen, denn ich bin fest überzeugt, daß Herbert uns sonst Fräulein Hallstein bei erster Gelegenheit entführt hätte. Was in aller Welt würde es auch genützt haben, wenn Mama nein gesagt hätte? Es war ja nur eine Form, daß er bei Mama anfragte. — Als dann Rose gerufen wurde und nun zwar noch schüchtern und wortlos, aber doch in ihrer ganzen Schönheit an Herberts Seite stand — da ging uns allen wirklich das Herz über. War es doch, als ob dieses schöne Paar zusammengehörte, für einander geschaffen sei! Mama wurde so weich, wie ich sie seit lange nicht gesehen habe. Thränen schimmerten in ihren guten Augen, als sie halb glücklich, halb in Verzweiflung ausrief:

„‚Kapitän Lee, Sie sind ein Mann und wissen, was Sie thun und verantworten können, Ihren Verwandten und Ihrem Gewissen gegenüber!‘ (Damit meinte sie Amy.) ‚Aber zu verdenken ist es Ihnen nicht, wenn Sie frei nach Ihrem Herzen wählen. Sie wissen, daß wir alle Rose lieben und ihr nur Gutes gönnen. So muß ich denn diesen Abschluß als eine Fügung von oben ansehen. Nehmen Sie also meinen Glückwunsch und meinen Segen!‘ Herbert fiel nun der Mama beinahe um den Hals, aber Rose rührte sich nicht, sondern stand wie eine Bildsäule vor uns. Auch als Kapitän Lee ihr den ersten bräutlichen Kuß auf die Lippen drückte, blieb sie steinern und kalt. Adeline fand dieses Benehmen entzückend und ur-

apart, ich muß jedoch sagen, daß ich mir eine solche Liebesszene bisher stets ganz anders vorgestellt habe!"

Mr. Roberts war dieser lebhaften Schilderung mit sichtlichem Interesse gefolgt. Als das junge Mädchen eine Pause machte, fragte er kopfschüttelnd:

„So sind sie also wirklich verlobt?"

„Fest und unwiderruflich! Ja, wer hätte das gedacht — damals, als wir alle hier in diesem Zimmer zusammensaßen, und Kapitän Lee so überraschend eintrat? Freilich — bald darauf erkannte man wohl, daß der Seemann Feuer gefangen hatte. Sagen Sie mir ehrlich, Roberts, haben Sie geglaubt, daß es zu einer Heirat kommen würde?"

„Nein, Miß Susy! Ich konnte mir nicht denken, daß Kapitän Lee die seit so lange gehegten Wünsche seiner Familie so mir nichts, dir nichts umstoßen — und ohne des Bruders Einwilligung eine Ehe eingehen würde. Ich fürchte, es kommt noch zu sehr fatalen Auseinandersetzungen."

„Unsinn!" lachte Susy heiter. „Da ist nichts mehr auseinanderzusetzen. Herbert hat es schlau angestellt, daß er Amy für seine Sache zu gewinnen wußte. Wie er das zuwege gebracht, bleibt mir freilich ein Rätsel. Nun werden die stolze Mrs. Luisa und Mr. Jakob wohl gute Miene machen müssen! Übrigens muß ich Ihnen noch sagen, daß Mama ausdrücklich und aufs Entschiedenste darum gebeten hat, als völlig neutral betrachtet zu werden. Was immer zwischen den Verwandten sich abspielen sollte, sie wollte damit absolut nichts zu thun haben."

Susy und Mr. Roberts saßen an einem der geöff-

neten, jedoch durch seidene Vorhänge halbverdeckten Fenster im Salon der Villa. Plötzlich wurde die Portiere auseinandergezogen und Adeline, die mit der Mutter aus dem Bade zurückkehrte, trat ein.

Anfangs stutzte sie. War ihr stets fügsamer, geduldiger Verehrer doch endlich seiner Sklaverei müde geworden und hatte sich der nachgiebigeren, sanfteren Schwester zugewandt? Es zuckte gleich einem schmerzhaften Stiche durch das sorglose Herz des schönen Mädchens, und der übermütige Ausdruck, der für gewöhnlich aus ihrem Antlitze sprach, wich einer ängstlichen Schüchternheit. Adeline Everett ahnte nicht, wie überaus reizend sie gerade in diesem Augenblick aussah, wie viel tausendmal lieblicher und hübscher, als mit spottlustig flackernden Augen und moquant zuckenden Lippen.

Der scharfe Blick des jungen Amerikaners nahm diesen Mienenwechsel mit Überraschung und Freude wahr. Es wurde ihm schwer, sie anzureden, da dann voraussichtlich die alte kampflustige Stimmung wieder zurückkehren mußte. Er stand daher nur auf und erwartete schweigend das Näherkommen der jungen Dame.

„Ich denke, Du wolltest zu Amy hinübergehen, Susy?“ fragte Adeline, zur Schwester gewandt, während sie ihn nur eines kurzen, stummen Kopfnickens würdigte.

„Allerdings wollte ich das. Aber da mich Mr. Roberts durch sein Erscheinen erfreute, so blieb ich und dachte, es sei ja noch nachmittags Zeit, die Kleine aufzusuchen — zumal ich diesen Gratulations- oder nennen

wir es lieber Kondolenzbesuch bei Lees so lange wie möglich hinausschieben möchte!"

„Ich hörte soeben von Miß Everett die wunderbare Geschichte von Kapitän Herberts Verlobung," sagte Mr. Roberts, sich nun zu Adeline wendend. „Man braucht wirklich nicht ins Ausland zu reisen, um interessante Dinge zu erleben, Miß Adeline! Auch unsere Heimat bietet deren genug."

Sein bedeutungsvoller Blick traf jetzt zum erstenmale den ihren, aber aus diesem sprach wieder der gewohnte Übermut. Wie ein böser, nicht zu verscheuchender Geist hatte er von neuem sein Hauptquartier in diesen schönen, blitzenden Augen aufgeschlagen.

„Finden Sie denn, daß eine Verlobung etwas so Interessantes und Merkwürdiges ist, Mr. Roberts?" fragte sie leichthin, indem sie den Strohhut von der durch das rasche Gehen erhitzten Stirn nahm und an den langen Handschuhen nestelte. „Das ist ja doch ein recht alltäglicher Vorgang! Damit ist der Roman zu Ende, und die Prosa des Lebens beginnt! Huh!" Sie schüttelte sich.

„O nein, Miß Everett! Damit fängt meistens der Roman erst an," war die schlagfertige Entgegnung.

„Das wollen wir unserer Rose nicht wünschen!" meinte Susy. „Beiden nicht! Denn auch Herberts heißer Wunsch geht — wie er uns erst heute morgen versicherte — nur auf ein ruhiges, friedliches Heim. Ich denke mir, daß er doch wohl den Abschied nehmen wird, jetzt muß er aber im Oktober wieder fort, er will daher schon in einigen Wochen heiraten."

Mr. Roberts langte nach seinem Hute, da Adeline auf die Veranda hinausgetreten war und ihm den Rücken zuwandte.

„Wollen Sie schon gehen?“ fragte Susy verbindlich.

„Ja, Mrs. Everett! Ich möchte Kapitän Lee aufsuchen.“

Der junge Amerikaner empfahl sich mit einer artigen Verbeugung gegen Susy. Erst nach einigen Minuten, als es Adeline beliebte, sich umzudrehen, gewahrte diese, daß er gegangen war.

In dem von Herbert Lee bewohnten Hotel wurde Mr. Roberts der Bescheid, daß der Kapitän mit dem Zwölfuhrboot nach New York gefahren sei und betreffs seiner Rückkehr nichts hinterlassen habe. Erst nach zwei Tagen war es dem jungen Schriftsteller möglich, wieder vorzusprechen, und er vernahm mit Genugthuung, daß der Kapitän sich soeben in seine Zimmer begeben hatte.

Vor dem Portale des Hotels hielt ein entzückender, mit zwei allerliebsten sizilianischen Ponies bespannter Wagen, von dessen Bedientensitz ein kleiner Kutscher mit belustigend-nichtachtender Miene auf jeden vorüberschreitenden Fußgänger — natürlich also auch auf Mr. Roberts — herabsah. Es reizte diesen zu erfahren, wer wohl das niedliche, funkelnagelneue Gefährt besteigen würde. Seine Neugierde wurde bald befriedigt. Mrs. Luisa erschien in höchsteigener Gestalt, an jeder Hand eines ihrer kleinen Töchterchen führend, und hob vorsorglich und behutsam die glückstrahlenden Kinder in den Wagen. Da fiel ihr Auge auf den sich vor ihr verneigenden Mr. Roberts,

und die eben noch so heiteren Züge verfinsterten sich sichtlich. Sie grüßte nur kurz; dann nahm die schöne Frau dem Kutscher die Zügel aus der Hand und fuhr in raschem Trabe davon.

„Aha!“ dachte der junge Mann lächelnd. „Mrs. Luisa wittert meine Sympathie für das neuverlobte Paar. Was der gute Herbert im engsten Kreise zu hören bekommen mag, das möchte ich gerade nicht unter die Tagesnotizen meiner Zeitung aufnehmen! Übrigens geht das ja auch keine Seele etwas an.“

Mr. Roberts zuckte die Achseln und ging einigemal um die großen, kunstvollen Teppichbeete des im Geschmacke der holländischen Gärten angelegten Vorplatzes herum.

„Und doch“ — philosophierte er — „wer ist die Braut? Ein Gesellschaftsfräulein?! — Gut! — Intim befreundet mit den Everetts? — Noch besser! — Aber was war sie früher? — Eine so junge und so schöne Dame aus leidlich guter deutscher Familie kommt doch nicht so mutterseelenallein nach Amerika, um sich hier eine Existenz zu schaffen? Da finden sich doch wahrlich im eigenen Lande genügend Arbeit und Erwerb! Und doch fühle ich aufrichtige Teilnahme mit ihrem Schicksale, ja ich bin sogar davon überzeugt, daß nur eine traurige Veranlassung das arme Wesen in die weite Welt geführt hat.“

Mr. Roberts schritt jetzt durch das Portal die Stufen zur zweiten Etage hinan.

Oben, auf dem Korridor vor Herbert Lees Zimmer, ging dessen malaiischer Diener, in der kleidsamen Tracht der

amerikanischen Matrosen, langsam auf und nieder. Obwohl Roberts den Menschen bereits von früher her kannte, so fiel es ihm heute doch wieder ganz besonders auf, daß dieses dunkle Gesicht, trotz der dicken Backenknochen und der weitgeschlitzten Augen, neben dem Ausdrucke von treuherziger Offenheit auch einen Zug von Verstand und Einsicht offenbarte. Von muskulösem, athletenhaftem Körperbau, in der Größe seinem Herrn nicht viel nachstehend, konnte Maki für eine in ihrer Art recht anziehende Persönlichkeit gelten.

„Ist der Kapitän zu sprechen?" fragte Roberts, indem er dem in strammer Haltung vor ihm stehenden Diener freundlich zunickte.

„Ich werde Sie, sogleich melden, Herr!" war die mit einem fremdländischen Accent gegebene Antwort.

„Sagen Sie Mr. Henry Roberts wünsche seinen Besuch zu machen! Sagen Sie auch, daß ich vorgestern schon einmal hier gewesen bin."

Der Diener verschwand und kehrte nach kaum einer Minute zurück mit der Meldung, daß der Gast seinem Herrn sehr willkommen sein würde.

Als dieser eintrat, schritt Herbert Lee, die Arme auf dem Rücken, das blonde lockige Haar ziemlich derangiert, mit weit geöffnetem Uniformsrock, in tiefen Gedanken auf und ab.

„Ah, Roberts! Das ist hübsch", rief er dem Eintretenden herzlich entgegen, indem seine Züge sich merkbar erhellten. „Wissen Sie, daß ich dieses vermaledeite Loch hier mit all dem klatschsüchtigen, glattzüngigen Ge-

sindel satt habe! Werde Gott danken, wenn ich erst wieder draußen bin und hier alles in Ordnung ist!" Dabei drückte er dem Besucher kräftig die Hand und sah ihm freundlich in die Augen.

„Ich komme, um Ihnen meine Glückwünsche zu bringen, Kapitän!" erwiderte Roberts. „Ihre Verlobung war zwar eine große Überraschung für mich, aber sie hat mich gefreut."

„So — Sie haben sich darüber gefreut?" meinte Herbert Lee. „Außer den Beteiligten giebt es übrigens, glaubte ich, nicht viele Leute, die das thun — die Everettschen Mädchen etwa ausgenommen, deren wahren Wert ich erst in den beiden letzten Tagen recht schätzen gelernt habe. — Die Mutter? Nun, sie ist eine zu kluge, welterfahrene Frau, um sich gegen eine unabänderliche Sache aufzulehnen, aber ich bin fest überzeugt, daß sie mich im tiefsten Innern dahin wünscht, wo der Pfeffer wächst!"

Roberts blickte scharf in das edle Antlitz, das heute nur zu deutliche Spuren von Unruhe und Erregung zeigte. Dann sagte er teilnehmend:

„Ich habe es mir wohl gedacht, daß Ihnen aus Ihrer Verlobung manche Unannehmlichkeiten erwachsen werden, Kapitän Lee. Eben deshalb komme ich hierher, um Ihnen, falls Sie meiner Hilfe bedürfen, diese anzubieten! Wie sehr ich Sie verehre, wird Ihnen ja nicht unbekannt sein. Ich bitte Sie daher, über mich, als über einen treuergebenen Freund, ganz und gar zu verfügen!"

Herbert blickte freudig überrascht auf und sagte, in-

dem er seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte, ernst:

„Das ist das erste herzliche Wort, welches ich seit meiner Verlobung gehört habe. Ich danke Ihnen, Roberts, und ich werde mich Ihres gütigen Anerbietens erinnern. Sie sind Jurist, nicht wahr?"

Der Angeredete bejahte.

„Das trifft sich gut", fuhr der Kapitän fort, „Sie können mir da mancherlei mir sehr wertvolle Ratschläge geben, in bezug auf Kapitalanlage und Vermögensbestimmungen. Ich selbst bin in solchen Dingen ganz unerfahren; denn bisher . . ." er unterbrach sich. — „Es wäre sehr freundlich, wenn Sie mir in diesen Dingen ein wenig an die Hand gingen. Ein Mann, der sich einen eigenen Herd gründet, muß vor allem sein Haus bestellen, besonders ein Seemann, dessen Leben den Elementen preisgegeben ist."

Beide nahmen Platz. Roberts bemerkte mit Verwunderung in Kapitän Herberts sonst so besonnenem Wesen eine gewisse Unruhe.

„Sie haben wohl schon von den Everetts gehört, daß ich unsern Hochzeitstag" — bis jetzt war der Name Rose Hallstein zwischen ihnen nicht genannt worden — „auf den zwanzigsten August festgesetzt habe?"

„Ja, Mss. Susy erzählte mir davon. Da Sie im Oktober schon wieder fort müssen, so finde ich es sehr begreiflich, daß Sie die Hochzeit nicht länger hinausschieben wollen. — Werden Sie sich in New-York niederlassen?"

„Gott bewahre! Das sollte mir einfallen!“ rief der Seemann rasch. „Ich war vorgestern drüben in Hoboken und habe mir dort ein nettes kleines Haus angesehen, welches ich gern käuflich erwerben möchte. Es gefällt mir in jeder Beziehung; auch scheint der Preis dafür nicht zu hoch. Würde es Ihnen unbequem sein, einmal mit mir hinüberzufahren, lieber Roberts?“

„Gewiß nicht, Kapitän! Ich wiederhole, es machte mich glücklich, Ihnen dienen zu können.“

Es trat eine Pause ein. Roberts glaubte zu erkennen, daß Herbert eine Frage auf dem Herzen hatte.

„Ist mein Bruder Ihnen seit — seit jenem für mich so wichtigen Tage begegnet?“ stieß er endlich rauh und kurz hervor, indem er die großen blauen Augen ängstlich auf den Besucher richtete.

„Nein!“ versetzte Mr. Roberts gepreßt.

Der Seemann starrte einige Sekunden ins Leere. Dann sprang er empor und ergriff hoch und schwer atmend des Gastes Hand.

„Mr. Roberts“, sagte er, „lassen Sie mich frei und offen reden! Es ist sonst kein Mensch hier in dieser erbärmlichen Sandwüste, zu dem ich Vertrauen haben könnte. Jeder, der mich ansieht und anspricht, denkt im Innern ganz gewiß das Gegenteil von dem, was er sagt!“

Die kräftige Faust schlug heftig auf den Tisch.

Ernsten Blickes schaute der Schriftsteller zu dem Freunde empor, aber er antwortete nicht.

„Und mein Bruder?“ fuhr der Kapitän fort. — „Roberts, Sie kennen ja meinen Bruder, Sie wissen,

welch inniges Band uns ein Menschenalter hindurch verknüpft hielt, Sie wissen auch, daß er mit der aufopfernden Liebe eines treuen Vaters stets für mich gedacht und gesorgt hat! — Und nun? — Kann wirklich eine einzige Mißstimmung, das Fehlschlagen eines Planes oder einer Hoffnung, ein herbes Wort, die jahrelange Zuneigung zweier Herzen zueinander vernichten? Gilt mein Glück ihm denn nichts — nichts? — Ist es denkbar, daß er dasselbe seinem unbändigen Stolze opfern will? Jakob ist seit jenem Tage wie verwandelt. Wir grüßen uns, wir sprechen miteinander — vom Wetter — über alltägliche Dinge, speisen auch an einem Tische — aber damit sind wir fertig. Kein warmer Liebesblick trifft mein Auge. — Ja, was noch mehr ist — meine Braut — das Mädchen, welches ich mir zum Weibe erkoren habe — es scheint für den Bruder und die Schwägerin nicht zu existieren. Kalt grüßend gehen beide, wenn sie bei Mrs. Everett mit Rose zusammentreffen, an ihr vorüber. Das ertrage ich nicht, Roberts! Schmerz und Zorn zerreißen mir das Herz; allein ich trotze ihnen! — Wollen sie mich durch diese Nichtachtung von meinem Entschlusse abbringen, einen Wortbrüchigen aus mir machen? — Sie irren sich. Ich leide unter diesen Verhältnissen, denn ich bin keine Natur, welche alte teuere Liebesbande achtlos zerreißt, aber dennoch will ich ihnen den Beweis liefern, daß jene Gefühle nichtig sind gegen die, welche in meiner Brust für Rose leben!“

„Sie müssen einen Ausgleich herbeizuführen suchen, Kapitän“, sagte Roberts. „Sie dürfen sich nicht in eine

so verbitterte, unversöhnliche Stimmung hineinreden. Wenn die erste Enttäuschung im Bruderherzen ausgetobt haben wird, wenn Mr. Lee sehen wird, daß es nicht nur jähes Aufflackern, sondern eine feste, unerschütterliche Liebe ist, was Sie zu diesem Schritte bewogen hat — dann werden ja die alten Empfindungen in seinem Innern wieder aufleben. Glauben Sie mir das, Kapitän Herbert!"

Der Seemann schüttelte ungläubig das Haupt und erwiderte dumpf: „Ich fürchte, daß mit dem Augenblick, in dem ich Rose in mein Haus führe, jede Aussöhnung zwischen uns für immer unmöglich wird. Mrs. Luisa wird nicht umsonst das Feuer schüren."

„Meinen Sie? Worin wurzelt denn eigentlich die Abneigung der stolzen Frau gegen Ihre Braut?" fragte Roberts.

„Ich weiß es nicht", versetzte Herbert, die Stirn in finstere Falten ziehend. „Vielleicht darin, daß sie eine Deutsche ist."

„Darf ich mir eine offene Frage erlauben, Kapitän? Sie entspricht nur dem warmen Interesse, das ich für Sie hege."

„O bitte, fragen Sie, was Sie immer wollen!"

„Sie sprachen eben von Ihrer bevorstehenden Vermählung. Da ich Ihnen gern in jeder Beziehung nützlich sein möchte, so erlaube ich mir, mich darnach zu erkundigen, ob Sie die nötigen Schritte dazu bereits gethan haben?"

„Schritte gethan? — Nein!" sagte der Seemann gedehnt. „Macht denn das etwa Umstände?"

„Gewiß nicht! Aber einige Legitimationspapiere, wie zum Beispiel: Taufschein, Paß ꝛc. werden immerhin erforderlich sein. Sie sind ja hier genügend bekannt, aber ich würde raten, daß Sie sich jene Schriftstücke, soweit sie Ihr Fräulein Braut betreffen, von ihr aushändigen lassen. Schon um Ihrer Verwandten willen müssen Sie dies bald thun, Kapitän! Finden Sie das nicht auch in der Ordnung?"

Herbert hörte mit steigender Verwunderung dem jungen Manne zu. Sein wetterbraunes Antlitz zeigte in diesem Augenblick den Ausdruck eines Kindes, und Roberts konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieser im Kampfe gegen die entfesselten Elemente so erprobte und gestählte Mann im praktischen Leben staunenswert unerfahren war.

„Daran habe ich freilich bisher nicht gedacht!" meinte der Kapitän, indem er seinen Gast hilfesuchend anblickte „Mein Gott, was sind das für langweilige dumme Geschichten. Ich verstehe so gar nichts von all dem Zeuge! Roberts, dabei müssen Sie mir helfen! Ich bitte Sie aufrichtig darum. Oder, was noch viel besser und liebenswürdiger wäre, gehen Sie selbst zu meiner Braut, erklären Sie ihr die Geschichte und bitten Sie sie um die nötigen Papiere."

„Ich?" fragte der junge Schriftsteller überrascht. „Das geht nicht. Wie käme ich dazu. — Was sollte Fräulein Rose davon denken?"

„Unsinn! Freilich geht das!" rief Herbert lebhaft. Der Gedanke elektrisierte ihn förmlich. „Ich autorisiere

Sie, Roberts! Von heute ab sind Sie mein geschäftlicher Ratgeber, mein Anwalt, was Sie wollen. Ich genehmige im voraus alles, was Sie thun. Sind Sie nun einverstanden?“

„O gewiß, Kapitän Herbert. Verzeihen Sie, daß Ihre Bitte mich anfangs so frappierte! Nun, da ich über sie nachgedacht habe, finde ich sie sehr begreiflich. Ich verspreche Ihnen, das für Ihre Vermählung Erforderliche zu besorgen.“

„Vielen Dank! Sie leisten mir einen großen Dienst“, rief Herbert Lee. „Und wann fahren wir zusammen nach Hoboken?“

„Bestimmen Sie den Tag, Kapitän! Außer am Mittwoch stehe ich jederzeit zu Ihrer Verfügung.“

Beide schüttelten sich die Hände, und es schien Roberts, als sei die Stimmung Kapitän Herberts bei seinem Scheiden eine viel freiere und leichtere geworden.

Siebentes Kapitel.

Das Verhältnis zwischen dem Leeschen Ehepaare war in eine neue Phase getreten. Seit jenem leidenschaftlichen Ergusse vor Herberts Verlobung trat es täglich klarer und schärfer zu Tage, wie sehr beide eine Begegnung, eine Aussprache, ja ein Alleinsein mieden.

Als Jakob Lee den Entschluß des Bruders seiner Frau mitteilte, zuckte sie nur in der für sie charakteristischen Weise mit den Schultern und äußerte, daß sie durch diesen traurigen Vorfall weniger in Mitleidenschaft gezogen werden würde, als er. Sie habe genug gewarnt. Jetzt sei es lediglich seine Sache, die Folgen seines Unglaubens zu tragen. Sie selbst wolle mit der ganzen Angelegenheit unbehelligt bleiben.

Zornig wandte der Bankier sich um, verließ seine Gemahlin und kehrte ohne jede Erwiderung in sein Zimmer zurück.

Jakob Lees zähe, widerstandsfähige Natur schien gebrochen. Laut aufstöhnend sank er in einen Sessel. Alles, was er bisher gethan hatte, war umsonst geschehen! Sein Bruder, ein Lee, heiratete eine landfremde Abenteuerin! Und doch hatte der Großvater der beiden

Brüder Oberst Jakob A. Lee, im Jahre 1776 zu Philadelphia in der Unabhängigkeitshalle an George Washingtons Seite gestanden, als der große General sein Vaterland von der englischen Herrschaft befreit erklärte. Und nun kam ein Lee, ein Mann von Mut und Kraft, aber ein Knabe an Lebenserfahrung und Weltanschauung, und wollte das stolze Gebäude der Leeschen Familienüberlieferungen, das ein Jahrhundert unangetastet dagestanden hatte, über den Haufen werfen — wollte die Grundsätze des Geschlechts mit übermütigem Trotze mißachten! Nie hatte bisher ein Lee sich mit einer Ausländerin vermählt — Herbert versprochen — sein Wort verpfändet — an eine Fremde, die sich noch dazu in einer abhängigen Stellung befand.

Das war ein Gedanke, der wie verzehrendes Feuer in Mr. Jakobs Innerem brannte. Keine Rettung, kein Ausweg zeigte sich; das Unglück war geschehen. Es war nicht daran zu denken, daß Herbert noch nachgeben würde. Die Liebe hatte den unerfahrenen Mann taub und blind gemacht — die erste Leidenschaft für ein schönes Weib. Ja, schön war diese Rose, das konnte Jakob Lee nicht in Abrede stellen. Er wußte ja aus eigener Erfahrung, was es hieß, im Banne dieser gefährlichen Augen zu stehen.

Als Herbert sich früher schon einmal, vor langen Jahren als Jüngling, in seinem Durste nach Abenteuern und Gefahren der brüderlichen Autorität entwand, hatte Jakob Lee in wilden, leidenschaftlichen Zornesausbrüchen getobt und gewettert und den Bruder einen trotzigen,

eigenwilligen Knaben, einen undankbaren Thoren gescholten. In immer neuen Lamentationen war die bittere Enttäuschung über seine vereitelten Pläne, der Ärger über Herberts Halsstarrigkeit aus dem empörten Herzen hervorgesprudelt. Jetzt aber blieb sein Mund stumm, denn jetzt hatte der so heißgeliebte Bruder, für den der sonst so selbstsüchtige, kalt überlegende Mann sein eigenes Herzblut mit Freuden hingegeben hätte, ihm einen vernichtenden Streich versetzt — ja bis ins Lebensmark hinein ihn in seinem Stolze getroffen!

Jakob Lee setzte sich an seinen Schreibtisch und griff nach der Feder. Nur in der Arbeit konnte er hoffen, wenigstens zeitweilig zu vergessen, was ihn quälte.

Die nächsten Wochen brachten keinerlei Änderung in den Verhältnissen der Familie. Jakob Lee war mehr denn je drüben in New York, und wenn er des Abends nach Long Branch zurückkehrte, zeigte er sich noch einsilbiger und verschlossener als sonst. Immerhin sorgten gute Freunde und Bekannte treulich dafür, daß ihm, wie seiner Gattin über jede Begebenheit in der Everettschen Villa berichtet wurde. So war es ihm auch kein Geheimnis geblieben, daß Herbert entschlossen war, seine Vermählung mit Rose Hallstein in zwei Wochen zu feiern, und zwar drüben in New York, unter dem Beistande von nur zwei Trauzeugen außer den Everetts. Auch von dem Hauskauf in Hoboken hörte Mr. Lee, sowie daß sein Bruder das kleine Haus mit wahrhaft verschwenderischem Luxus habe einrichten lassen. Bald darauf teilte Mrs. Luisa eines Tages ihrem Gatten beim Essen in ihrer kurzen schroffen

Weise mit, sie beabsichtige mit Amy und den Kindern Long Branch zu verlassen, um für einige Wochen in dem nördlicher gelegenen Bade Saratoga Aufenthalt zu nehmen. Zwei Tage darauf war die schöne Frau fort.

Niemals vorher war es Jakob Lee aufgefallen, daß ihm die Gesellschaft von Weib und Kind, obgleich sie alle still und teilnahmlos an ihm vorüberschritten, doch zur Gewohnheit geworden war, jetzt aber kam es ihm in Long Branch sonderbar öde und einsam vor. Oft war es ihm, als müsse er der schönen, imponierenden Frauengestalt, an jeder Hand eine kleine zierliche Elfe, auf der breiten Stiege begegnen, wie das in letzter Zeit mehrfach geschehen war. Und nun gar, wenn er sich an die mit prächtigem Glas und Silbergeschirr, wie mit einer Fülle von Früchten und Blumen reichbesetzte Tafel zum einsamen Mittagsmahle niederließ — dann schob er wohl den Römer, in dem der edle Rebensaft funkelte, mißmutig beiseite und legte die Serviette auf den Tisch, ohne die aufgetragenen Speisen berührt zu haben. Herbert begegnete er in diesen Tagen nicht. Bekannte erzählten ihm, der Kapitän sei vielfach in New York und Hoboken beschäftigt.

So rückte denn endlich der von der einen Seite heiß ersehnte, von der andern Seite gefürchtete 20. August heran. Von frühem Morgen an stand die Sonne am wolkenlosen Himmel, und nur wer je einen amerikanischen Sommer erlebt, weiß, was es bedeutet, wenn die Hitze dort ihren Höhepunkt erreicht hat. Sengend lagen die glühenden Strahlen auf dem gelben Dünensande des

Strandes, der nur am Abende nach Sonnenuntergang den Tummelplatz der eleganten Welt abgibt, sonst aber ein Bild der Verlassenheit bietet. Sämtliche Jalousieen der gegen Süden liegenden Fenster waren fest geschlossen, und auch von den Bewohnern und den Kurgästen ließ sich niemand blicken.

Um die Mittagsstunde wurde die Thürglocke zu dem nach rückwärts gelegenen Eingange der Villa Everett heftig in Bewegung gesetzt, so daß dem aus seiner behaglichen Ruhe aufgestörten Neger bereits eine Flut von Scheltworten auf den Lippen schwebte, sobald er aber geöffnet hatte, prallte er erschrocken zurück und versuchte dem erschlafften Körper eine stramme Haltung zu geben. Vor ihm stand Mr. Jakob Lee in eigener Person.

Der Schwarze trat ehrerbietig beiseite, um den bekannten Gast an sich vorübergehen zu lassen, aber der Bankier blieb an der obersten Treppenstufe stehen und fragte kurz:

„Kapitän Lee ist doch hier?"

Die Antwort lautete bejahend.

„Gut, so gehen Sie zu meinem Bruder und sagen Sie ihm, ich wünschte ihn zu sprechen, daß heißt, ich bäte ihn, mich nach meinem Hotel zu begleiten, da die Unterredung keinen Aufschub leide!"

Der Neger zögerte; dann warf er schüchtern ein:

„Kapitän Lee feiert heute seine Hochzeit und fährt in einigen Stunden mit den Damen nach New York. Die Wagen sind zu zweieinhalb Uhr bestellt, damit das

Dreiuhrboot benützt werden kann. Ich weiß daher nicht, ob ich jetzt stören darf."

„Richten Sie meinen Auftrag aus!" brauste Mr. Lee auf. „Sagen Sie dem Kapitän, ich verlange unter allen Umständen, ihn einige Minuten ungestört zu sehen!"

Der Neger ging. Gleich darauf näherte sich Herbert mit raschen Schritten der Eingangsthür. „Aber um des Himmelswillen!" rief er, „willst Du Dir denn draußen den Sonnenstich holen, Jakob?"

Es geschah seit Wochen zum erstenmale, daß der Kapitän in so unbefangen heiterem Tone zu dem Bruder sprach; und es war unverkennbar, daß Mr. Lees Erscheinen an diesem Tage ihn in eine freudig erregte Stimmung versetzte.

„So komm doch herein und sage mir, was Du von mir wünschest oder was ich für Dich thun kann!"

„Danke!" war die Erwiderung. „Ich muß Dich vielmehr für einige Minuten zu mir hinüber bitten — in mein Arbeitszimmer, Herbert!"

„Das geht nicht! Das kann ich jetzt nicht!" stieß der Seemann ungeduldig hervor. „Ich habe heute —, es ist —, Du weißt . . ."

„Ja wohl, ich weiß, daß Du heute Hochzeit hältst, Herbert!" lautete die spöttische Antwort. „Aber gerade deshalb muß ich Dich vorher noch einen Augenblick allein und ungestört sprechen!"

Das offene blaue Auge des Kapitäns ruhte eine Weile durchdringend auf dem finsterblickenden Manne,

dessen kräftige Gestalt sich klar und scharf von dem lichten Hintergrunde abhob.

Dann aber langte er nach seinem Hute, der in dem Vorsaale hing, und sagte dumpf:

„Gut, ich begleite Dich —, wenn Du es durchaus wünschest! Hoffentlich sind Deine Mitteilungen nicht betrübender Art?“

Sie schritten über den Hof, den schmalen Weg an der Veranda entlang. Jakob Lee wandte den Kopf nach rechts. Die Erinnerung an jenen Abend dort oben war ihm fatal.

„Betrübender Art?“ wiederholte er. „Wie man es nehmen will!“ Dann gingen sie schweigend weiter und gelangten nach kaum zehn Minuten in des Bankiers kühles, durch geschlossene Jalousieen und Vorhänge verdunkeltes Gemach.

Nachdem Jakob Lee Schirm und Hut beiseite geschleudert und sich aufseufzend in einen Stuhl geworfen hatte, sagte er im gleichgültigsten Tone:

„Willst Du nicht Platz nehmen? Die Hitze ist heute wahrhaft geisttötend.“

„Ich bin genügend daran gewöhnt; das macht mir nichts“, erwiderte Herbert unwillig. — „Bitte, teile mir mit, was Du mir zu sagen hast, Jakob! Meine Zeit ist gemessen.“

„Sogleich! Du bist also entschlossen, Dich heute mit jener Rose Hallstein zu vermählen?“

Die kraftvolle, schöngeformte Hand des Seemannes

griff in das Plüschpolster eines Sessels, während er kurz und bestimmt erwiderte:

„Fest entschlossen! Hast Du mich nur deshalb hierher geführt, um mich das zu fragen?“

„Ja — und nein! — Das heißt, ich habe Dir eine Mitteilung zu machen, und ich werde dann dieselbe Frage noch einmal an Dich richten. Du weißt, daß ich, seit Du mir Deinen Entschluß mitteiltest, mit keinem Worte an diese Angelegenheit gerührt habe, Herbert — weil mir Dein Charakter zur Genüge bekannt ist, und weil ich — obgleich ich das Haupt unserer Familie bin — es nicht für nötig hielt, Dich, einen Lee, auf die Rücksichten, die Du auf diesen Namen zu nehmen hast, aufmerksam zu machen. Du weißt ja auch genau, wie ich denke, und stets denken werde, und wie tief Deine Handlungsweise mich schmerzt und empört. Aber das sind Dinge, die mit dem, was ich Dir jetzt sagen will, nichts zu thun haben. Heute —“ Jakob Lee richtete sich auf und sah den Bruder durchdringend an, „heute appelliere ich an Deine Ehre als Mann!“

„Jakob! Was soll das heißen?“ brauste Herbert auf. „Wage es nicht, Beleidigungen gegen meine Braut auszusprechen! Es käme dann zu einem Bruche zwischen uns, zu einem unheilbaren Bruche!“

„Halte Deine Heftigkeit und Deinen Zorn zunächst noch zurück, Herbert!“ erwiderte der Bankier mit eisiger Kälte. „Höre mich vielmehr einige Minuten ruhig und gefaßt an! — Ich hatte gestern abend eine sonderbare

Begegnung, und ich halte es für meine Pflicht, Dich von ihr in Kenntnis zu setzen."

Der Kapitän kreuzte die Arme über der Brust und schritt, den Bruder keines Blickes würdigend, im Zimmer auf und nieder. „Ich muß etwas weiter ausholen", begann Jakob Lee. „Der alte Tom ist nämlich gestern gestorben. Dir ist der alte treue Diener unsers seligen Vaters wohl kaum noch erinnerlich, da sich schon bald nach dessen Tode die Eisenbahnkatastrophe ereignete, die dem armen Teufel beide Beine kostete. Jedenfalls aber hast Du Toms Namen aussprechen gehört. Der unglückliche Krüppel fiel ja meinem Mitleid und meiner Fürsorge anheim. Auch wirst Du wissen, daß ich alle die Jahre hindurch gewissenhaft für ihn sorgte und es ihm an keiner Bequemlichkeit fehlen ließ. Er war drüben in der Mulberrystreet und ich ließ ihm außer dem Gelde für Kost und Miete noch manches Scherflein zufließen. Gestern nun erhalte ich ein Schreiben mit der Nachricht, daß Tom sein letztes Stündlein herannahen fühle und den innigen Wunsch geäußert habe, mich noch einmal wiederzusehen, um, wie er sich ausgedrückt hatte, seinem Wohlthäter zu danken, zugleich aber auch um mir verschiedene Andenken unsers Vaters, die noch in seinem Besitze wären, zu übergeben."

Herbert blieb auf seinem langsamen Gange durch das Zimmer einige Male stehen und schaute mit unverkennbaren Zeichen von Ungeduld in des Erzählers Gesicht, aber dieser fuhr ruhig fort:

„Ich ging zu ihm und habe dem armen Kerl die

Augen zugedrückt. Er ist jetzt am besten aufgehoben. Ich hatte mir eine Droschke genommen, ließ den Wagen an der Ecke der Mulberrystreet halten und ging das letzte Stück zu Fuß. Eine greuliche Gegend das. Armut und Elend starren einem aus jedem Hause, aus jedem Gesichte entgegen.

„Als ich den Rückweg antrat, mochte es vielleicht zehn Uhr geworden sein, und es brannten bereits kümmerliche Gaslampen in den miserablen Straßen. Ich schaute scharf geradeaus, um meine Droschke nicht zu verfehlen. Da kommt mir mit hastigen Schritten eine hohe Frauengestalt entgegen. Gang und Haltung schienen mir bekannt. Es giebt nicht viele Leute, die in gleicher Weise den Kopf zu tragen wissen."

Mr. Lee hielt hier inne, während Herbert mit unnatürlich erweiterten Augen neben ihm stand:

„Und wer war diese Dame?" fragte er.

„Wer war diese Person — willst Du sagen. Sie trug nämlich ein dunkles grobes Tuch um die Schultern und die übrige Kleidung war diesem entsprechend. Trotzdem würde ich an dieser Gestalt nicht achtlos vorübergeschritten sein. Wir streiften uns fast und ich hörte deutlich das ungestüme, schnelle Atmen ihrer Brust. — Da hob sich der bisher gesenkte Kopf, und das Licht einer Gaslaterne fiel grell auf ein marmorbleiches Antlitz."

Wieder machte Jakob Lee eine Pause und blickte forschend auf den Bruder.

„Die ‚Dame'," fuhr er dann fort, „welche ich die Ehre hatte mutterseelenallein bei einbrechender Nacht in-

mitten einer der elendesten Straßen von New-York zu treffen — war: Rose Hallstein! — Erkläre Dir nun selbst das Weitere!"

Herbert sprang empört auf und rief: „Das ist eine Lüge! Eine schamlose Lüge! Meinst Du, ich werde diesen schändlichen Einflüsterungen Gehör schenken? Glaubst Du, das reine, edle Bild meiner Rose in meinen Augen ungestraft trüben und verzerren zu dürfen?"

Er hatte des Bruders Arm gepackt und umschloß ihn mit eisernem Druck. Aber nicht eine Muskel zuckte in dem kalten Gesichte Jakob Lees. Regungslos hielt er dem Wutanfalle stand.

„Widerrufe, was Du soeben gesagt hast, Jakob, oder — beim Allmächtigen — ich weiß nicht, was ich thue!"

Der feste Blick Jakob Lees brachte den erregten Mann wieder zur Besinnung; er taumelte zurück und ließ den Arm los.

„Widerrufe!" bat er noch einmal, und jetzt fast flehend. „Wenn Du es nicht aus Mitleid mit ihr thust — mit einem schutzlosen Mädchen, das nichts auf Erden besitzt, als ihren Ruf, — so erbarme Dich meiner, Jakob.'

Der Bankier rührte sich nicht. — Herbert aber rief jetzt:

„Bin ich nicht ein Thor? Und wenn Du zwanzigmal meine Braut zu dieser Stunde und in dieser Gegend getroffen hättest, was besagt denn das? — Gibt Dir das ein Recht, unwürdige Gedanken über sie zu hegen, geschweige denn, laut werden zu lassen? — Kennst Du mich so wenig, Jakob, daß Du glauben kannst, irgend

etwas in der Welt vermöchte mein Vertrauen zu ihr zu erschüttern?! Gibt es nicht tausend Anlässe, welche Rose in jene Straße geführt haben können wie Dich? — Pah! Ich war ein Narr, mich über Deine Erzählung zu ereifern! — War das alles, was Du mir zu sagen hattest? — Dann bedauere ich den Weg hierher, die verlorene Zeit und Muße. Lebe wohl, Jakob!"

Der Kapitän griff nach seinem auf dem Tische liegenden Hut und wandte sich der Thür zu, Jakob Lee aber sprang auf und rief mit fieberhafter Angst im Auge: „Herbert!"

„Was willst Du, Jakob? Ich habe keine Lust, mir länger meine kostbare Zeit rauben zu lassen. Auch dieser letzte Versuch ist mißglückt, mein Herr Bruder! Du bist der Sklave Deines unbändigen Hochmuts, Jakob! Deshalb will ich mich bemühen, alles, was ich in letzter Zeit Bitteres und Kränkendes von Dir erfahren habe, zu vergessen. Darum vergebe ich Dir, Jakob! Nur eines verlange ich von Dir: Bisher hast Du Rose Hallstein mit stetem Mißtrauen — mit Schmähreden und mit Beleidigungen verfolgt — Du sowohl wie Deine Frau! Rose hat es unter ihrer Würde gehalten, Euch darüber zur Rede zu stellen. Von heute — von dieser Stunde ab — werde ich aber jedem ferneren Worte, welches über sie gesagt wird, zu begegnen wissen. Ich verlange also von Dir — nicht aus Rücksicht gegen Rose oder gegen mich selbst etwa — nein, nur um des Namens willen, den fortan auch sie tragen wird, daß Ihr von diesen Verfolgungen absteht! Willst Du das thun, Jakob?"

Es erfolgte keine Antwort. — Der Bankier war an seinen Schreibtisch getreten und wandte dem Bruder den Rücken zu. Seine Haltung zeigte, daß das Gute mit dem Bösen einen erbitterten Kampf in der Brust dieses Mannes zu bestehen hatte. Er wollte — konnte Herberts Blicke jetzt nicht begegnen. Unter allen Umständen mußte er jetzt fest bleiben.

„Ich bin sehr weit davon entfernt, eine Annäherung zu versuchen — das wäre nach allem, was vorgefallen ist, eine Unmöglichkeit," sagte der Seemann sehr ruhig, nachdem eine Weile unter tiefstem Schweigen verstrichen war. Er stand dicht an der Thür und drehte den Hut, wie unschlüssig, in der Hand hin und her. Dann langte er plötzlich, als ob ein schneller Entschluß ihn antriebe, in seine Brusttasche und holte ein kleines Päckchen daraus hervor, das er vor den Bruder hinlegte.

„Lies das durch, Jakob," sagte er. „Eigentlich hätte ich früher daran denken können, Dir diese Schriften zu geben, da solche Dinge für Dich ja von Bedeutung sind. Für mich selbst haben jene Blätter so gut wie keinen Wert, obgleich ich nicht leugne, daß der Inhalt mich überraschte. Es sind die Legitimationspapiere meiner Braut."

Jakob Lee blickte überrascht auf und griff hastig nach dem kleinen Packet.

Ein in deutscher Sprache — (Lee war derselben vollkommen mächtig) — ausgestellter Taufschein war das Erste, was ihm aus dem Umschlage entgegenfiel.

„Geboren zu Linz am 5. Juni 1855." Also fünfundzwanzig Jahre, dachte er, das Schriftstück mit der

Lorgnette prüfend. Besonders jung war demnach Rose nicht mehr! Aber was stand da? „Des K. K. Obersten a. D. Freiherrn von Hallstein und Sendenberg, und der Ernestine, geborenen Gräfin von Rottenheim Tochter!!"

Der Bankier sah die Papiere sorgfältig durch, dann schüttelte er gedankenvoll den Kopf, wickelte sie wieder in ihre Hülle und gab alles dem Bruder zurück.

Herbert war seinen Bewegungen mit Unruhe gefolgt; jetzt fragte er ungeduldig:

„Hältst Du ‚Fräulein von Hallstein' nun für wert, den Namen Lee zu tragen, Jakob?"

Ein kurzes spöttisches Lachen gab ihm Antwort.

„Diese Blätter bedeuten für mich wenig genug," erwiderte Jakob Lee gemessen. „Wer bürgt mir für deren Echtheit?!"

„Jakob, was wagst Du?"

Der Bankier hob beschwichtigend die Hand.

„In meiner langjährigen Praxis als Geschäftsmann, durch die ich mit Leuten von allen Nationalitäten in Verbindung komme, habe ich mancherlei Erfahrungen gemacht. Ein hochklingender Name allein imponiert mir durchaus nicht. Angenommen aber auch, dieser Taufschein gehöre wirklich dem Gesellschaftsfräulein der Everetts, bewahrheitet sich dann meine Voraussetzung nicht erst recht? Liegt dann nicht erst recht der Vergangenheit des Mädchens etwas Geheimnisvolles — Rätselhaftes zu Grunde? Warum schickt ein Vater sein Kind — und noch dazu eine so schöne Tochter — allein ins Ausland? Ich bin ein

Skeptiker, Herbert — mag sein, einer von der schlimmsten Sorte; aber bisher haben mich meine Augen noch selten getäuscht! Dich treibt das feurig aufbrausende Blut der Jugend, das heiße Herz zu unüberlegtem Handeln, mich aber leitet und warnt der kühle Verstand des welterfahrenen Mannes. Und noch eines ist es, was mich dazu getrieben hat, mit dem Aufgebot aller Kraft und Ausdauer Dich von jenem Schritte zurückzuhalten." — Zum erstenmale seit langen Wochen zitterte hier durch die Stimme des Bankiers wieder jener weiche zärtliche Klang von einst. — „Herbert! Kein Vater hat seinen einzigen Sohn mehr lieben können, als ich Dich geliebt habe! Du bist mein Schmerzenskind gewesen. Dein Glück stand — und steht mir höher, als irgend etwas in dieser von Selbstsucht und Materialismus erfüllten Welt. Diese Liebe half mir über manche Enttäuschung im eigenen Dasein hinweg. Ich hatte ein Ziel — einen Lebenszweck. — Das ist nun vorüber!"

Die Brust des finsterblickenden Mannes hob sich unter einem schweren Seufzer. Der Kapitän stand noch immer bewegungslos auf derselben Stelle, die Augen mit einem trotzigen Ausdrucke zu Boden gerichtet.

„So gehe denn Deinen selbstgewählten Weg, Herbert, und greife mit beiden Händen in das Füllhorn Fortunens! Bedenke aber, daß die aus Romantik und Idealismus zusammengesetzten Luftgebilde im nüchternen, prosaischen Leben der Ehe gar bald verfliegen! Mögest Du das so heißersehnte Glück wirklich finden und an Dich zu fesseln verstehen! Das ist das Einzige, was ich Dir

wünsche! Jetzt bin ich zu Ende mit allem und ich will Dich nicht länger zurückhalten. Lebe wohl, Herbert!"

Der Kapitän stand einen Augenblick still und es war, als beabsichtige er, die herabhängende Rechte des Bruders zu ergreifen, aber er sprach schließlich nur ein leises „Lebe wohl, Jakob!" und verließ dann schnell das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Es war Herbst geworden. Der Oktoberwind strich bereits über die in buntem Farbenschmuck prangenden Wälder an der atlantischen Küste, und wenn auch um Mittag die Sonne noch recht heiße Strahlen herabsandte, so lagerten dafür morgens und abends dichte Nebel mit erkältendem Hauche auf dem Häuserlabyrinthe der Manhattaninsel und verwehrten stundenlang jeden freien Ausblick auf das Meer.

Und doch ist der Amerikaner glücklich, wenn die langen silberglitzernden Spinnfäden des „Indianersommers" durch die Fluren ziehen. Dann atmet der Landmann, wie der Städter freier auf. Das ist die schönste, gesegnetste Zeit jenes Landes, zumal der östlichen Staaten. In saphirblauer und smaragdgrüner Färbung wechselnd, zeigt der Ozean sich Tage, ja oft Wochen hindurch spiegelglatt, wie ein Binnensee, und nichts verrät, daß die Äquinoktialstürme noch vor kurzem mit furchtbarer Gewalt an den Küsten von New York und New-Yersey getobt haben.

Es war Herbst geworden. — Jedes aus dem Süden kommende Schiff brachte das köstlichste Obst und am Washingtonmarkt in New York häuften sich Berge von Ananas, von roten und gelben Bananenbüscheln zu un-

glaublicher Höhe auf, während endlose Reihen von Körben die Pfirsiche von Delaware bargen. Trauben, Kokosnüsse, kalifornische Äpfel und Birnen von fabelhafter Größe, riesige grüne Wassermelonen — das alles bot sich hier in malerischem Durcheinander dem Auge des Besuchers dar. Der Fremde, der zum erstenmale den Washingtonmarkt betritt, staunt und kann seine Blicke kaum losreißen von diesem farbenprächtigen Bilde, der Einheimische aber blickt prüfend, und zu diesen Prüfenden gehörte heute auch Maki, der, einen großen Korb am Arme, mit Kennermiene an den Frucht- und Fischständen des Marktes auf- und niederschritt.

„Zum „Butler" eines feinen Hauses aufgerückt," dachte der Malaie schmunzelnd, indem sein kluges Auge funkelte. „Und doch scheint auch das der kleinen Wildkatze nicht zu imponieren. Diese Deutschen sind ein närrisches Volk! Ja, wenn Mary eine Irische oder gar eine Farbige wäre — dann hätte ich mir schon längst einen Kuß von diesen rosigen Lippen stibitzt. Allein das ist eine Sprödigkeit, ein Geziere und Gethue an dem Mädchen, als wenn sie eine Prinzessin wäre. Sie will Mrs. Rose Lee nachahmen, aber sie fällt nur zu oft aus der Rolle und nennt mich einen Esel! — Einen Esel? Im Umgange mit ihr bin ich vielleicht einer — da könnte sie wohl recht haben; aber sonst, was den Dienst anbelangt, so weiß der Kapitän recht gut, wem er sein Vertrauen geschenkt hat — und, bei meiner Seemannsehre! er soll sich in Maki nicht getäuscht haben!" Maki klopfte mit seiner breiten, hellbraunen Hand vergnügt an den mit

allen möglichen Waren gefüllten Marktkorb. „Jeder Cent wird notiert und berechnet — und es hat noch jeden Monat gestimmt, genau wie bei der Bank of New York.“

„Wie viel kosten diese beiden elenden Ananas?“ fragte er, indem er im Vorüberschreiten zwei prachtvolle Exemplare an den grünen Büscheln in die Höhe hob. „Vierzig Cents? Wie? Das ist ja ein wahres Sündengeld! Sie glauben wohl, ich wäre ein Fremder, weil ich Euer erbärmliches Kauderwelsch schlecht spreche? Dreißig gebe ich. Sind Sie damit zufrieden?“

Und wirklich durfte Maki mit wohlgefälligem Blicke die schönen Früchte in den Korb packen.

„Wie sie es nur allein wird aushalten können!“ begann Maki nach einer Weile wieder sein Selbstgespräch, während er nun langsam der Hobokenfähre zuschritt. „Ich meine die Lady. Der kleinen Mary macht meine Abreise wohl kaum Schmerzen!“ setzte er seufzend hinzu. „Und der Kapitän gar! Der geht schon seit vielen Tagen mit der alten finsteren Falte zwischen den Brauen einher; da weiß ich genau, daß ihn ein Kummer drückt. — Ja, ja, die Weiber müssen nun einmal zu Hause gelassen werden, das ist Seemannslos. Hart mag es aber sein, sich trennen zu müssen, wenn man noch nicht zwei Monate verheiratet ist. Da hat man ja das Glück kaum gekostet. Und was das für ein Glück ist! Wie die Turteltauben sind sie miteinander!“

Eine halbe Stunde später hatte Maki das Haus seines Gebieters erreicht. —

Hoboken bietet wenig Anziehendes. Es ist eine stille,

verräuchert aussehende Stadt, die, wenn der Fremde sie, direkt von New York kommend, betritt, einen tristen, schläfrigen Eindruck macht. Es hat aber doch auch einige hübsche Straßen aufzuweisen, und zwar in der Nähe der Dampferlandungsplätze. Dort findet man schöne Häuser in modernem Stile und reizende Villen mit Gärten, sonnigen Veranden und zierlichen Blumenparterres. Gar mancher Schiffskapitän hat hier nach langjährigem Dienst zum letztenmale Anker geworfen und sich ein Heim geschaffen. Aber auch viele Familien noch aktiver Seeleute führen in der stillen kleinen Hafenstadt ein friedliches behagliches Dasein.

Solch einen Platz, fern vom Geräusche der großen Welt, in fast ländlicher Ruhe und Einsamkeit, hatte auch Herbert Lee gesucht und gefunden. In größter Abgeschiedenheit wollte er sein junges Eheglück genießen und er hätte dazu in der That keinen geeigneteren Ort wählen können. Der Erwerb dieser Villa gereichte ihm täglich mehr zur Freude, da der an ein unruhiges, unstetes Leben gewöhnte Seemann nun erst das wohlthuende Gefühl empfand, ein eigenes Heim zu besitzen. Ein schattiger, lauschiger Garten hinter dem Hause — eine überdachte, mit Aristolochia umwachsene Veranda an der Front der Villa und bequeme sonnige Zimmer im Innern — befriedigten die Bedürfnisse des Paares vollkommen. Das kleine Haus war, wenn auch nicht, wie die geschäftigen Zungen vor Herberts Heirat behauptet hatten, mit verschwenderischem Luxus, so doch elegant und äußerst geschmackvoll eingerichtet. Kapitän Lee besaß eine Unmasse

kostbarer Gegenstände, welche er auf seinen vielen Reisen nach und nach erworben hatte und in denen oft ein viel höherer Wert steckte, als er selbst vermutete; diese waren bisher in seiner Junggesellenwohnung in New York wenig zur Geltung gekommen. Jetzt aber hatten der feine Geschmack und das richtige Verständnis seiner jungen Gemahlin sie entdeckt und jedem Stücke den gebührenden Platz in dem neuen Heim angewiesen.

Der neugegründete Haushalt bestand nur aus einer älteren, irländischen Köchin, dem deutschen Kammermädchen Mary und dem jungen Diener und Haushofmeister Maki. Die kleine Mary hatte bereits in Mrs. Everetts Diensten gestanden, sich aber von dieser die Vergünstigung erbeten, Fräulein Hallstein, an der sie mit großer Verehrung hing, in den neuen Hausstand begleiten zu dürfen. —

Der Malaie benutzte den hinteren Eingang nach der im Souterrain gelegenen Küche und ließ sich, indem er den schweren Marktkorb auf den blitzblank gescheuerten Tisch stellte, schwer seufzend auf einen Stuhl fallen.

Die Köchin war nicht anwesend. Nur Mary, eine dralle, bildhübsche Brünette mit rosig angehauchtem Teint und schönen, aber stets halbverschleierten, grauen Augen, stand am Bügelbrett und hantierte geschäftig mit der Tollschere. Sie erwiderte Makis Gruß durch stummes Neigen des Kopfes, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. Der junge Diener seufzte noch einmal und diesmal etwas lauter.

„Nun, war der Korb so schwer oder der Weg so weit, Maki?“ fragte Mary leichthin, während sie den

Zeigefinger zum Munde führte, um die Temperatur der Tollschere zu prüfen. „Mein Himmel, wenn Sie seufzen! Sie haben ja ein Leben, wie der liebe Gott in Frankreich. Das bischen Einkaufen und Servieren ist doch eine wahre Kinderei. Aber die Männer sind nie zufrieden und nie dankbar für das, was ihnen ein gütiges Geschick in den Schoß wirft.“

„So? Sie wissen ja gar nicht, weshalb ich seufze, Mary,“ entgegnete der junge Mensch, indem er sich langsam erhob und die mitgebrachten Waren aus dem Korbe packte. Ein halb schmachtender, halb schelmischer Blick flog zu dem hübschen Mädchen hinüber. „Soll ich es Ihnen verraten?“

„Nein, nein, ich danke!“ rief sie rasch, indem sie das Gesicht auf die Arbeit herabbeugte. „Ich trage gar kein Verlangen darnach. Ihre Wünsche und Gefühle sind mir so gleichgültig, wie — nun wie das Stück Fisch dort vor Ihnen auf dem Tische!“

„Das ist ja sehr menschenfreundlich gedacht!“ erwiderte er in betrübtem Tone, obgleich es um seine Mundwinkel zuckte, wie von verhaltenem Lachen. „Sehen Sie denn nicht, daß ich Heimweh habe, Sie kurzsichtiges Mädchen! Heimweh nach meinem Vaterlande — nach der See — kurz gesagt, ich halte es hier nicht länger aus — ich will fort — fort!“ Dabei schlug er die beiden mitgebrachten Ananas so gewaltsam auf den Tisch, daß der Korb in bedenkliches Schwanken geriet.

„Fort?“ fragte Mary, die Augen mit erstauntem Blicke zu ihm aufschlagend. „Also es gefällt Ihnen hier

nicht, Maki, und Sie ziehen das schreckliche, abenteuerliche Leben auf See — heute hier morgen dort — einer friedlichen Heimat vor?"

„Gewiß, tausendmal!" entgegnete er, mit dem Kopfe nickend. „Was habe ich denn hier? Pah! Da draußen gibt es immer Abwechselung — schöne Länder — schöne Mädchen! Wer weiß, ob wir uns dann noch einmal wiedersehen, Mary! In vierzehn Tagen sage ich Ihnen lebewohl!"

„Wirklich? Sind Sie denn Ihrer Sache so sicher? Manchmal kommt es doch anders, als man denkt."

Das junge Mädchen warf bei diesen Worten den hübschen Kopf mit den an Stirn und Nacken widerspenstig sich kräuselnden Löckchen zurück und sah den Diener herausfordernd an.

„Ich hörte gestern, als ich Mrs. Lee frisierte und der Kapitän eintrat, diesen äußern, daß er die Idee habe, Sie hier zu lassen — zu unserm Schutze. Nun, was meinen Sie dazu, Mr. Maki?"

„Hat der Kapitän das wirklich gesagt?" rief der junge Malaie, sich erschrocken emporrichtend, und stand mit einem Satze an ihrer Seite. „Wirklich und wahrhaftig? Alle Wetter, ich soll den ganzen Winter über hier bleiben — bei Ihnen und der Mistreß im warmen Neste? Mary, diese Aussicht könnte mich doch am Ende das Heimweh vergessen machen. Sehen Sie mir doch nur einmal in die Augen; dann werden Sie sich überzeugen, daß ich vorhin nur Scherz gemacht!" Er ergriff eine ihrer Hände und hielt sie fest.

„Ach was, lassen Sie mich los!“ grollte die Zofe und wandte das Gesicht zur Seite, während sie sich seinem festen Griffe zu entwinden suchte. „Denken Sie etwa, es mache mir Spaß — oder gar Freude, wenn Sie uns den ganzen lieben Tag lang auf den Hacken sitzen? Ich wünschte, Sie gingen dahin, wo . . .“

„Mary!“

„— wo noch mehr solch dunkle schiefäugige Gesellschaft zu finden ist! Bitte, vergessen Sie nicht, daß ich eine Deutsche bin, Mr. Maki!“

Der Malaie gab die Hand frei und dunkle Glut schoß ihm ins Antlitz, als er entgegnete: „Ich werde das nie mehr vergessen, Miß Mary!“ Dann wandte er sich schnell ab und stieg die Treppe zur oberen Etage hinan. —

In dem Augenblick aber, in dem er an der äußeren Hausthür vorüber kam, betrat sein Gebieter die Halle.

Der Kapitän trug die Uniform, der Malaie nahm daher, dienstlich grüßend, sofort eine stramme Haltung an. Dieser dankte mit zerstreutem Blick und kurzem Kopfnicken. Dann aber, als er schon seine Zimmerthüre geöffnet hatte, wandte er sich noch einmal um und rief:

„Ist Mrs. Lee im Garten oder bei der Toilette?“

„Das weiß ich nicht, Herr,“ war die Antwort, „da ich soeben erst vom Washingtonmarkt zurückgekehrt bin. Mary wird darüber Auskunft geben können. Soll ich sie fragen?“

„Das ist nicht nötig. Ich möchte übrigens ein paar Worte mit Dir reden, Maki! Tritt hier ein — so!“ —

Beide überschritten die Schwelle. — „Ich komme soeben von dem ‚State of Florida‘. Am 30. Oktober segeln wir; es ist alles zur Abfahrt bereit.“

Der junge Diener blieb stumm und regungslos vor seinem Herrn stehen.

„Du freust Dich natürlich auch darüber, daß das faule Leben ein Ende nimmt?“ meinte der Kapitän freundlich, während ein wehmütiges Lächeln um seine Lippen spielte.

„Ja, Herr, sehr!“

„Wirklich? Ich dachte mir, der Abschied würde Dir vielleicht nicht ganz leicht werden — dieses Mal, he?“

Der Kapitän sah dem jungen Burschen ins Auge. Dieser neigte verlegen das Haupt und entgegnete schüchtern

„Nein, Herr, ich gehe gern fort!“

„So? Dann thut es mir leid, Dir sagen zu müssen, daß Du dies Mal hier bleiben mußt, Maki! Jim Mac Baten wird Deinen Posten übernehmen, und ich will versuchen, ohne Dich fertig zu werden, mein Junge!“ Kapitän Lee näherte sich seinem Diener und legte die Hand auf dessen Schulter: „Dir, Maki, vertraue ich mein Haus an! Deine Anhänglichkeit und Treue sind mir genügend bekannt und ich darf, wenn ich Dich hier lasse, beruhigt abreisen. Mrs. Lee wird an Dir, denke ich, einen Schutz finden.“

„Bei Gott, den soll die Mistreß haben. Ich will die Villa wie meinen Augapfel hüten!“ rief der junge Mensch lebhaft „Es wird mir gewiß schwer, Herr, zurückzubleiben, während die Kameraden draußen sind —

und es wird mir noch viel schwerer, dem Kapitän nicht zur Seite bleiben zu dürfen, aber ich will das gern verschmerzen bei dem Gedanken, daß der Herr mich seines Vertrauens für wert erachtet, mich, einen armen Mischling."

Der Kapitän schüttelte den Kopf und bemerkte nachdenklich:

„Ich ahne, wohinaus diese Andeutungen laufen! Mein Junge, Vorurteile lassen sich schwer besiegen!" Der Blick des Seemannes glitt bei diesen Worten über den Diener hinweg, ins Leere.

„Übrigens noch eins, Maki!" begann Herbert Lee nach wenigen Minuten in vollkommen ruhigem Tone. „Du sollst morgen hinüber nach New York zu Mr. Jakob Lee. Du wirst ihm einen Brief überbringen und ihm sagen, daß unsere Abreise auf den 30. Oktober festgesetzt ist. Ich werde Dir auch eine Botschaft für Miß Mansfield mitgeben."

„Ja wohl, Herr!"

„Gut, melde Dich morgen vormittag bei mir."

Der Kapitän trat ans Fenster und öffnete beide Flügel, so daß die Strahlen der Mittagssonne gleich einem Lichtmeere ins Zimmer hereinfluteten. Er stand eine Weile schweigend da und schaute auf die stille Straße. Er hatte die Anwesenheit des Dieners vergessen, als er sich endlich umwandte, fragte er daher:

„Du bist noch hier, Maki?"

„Ja, Herr, ich glaubte, Sie hätten mir noch etwas aufzutragen!"

„Nein, ich bedarf Deiner nicht mehr. Du kannst gehen!“

Kapitän Lee rückte den Sessel wieder an den Schreibtisch und ließ sich nieder. Er warf auf dem Tisch ausgebreitete Atlanten und Schiffskarten achtlos durcheinander und suchte nach einem Briefbogen und einem Kouvert. Der Kapitän war kein eifriger Korrespondent, er schrieb nur selten und immer ungern. Auch jetzt hielt er den Gänsekiel mißmutig in der Hand. War es doch nicht etwa besser, wenn er selbst hinüberfuhr, um dem Bruder ein Lebewohl zu sagen? Seit jener Abschiedsstunde in Long Branch hatte er dessen Haus nicht mehr betreten und von keiner Seite war der leiseste Annäherungsversuch gemacht worden. Nur von Amy Mansfields Hand empfing er nach seiner Hochzeit ein Schreiben, das zwar kurz, aber in dem alten freundschaftlichen Tone gehalten war. Sie sagte ihm, daß sie sich seines Glückes freue, und bat ihn, nie zu vergessen, daß sie ihm stets eine wahre und treue Freundin gewesen sei und eine solche auch bleiben werde — ihm und Rose! Der Verwandten erwähnte sie nur flüchtig, teilte aber mit, daß Jakob Lee seit einiger Zeit über körperliches Unbehagen klage, weshalb ihn der Hausarzt einer strengen Kur unterworfen und ihm jede geistige Arbeit und Anstrengung aufs ernsteste untersagt habe. Schließlich schrieb Amy noch, daß sie, wenn es dem jungen Paare nicht störend wäre, gern einmal nach Hoboken kommen und das neue Heim in Augenschein nehmen würde.

Herbert hatte diese freundlichen Worte bis heute

nicht beantwortet. Er wollte mit der Vergangenheit abgeschlossen haben und kein fremdes Auge sollte in das Heiligtum seines Glückes hineinschauen. Nein, auch Amy sollte das nicht — sie gerade am wenigsten! Kannte er doch die Gefühle, die sie für ihn hegte, nur zu gut. Sie wollte offenbar in opferfreudiger Selbstverleugnung als guter Geist, als segenspendende Fee in seinem jungen Heim erscheinen. Das erschien ihm unnatürlich, unzulässig.

Fast zwei Monate hatte Herbert gelebt, wie in einem Märchen aus ‚tausend und eine Nacht'. Sein so heiß und glühend ersehnter Wunsch, der Besitz Roses, war ihm erfüllt. Rose war *sein*! Und seit ihr ernster Mund ihm in seliger Stunde gestanden hatte, daß jeder ihrer Gedanken ihm gehöre — seit er täglich gewahrte, wie die düsteren Wolken, welche über den reinen, edlen Zügen lagen, sich mehr und mehr lichteten und das schöne Antlitz zuletzt strahlte in einem Ausdrucke, der sein Herz wild schlagen ließ — da erschien Herbert Lee wohl ein jeder Tag als ein Wonnetag. Rose dünkte ihm als der Inbegriff eines holdseligen Weibes. Ihr reiches Wissen, der ideale Zug ihres Geistes erfüllten den gebildeten, weit gereisten Mann immer wieder mit Staunen und Bewunderung. Wie anders war sie doch, als die vergnügungssüchtigen, oberflächlichen Frauen seines Landes! Mädchen, wie Susy und Adeline Everett vermochten durch ihre prickelnde Munterkeit und ihre sprühende Lebenslust für Augenblicke auch das Herz eines ernsten Mannes zu gewinnen, allein an ihrer Seite das ganze Leben zu ver-

bringen, erschien Herbert jetzt wenig verlockend. Und doch! — und doch war Herberts Glück nicht ganz ungetrübt. So sehr er auch bemüht war, die letzte Unterredung mit seinem Bruder aus seinem Gedächtnis zu tilgen — es wollte ihm nicht ganz gelingen. Was veranlaßte damals seine Braut, sich nach jener entlegenen, elenden Straße zu begeben? War diese Begegnung nur eine Täuschung — oder gar nur eine Erfindung gewesen? — Aber nein, der Kapitän wußte nur zu genau, daß Jakobs Mund keine Lüge aussprechen würde. Und eine Frage wollte durchaus nicht über seine Lippen. Und darüber keimte das Mißtrauen fort und wuchs hoch und höher in seiner Seele. — Der Blick aus seines Weibes Auge erschien ihm oft so rätselhaft, ihre Rede so zerstreut, ihr Kuß so kühl, daß ein brennender Schmerz sein Herz zusammenpreßte. Hatte Rose wirklich ein Geheimnis vor ihm, hielt sie ihn ihres Vertrauens nicht für würdig — ihn, der ihr nun doch am nächsten stand auf Erden? — Allgütiger Gott, hatte der Bruder doch recht gehabt, als er jene düsteren Äußerungen über Roses Vergangenheit laut werden ließ? — Von Angst gefoltert, schreckte Herbert oft des Nachts empor aus festem Schlafe, und sein Blick ruhte dann forschend auf dem sanft und friedlich schlummernden Weibe an seiner Seite. Konnten diese Züge wirklich trügen? Beim Himmel! Dann war die ganze Welt nur eine einzige große Lüge!

Herbert schalt sich jetzt einen Thoren, einen Elenden, der eines solchen Glückes nicht wert sei! Der helle Tag, der Zauber ihres Wesens, verscheuchten später auch die

leisesten Spuren eines Verdachtes. — Aber die dunklen Schatten des Mißtrauens kehrten wieder zurück.

Wenn er an den länger werdenden Abenden im Schaukelstuhle lag und dem Gesange seiner jungen Frau lauschte, während sie mit ihrer weichen, bestrickenden Stimme, in der süßen Sprache der Töne, von Liebesglück und Seligkeit zu ihm redete — zu ihm allein — da brauste es aufs neue wild empor in Herberts Brust! Hatte sie je einem anderen Manne so gesungen? Hatten diese Lippen jemals einem anderen zugelächelt? — Von der Vergangenheit sprach sie ja niemals, und er — er fühlte eine wahre Scheu, daran zu rühren.

Rose war sein, sein holdes tugendhaftes Weib, und dennoch sagte ihm zuweilen ein undefinierbares Gefühl, daß eine fremde Gewalt, ein störendes Etwas zwischen ihnen stand. — Was war das?

So stritten Schmerz, Eifersucht und Mißtrauen mit Liebe und Leidenschaft täglich in der Brust des jungen Gatten.

Eines Abends — es war ein grauer, regenschwerer Tag gewesen, und die Dunkelheit war noch früher hereingebrochen als gewöhnlich — eines Abends hatte jene ihm so unheilschwanger dünkende Frage sich von seinen Lippen losgerungen. Im kühlsten, gleichgültigsten Tone ward sie gesprochen, während das Blut wie mit Hämmern an seine Schläfen schlug und der Atem ihm fast die Stimme raubte. Er hatte Rose gefragt, ob sie es gewesen wäre, die am Abende vor ihrer Hochzeit in Mulberrystreet gesehen worden war? Seine Blicke hatten, während er

fragte, das Antlitz seiner Frau mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beobachtet.

Das schöne Gesicht blieb ganz ruhig; nur ein trüber Schatten — o er kannte ja diesen Ausdruck von früher her nur zu gut — flog darüber hin, als sie mit fester Stimme erwiderte:

„Ja, Herbert! Ein trauriges Geschäft, eine Pflicht führte mich dahin. Ich weiß auch, daß ich Jakob Lee begegnete. Warum fragtest Du mich nicht früher darnach? Ich hatte es längst erwartet!“

Die großen blauen Sterne blieben voll zu ihm aufgeschlagen, während sie so sprach. — Und Herbert war beruhigt, besiegt sogar — für heute. Er hatte nicht weiter gefragt und war nur, wie in stummer Abbitte, vor ihr niedergekniet, sein in Schmerz und Glück zuckendes Antlitz in ihrem Schoß verbergend.

Diese Szene hatte Maki belauscht, und das Ergreifende jenes Momentes ging dem warmherzigen Burschen gar nicht aus dem Sinne.

Der Kapitän blickte jetzt empor zu dem Bilde seiner Frau, das über seinem Schreibtisch hing. Wie schön war dieses Bild! Und wie schön war erst das Original des Bildes! Und dieses Original, seine Rose, sollte er nun monatelang nicht sehen, den schmelzenden Ton ihrer süßen Stimme nicht hören!

Der Brief an den Bruder — überhaupt alles, woran er eben noch gedacht, was unklar in seinem Herzen sich geregt hatte — alles war vergessen bei dem einen Gedanken an die bevorstehende Trennung.

„Herbert!“

Eine weiche Hand strich plötzlich sanft über sein Haar und ließ ihn wie aus einem Traume emporfahren.

Rose war leise ins Zimmer und an seine Seite getreten und bog sich besorgten Blickes zu dem Gatten nieder.

„Was hast Du, Herbert?“ fragte sie teilnehmend und schaute ihm prüfend in die jetzt so trüben blauen Augen. „Quält Dich eine Sorge, die Du mir verbirgst?“

„Eine Sorge? Was ich habe, willst Du wissen?“ rief er aufspringend, während seine Arme sie mit wilder Zärtlichkeit umschlangen. „Rose! Ich soll mich an den Gedanken gewöhnen, fünf Monate lang ohne Dich zu sein!“ stieß er leidenschaftlich hervor.

„Diese Zeit wird vorübergehen, Herbert!“ flüsterte sie, indem sie in tiefer Bewegung das Gesicht an seiner Brust barg. „Denke an das Wiedersehen!“

„Ja, sie wird vorübergehen, aber wie?“ sagte er dumpf. „Sechzehn Jahre lang habe ich nur für meinen Beruf gelebt, den ich mir abringen und erkämpfen mußte vom Schicksale, und ich war stets der zufriedenste, glücklichste Mensch unter der Sonne. Nun aber — nun gestehe ich offen ein, daß mein Bruder einst recht gehabt hat mit seinen Prophezeiungen. Reiselust und Jugendübermut sind verflogen. Als höchstes Gut erscheint dem gereiften Manne nun die heimatliche Scholle! Dies wird die letzte meiner Fahrten sein. Ich werde um

meinen Abschied einkommen. Bist Du damit einverstanden, Rose?"

Die Antwort war ein Freudenschrei.

„Nun wollen wir beide nicht mehr trauern, sondern froh in die Zukunft blicken," rief die junge Frau mit überströmenden Augen. „Ich werde Dir schreiben, Herbert, so oft es geht, das heißt, sobald die Briefe Dich erreichen können! Ich meinerseits werde hier, in unserm Heim, wo jedes Stück mich an Dich und unser Glück mahnt, die Bangigkeit schon bekämpfen können!"

„Mein Liebling!" erwiderte er, indem er sie innig an sich drückte.

„Ich bin sehr froh, daß Du Maki hier läßt," fuhr Rose lebhaft fort. „Einen gewissenhafteren, treueren Menschen kann ich mir zu meinem Schutze nicht wünschen, und ich denke mir, er bleibt gern hier. Du weißt ja, daß er . . ."

„O, Du meinst Mary!" unterbrach sie der Kapitän, indem er sich erhob und nun mit seiner Frau Arm in Arm langsam auf und nieder wandelte. „Ich glaube es wohl, daß das Herz des heißblütigen Burschen in hellen Flammen aufgegangen ist — allein ich fürchte, zu seinem Unglück. Die kleine Deutsche wird sich schwerlich entschließen, ihn, der einer andern Rasse angehört, zum Manne zu nehmen. Ich kann es ihr auch nicht verdenken, obschon Maki ja in seiner Art eine interessante Persönlichkeit ist. Erinnerst Du Dich noch, Rose, wie Adeline damals in Long Branch im Scherze äußerte:

Wenn sie nicht Miß Everett wäre, möchte sie Makis Frau sein?!"

Kapitän Lee lachte hell auf.

„Denkst Du wirklich daran, daß es zu einer Heirat zwischen ihnen kommen könne, Herbert?" fragte Rose überrascht.

„Gewiß! Warum nicht? Wer so viel in andere Länder und Verhältnisse hineingeschaut hat, wie ich, der streift Vorurteile von sich ab. Und was willst Du? Makis Mutter war so weiß und blond, wie Du, Rose, eine stattlich schöne Holländerin. Seinen Vater kannte ich freilich nicht. Sie starb am gelben Fieber, etwa drei Jahre, nachdem sie mir den damals siebzehnjährigen braunen Burschen übergeben hatte. Er hat sich auch eine hübsche runde Summe zurückgelegt. Sie könnten ja beide in unseren Diensten bleiben — kurz, es fehlt nur am Jawort Deiner kleinen Zofe. Wie wäre es, wenn Du in meiner Abwesenheit Dich ein wenig mit Ehestiften abgäbest, Rose? Wie?"

Die junge Frau schüttelte den Kopf und erwiderte ernst:

„In solchen Dingen muß man Gott walten lassen!"

„Ja, Du hast recht, Rose! Es war ja auch nur Scherz. — Hast Du übrigens wieder etwas von den Everetts gehört? Es thut mir Deinetwegen leid, daß sie gerade diesen Winter über fortbleiben."

„Seit den flüchtigen Zeilen, die Susy mir sandte und worin sie ihre Ankunft in Berlin meldete, weiß ich nichts näheres von ihnen. Ich gestehe, daß die guten

Menschen mir sehr fehlen. Die beiden eleganten schönen Mädchen werden übrigens in der dortigen Gesellschaft Aufsehen erregen und — vielleicht als Bräute zurückkehren."

„Beide?" fragte der Kapitän.

„Du denkst an Roberts," entgegnete Rose. „Adeline ging mit großen Erwartungen, das Herz voll Illusionen und den Kopf voll phantastischer Luftschlösser, hinüber nach der alten Welt. Ich fürchte, bis jetzt hat Dein liebenswürdiger Freund blutwenig Chancen diesen bunten Schmetterling zu erhaschen. Man wird ihr fabelhaft huldigen, das weiß ich im voraus. Und das will und wünscht sie ja auch; noch mehr fürchte ich, daß das Leben in einer andern Sphäre auf den erregbaren Sinn des jungen Mädchens keinen guten Einfluß ausüben wird. Adeline ist ein Wesen, das schnell Geschmack findet an verschwenderischer Pracht und gleisnerisch schimmernden Äußerlichkeiten. Sie wird sich mit offenen Armen in den Strudel der Gesellschaft werfen."

„Nun, nun," meinte Herbert lächelnd, „Roberts ist nicht ein Mann, der so leicht die Flagge auf Halbmast hißt. Wie es mir scheint, kennt er den Gegenstand seiner stillen Neigung vollkommen und was das Klügste ist, er besitzt eine wahrhaft bewundernswürdige Langmut. Hoffen wir, daß er einst dafür belohnt wird. — Weißt Du, Rose!" sagte der Kapitän dann, indem er plötzlich zu einem andern Thema übersprang, „der heutige Tag ist so schön, laß uns eine kleine Bootfahrt unternehmen! Hättest Du Lust?"

„Gewiß!" war die heitere Entgegnung, während die junge Frau an den Schreibtisch trat und den darauf zurecht gelegten Briefbogen verwundert betrachtete.

„Willst Du Dich also in einer Stunde bereit halten, Rose? Zum Essen um fünf Uhr sind wir bequem wieder zurück."

„In einer Stunde?! Ich brauche ja nur den Hut aufzusetzen, Herbert, und einen Plaid zu nehmen für etwaigen Regen. Dann bin ich fertig!" versetzte Rose, ihm glücklich in die Augen schauend.

„So?"

Das Wort kam gedehnt, halb mißbilligend über des Seemanns Lippen und seine Blicke glitten musternd an ihrem einfachen, obwohl tadellos sitzenden, schwarzen Kleide herab.

„Warum legst Du so wenig Wert auf elegante Toilette, Rose?" fragte er zögernd, indem er die Falten des schlichten Gewebes zwischen die Finger nahm. „Wolle? Seit unserm Hochzeitstage habe ich Dich, meine ich, nie mehr in Seide gesehen, Rose!"

Das schöne Gesicht der jungen Frau war mit einem Male blutrot übergossen.

„Ich bin an Einfachheit gewöhnt," erwiderte sie leise.

„Unsinn! Du könntest aber immerhin — da ich es gern möchte — diese puritanerhafte Angewohnheit ablegen. Damit will ich nicht gerade sagen, daß Du den Everetts nachahmen sollst, bei denen die ‚Dame' erst anfängt, wenn das Kleid von — von — na, wie heißt doch gleich die Schneiderseele in Paris, welche sich eine einzige

Toilette mit Summen bezahlen läßt, die dem Werte einer ganzen Schiffsladung gleichkommen?“

„Worth!“ entgegnete Rose kurz.

„Richtig! Aber wenn Du willst, so bestelle Dir auch bei Worth ein halbes Dutzend Toiletten! Trage nur nicht immer diese monotonen Kleider aus solchem Plunderstoffe, mein Liebling! Du darfst nicht vergessen daß Du jetzt Mrs. Lee bist! Ich entsinne mich übrigens, daß auch Adeline Dich zuweilen mit Deiner Einfachheit neckte und sogar einmal behauptete, Du müssest kolossale Ersparnisse machen, da Du doch nicht ein Zehntel von Deinem Toilettengelde verbrauchtest. Das scheint mir jetzt auch der Fall zu sein. Nicht?“

Er hatte ihre Taille umfaßt und bog sein lachendes Gesicht zu ihr herab. Ein tiefschmerzlicher Ausdruck in dem ihren machte ihn stutzen, und wieder strich es wie ein erkältender Hauch über sein Herz.

„Ich wollte Dich nicht kränken, Rose!“ sagte er gepreßt. „Es ist nur meine Liebe zu Dir, die dem herrlichen Bilde Deiner Schönheit den würdigen Rahmen zu geben wünscht. In meinen Augen bist Du ja freilich in jedem Gewande anziehend, aber die Welt soll nicht denken, daß Herbert Lee ein Knauser geworden sei. Glaubst Du nicht, Rose, daß die Menschen, obwohl wir beide hier so still und zurückgezogen leben, uns dennoch beobachten und ihre Bemerkungen machen? Eben deshalb müssen wir darauf bedacht sein, ihnen keinen Stoff zu unnützen Reden zu geben. Hoffentlich wirst Du das beherzigen und bedenken!“

Der Ton, in welchem der Seemann sprach, war ruhig und freundlich, aber zum erstenmale in ihrer kurzen Ehe erschien es Rose, als klänge ein bestimmter, fester Wille aus ihm hervor.

„Deine Wünsche zu erfüllen wird stets mein innigstes Bestreben sein, Herbert", erwiderte sie schüchtern. „Ich bitte Dich, mich immer auf meine Fehler aufmerksam zu machen. Auch an das Glück muß man sich gewöhnen," setzte sie hinzu. Dann verließ sie, nur mühsam die Thränen unterdrückend, das Gemach.

Der nächste Tag brachte ebenfalls sonniges klares Herbstwetter, und es schien fast, als wolle der Sommer mit all seiner Wärme und seiner Pracht wieder zurückkehren. Nur die bunte Färbung der Bäume und das hier und da lichter gewordene Gesträuch verrieten, daß die zweite Hälfte des Oktober bereits überschritten war.

Maki hatte sich bald nach dem Frühstück nach New York begeben, und Herbert stand bereits seit einer Stunde draußen auf der Veranda und schaute unverwandt die Straße entlang.

„Dort kommt er; eben biegt er um die Ecke!" rief der Kapitän erregt, und wandte sich nach dem offenen Fenster um, in dem Rose mit einer bunten Seidenstickerei beschäftigt saß. Herbert hatte sie mit dem von ihm an Jakob gerichteten Schreiben bekannt gemacht, und sie fand den im warmen brüderlichen Tone gehaltenen Abschiedsgruß vollkommen in der Ordnung.

„Was Du für scharfe Augen hast!" entgegnete die junge Frau, indem sie zu ihm hinaustrat. „Du glücklicher

Mensch! Ihre Worte sollten unbefangen, heiter klingen; allein ihr ängstlich-sorgenvoller Blick strafte sie Lügen.

Der Malaie kam nur langsam näher, er beeilte jedoch, sobald er des Kapitäns ansichtig wurde, seine Schritte. Nach kaum drei Minuten stand er auf der Treppe und zog ein zierliches Kouvert aus der Tasche.

Herbert Lee erkannte sofort das Monogramm wie die feine Handschrift von Amy Mansfield, und stieß einen Seufzer der Enttäuschung aus.

„Hast Du nur diesen Brief? Hast du Mr. Lee nicht gesehen, Maki? Gab er Dir keinen Brief für mich?“ fragte der Seemann schnell.

„Nein! Von der Herrschaft habe ich niemand gesehen. Einer der Diener brachte mir dieses Schreiben. Das ganze Haus schien mir übrigens in großer Unruhe und Besorgnis zu sein, da Mr. Lee . . .“

Er stockte; denn sein Herr faßte erschrocken seinen Arm.

„Was ist es mit meinem Bruder? So rede doch!“ schrie Herbert heftig.

„Mr. Lee soll plötzlich erkrankt sein“, fuhr Maki verlegen fort. „In dem Briefe wird ja wohl alles stehen, Herr. Als ich unten im Dienerzimmer wartete, erzählte mir der Haushofmeister, ein netter, redseliger Mann, daß sich schon seit Wochen unverkennbare Symptome hier oben —“ (der Malaie legte den braunen Finger an die Stirn) — „bei Mr. Lee gezeigt hätten. Gestern abend sei dieser beängstigende Zustand wieder in eine wahre Tobsucht übergegangen, was das ganze Haus in Schrecken versetzt habe. Drei Ärzte sind sofort . . .“

Rose gab dem Diener einen Wink zu gehen, da Herbert seinen Worten kein Gehör mehr schenkte. Mit zitternden Händen riß er das leicht zusammengefaltete Billet auseinander und durchflog den Inhalt. Die Gattin stand hinter ihm und blickte über seine Schulter in den Brief.

Die flüchtig hingeworfenen Zeilen enthielten nicht mehr, als Makis Mund eben verraten hatte — eine grausige niederschmetternde Kunde. Ein akuter Anfall von Gehirnschwäche hatte den kraftvollen, klar denkenden Mann in einen Zustand vollständiger Stumpfheit versetzt. Das Leiden habe sich, wie Amy Mansfield mitteilte, bereits vor Wochen durch leichte Störungen der Sinne gezeigt, man hatte diese aber anfangs für die Folgen heftiger Nervenkopfschmerzen gehalten, bis dann die eigentliche Krankheit zum Ausbruch gekommen war. Die Ärzte hätten sich übrigens schließlich dahin geäußert, daß bei Lees ungeschwächter Körperkonstitution noch auf Heilung zu hoffen sei. — Amy stellte es Herbert ganz anheim, den Bruder zu besuchen, sagte ihm aber vorher, daß das Wiedersehen kein erfreuliches sein würde, weil der Eindruck, den der unglückliche Mann mache, ein wahrhaft herzergreifender sei. Nicht einmal Luisas Züge — sie hatte die Pflege des Gatten allein übernommen — riefen in dem Kranken auch nur einen Schimmer der Erinnerung hervor.

Am Schluß des Briefes wünschte Amy für den Fall, daß sie Herbert vor seiner Abreise nicht mehr sehen sollte, ihm glückliche Reise. Auch sprach sie die Hoffnung aus,

daß die dunklen Schatten, welche sich über das Haus Lee herabgesenkt hätten, bei seiner Rückkehr wieder geschwunden sein würden. Rose sandte sie einen kurzen Gruß, äußerte aber kein Wort mehr von dem Wunsche, das junge Paar zu besuchen.

Der Ton des Schreibens war, obwohl freundlich, doch auffallend kühl und Herbert konnte zwischen den Zeilen lesen, daß seine Zurückhaltung nach ihrem ersten Briefe das warmfühlende Mädchen tief verletzt hatte.

Die Hand, welche den Brief gehalten hatte, sank kraftlos am Körper herab und ein leises Stöhnen entstieg der breiten Brust des Kapitäns. Roses Augen suchten die seinigen, aber er wandte das Haupt zur Seite und schwieg lange. — Auch sie, die Heißgeliebte, sollte nicht sehen, wie der erste heftige Schmerz sein Herz durchwühlte und ihm verräterische Thränen in die Augen trieb. Jawohl, es waren dunkle Schatten, die jetzt das Haus Lee umnachteten. Amy hatte nur zu recht!

„O Herr, warum sendest du mir diese Prüfung?“ flüsterte der Seemann, indem er zu dem blauen Firmamente emporschaute. „Warum mischest du so bittere Wermutstropfen in den Becher des Glückes? Der böse Geist der Zwietracht, der die Bruderherzen bis jetzt auseinander drängte, er hat nun einem noch unheimlicheren weichen müssen! Allgütiger, lasse es noch einmal Licht werden für den unglücklichen Mann! Sollte das wirklich das Ende sein von so viel Lebenslust, Arbeitskraft und Energie — das Ende von so viel Mühe und Sorge um den Bruder?“

Weiche Finger schlangen sich um die krampfhaft zusammengeballte Männerhand und ihr sanfter Druck führte Herbert Lee zurück in die Gegenwart, erinnerte ihn wieder daran, daß das Liebste, was die Erde ihm zu bieten vermochte, an seiner Seite stand.

„Rose, mein Schatz, mein Glück!" stieß er leidenschaftlich hervor und zog die schöne Frau an seine Brust. „Mein Lebensweg ist nicht dunkel, der große gütige Gott gab mir ja Dich!"

Neuntes Kapitel.

„Liebe, liebe Mama! Warum hast Du nur jetzt alle Tage so rote Augen? Siehe, Deine Lider sind ja schon ganz dick“, flüsterte Clary zärtlich, indem sie mit ihrem kleinen Finger die Augen der Mutter leicht berührte — „fast so, wie bei der alten Gertie unten in der Küche, die immer so gedunsen und häßlich einhergeht — und das darf doch nicht sein!“

Mrs. Lee saß um die Stunde des zweiten Frühstücks in Gesellschaft der Töchterchen im Speisezimmer. Es war die Zeit, welche sie jetzt regelmäßig ihnen widmete. In offener, kindlicher Weise plauderten Lizzy und Clary nach Herzenslust, denn jede Spur von Scheu oder Befangenheit vor der Mutter war längst verflogen und die frühere Ängstlichkeit hatte sich in zärtliche Hingebung verwandelt. In allen Dingen mußte jetzt Mama herhalten. Sie mußte, wenn die kleinen lebhaften Mädchen einmal aneinander gerieten, den Streit schlichten und in allen wichtigen Fragen der Kinderstube den Ausschlag geben.

Heute indes saß Mrs. Lee schweigsam und gedankenvoll auf dem gewohnten Platze. Sie hatte den Kopf in den hochlehnigen Sessel zurückgelegt und die weißen Hände im Schoße gefaltet. Lizzy und Clary standen dicht vor

ihr und schauten, nach Kinderart, unverwandt in das traurige Gesicht.

„Sei doch still, Clary, mit Deinen dummen Reden!“ entgegnete statt der Mutter nun Lizzy. „Weißt Du denn nicht, daß Mama Kummer hat über die Krankheit von Papa? Aber Du bist noch nicht verständig genug, das zu begreifen“, setzte sie mit altkluger Miene hinzu, indem sie liebevoll das Ärmchen um Mrs. Luisas Nacken legte. „Du darfst Dich nicht so grämen, süße Mama, wirklich nicht! Denn — denn der Papa hat es ja gar nicht verdient; er ist ja niemals freundlich und gut gegen Dich gewesen und uns hat er in der letzten Zeit kaum mehr geachtet!“

„Das lag an seiner Krankheit, mein Liebling!“ flüsterte Mrs. Luisa Lee, indem sie den gesenkten Kopf aufrichtete. „Lieb hat er Euch immer gehabt und . . .“ sie zögerte.

„— und Dich auch?“ fragte das Kind forschend weiter.

„O ja, früher wohl!“ war die leise Antwort, und zwei Tropfen rannen langsam in den Schoß hinab. Die beiden Kinder drückten sich scheu aneinander. Der stumme Schmerz wirkte beängstigend auf die kleinen Seelen.

Unterdessen waren der Haushofmeister und ein farbiger Diener eingetreten und deckten den Speisetisch. Das schwere massive Silberzeug, die großen Fruchtschalen und kunstvollen Jardinièren — Mr. Lees ganzer Stolz, weil sie zumeist noch aus dem Nachlasse des berühmten Großvaters stammten — wurden von dem Büffet auf die

Tafel gehoben. Geräuschlos gingen beide hin und her. Seit Mr. Lees Krankheit war die vornehme Ruhe des weitläufigen Hauses in wahre Grabesstille verwandelt. Selbst die Glocke, welche sonst die Familienglieder für gewöhnlich zu den Mahlzeiten rief, schwieg seit Wochen.

Nach einigen Minuten traten auch Amy Mansfield und Mademoissell Cecile in das Zimmer. Erstere begrüßte die Kousine herzlich und küßte die Kinder auf die Stirn. Nur Lizzys und Clarys kindliche Fragen und Bemerkungen unterbrachen zuweilen die Stille. Des Hausherrn Platz blieb unbesetzt, doch wurde täglich ein Kouvert für ihn aufgelegt, als ob er in jedem Augenblick hereintreten und sich an der Mahlzeit beteiligen könnte. Mrs. Luisa wünschte das so. Sie selbst saß dem Fenster gegenüber, so, daß das Licht der Herbstsonne voll auf ihre schönen Züge fiel. Aber das einst so frische Antlitz war jetzt schmal und abgehärmt, und krankhafte Blässe gab ihm ein älteres Aussehen.

„Wie geht es heute?“ fragte Amy, nachdem man sich erhoben und Mademoiselle die Kinder zum Spaziergange mit sich genommen hatte.

„Genau, wie es gestern ging, und wie es voraussichtlich noch Wochen — Monate und länger fortgehen wird!“ entgegnete Mrs. Luisa dumpf. „Meinst Du, ich verstände nicht in Dr. Sextons Mienen zu lesen, Amy? Ich frage nicht, und er sagt nichts; und doch errate ich jeden seiner Gedanken. O, ich weiß es ja, Jakobs Zustand ist hoffnungslos!“

„Großer Gott“, rief das junge Mädchen, „das wäre

ja entsetzlich! Aber nein, nein, Luisa“, fuhr sie fort und schlang liebevoll den Arm um den Hals der Kousine, „Du siehst zu schwarz! Hörtest Du nicht, wie Dr. Sexton gestern abend äußerte: Ruhe und Geduld ist in diesem Falle das Einzige, was ich verordnen kann! Er sagte auch, daß eine Krisis kommen werde und kommen müsse. Wann, bliebe freilich eine Frage, die er nicht zu beantworten wisse. Von Hoffnungslosigkeit hat er aber nie gesprochen.“

Das liebliche Gesicht des jungen Mädchens bog sich zärtlich zu der Kousine herab, die in stummer Resignation vor sich hinstarrte. „Dr. Sexton bat mich auch, daß ich darauf dringen solle, daß Du Dich nicht allzusehr angreifst. Auf die Länge könntest Du das nicht aushalten und ertragen, Luisa! Willst Du denn aber auch wirklich durch die steten Nachtwachen Deine eigene Gesundheit zu Grunde richten?“

„Es thut mir wahrlich nichts, und ich will die Sorge für ihn keinem Fremden anvertrauen!“ entgegnete Luisa mit einem Anfluge der früheren schroffen Heftigkeit. „Soll ich den Unglücklichen etwa den Händen eines Dieners überlassen?“

„Jackson, der doch bereits seit zehn Jahren Mr. Lee seine Dienste widmet, wird nicht ungeschickt und lieblos mit ihm umgehen, Luisa!“ versetzte Amy beharrlich. „Wenigstens ablösen könntet Ihr Euch, damit Du doch zuweilen einmal eine Nacht im eigenen Bett und nicht immer nur auf dem Sofa im Zimmer Deines Mannes verbringen könntest. Und —“ hier zögerte Amy etwas — „und Dein Mann würde Dich wohl kaum vermissen, da

es ihm ja leider in seinem derzeitigen Zustande einerlei ist, wer für ihn sorgt."

„Das weiß ich wohl!" klang es hart von Luisas Lippen. „Was ich thue, geschieht ja aber auch um meiner selbst willen! Versuche nicht, mich davon abzubringen, liebe Amy! Aber jetzt muß ich hinauf zu Jakob. Es ist die Stunde, in der Dr. Sexton in der Regel kommt."

Sie erhob sich und verließ mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen, Kleine!" das Gemach.

Eine Etage höher lagen die Privaträume Lees — Arbeits-, Schlafzimmer und Salon — alle in einer Reihe. Sie waren mit gediegenem Geschmack ausgestattet. Jakob Lee legte viel Gewicht auf äußere Pracht und er liebte es, sein Auge an all den Herrlichkeiten seines Hauses zu erfreuen. Sein Salon enthielt ausgewählte Gemälde. Jedes Möbel war nicht allein von namhaftem Werte, sondern auch so placiert, daß es zur Verschönerung des Ganzen beitrug.

Die peinliche Ordnung, welche sonst in diesen Räumen herrschte, war jetzt aus ihnen verschwunden, man hatte sie hergerichtet für einen Kranken. Inmitten des eleganten Salons stand, mit Kissen und Decken beladen, ein Krankenstuhl, und buntblumige, kattunene Wandschirme stachen seltsam von der prunkvollen Umgebung ab.

Der willensstarke Mann aber, der einst hier nach Willkür geschaltet und gewaltet hatte, saß jetzt zusammengebrochen, den Kopf in die aufgestützten Arme gelegt, an einem der Fenster und schaute mit leerem, glanzlosem Blicke hinab auf die an der Ecke des Hauses sich kreuzenden Straßen.

Ein älterer Diener räumte soeben von dem Tische die Reste der kürzlich eingenommenen Mahlzeit fort. So leise und behutsam dies auch geschah, so klirrten dennoch Glas und Porzellan aneinander und der Hausherr fuhr mit einer heftigen Kopfbewegung herum und rief:

„Macht nicht solch einen Höllenlärm! Das kann ja kein vernünftiger Mensch aushalten! Was thun Sie dort?“ Lee ergriff die Hand des Dieners, welche eben eine Weinkaraffe auf das Präsentierbrett setzte. „Das bleibt hier — punktum! Ich will es so!“

„Der Herr Doktor hat nur zwei Glas gestattet“, warf der Diener ruhig ein, ohne die Flasche freizugeben.

„Der Doktor ist ein Esel! Wie kann der einfältige Kerl sich überhaupt unterstehen, in meine Angelegenheiten hineinzureden!“ grollte der Kranke, während sein geistloser, gläserner Blick über das Zimmer glitt. „Im Weine allein liegt Wahrheit; er klärt den Verstand und belebt die erschlafften Lebensgeister. Her damit!“

Ein rascher Griff entwand dem Diener die Flasche. Sie hoch emporhaltend, sprang der unglückliche Mann bis ans äußerste Ende des großen Zimmers.

„Jakob, gib sofort Jackson den Wein zurück!“

Eine feste, klare Frauenstimme rief diese Mahnung vom Eingange her, und wie leises Zittern ging es bei diesen Tönen durch die abgemagerten Glieder. Der Arm mit der siegreich eroberten Flasche sank schlaff herab. Ein Fall, ein Klirren, und der blutrote Wein floß über den Teppich. Gesenkten Hauptes, schuldbewußt, flüchtete der Kranke hinter einen Sessel. Ja — Mrs. Luisas, seiner

Gattin, bestimmt und eindringlich gesprochene Worte waren es, denen der Leidende sich stets widerspruchslos fügte. Er fürchtete den Klang dieser Stimme und beugte sich der Gewalt derselben, wie ein jähzorniges Kind dem ernsten, strengen Gebot der Mutter.

Mrs. Lee trat dicht an ihren Gatten heran und nahm die abgezehrte Hand in ihre weichen Finger, während ein inniger zärtlicher Blick das stiere Auge traf. Sie führte ihn dann wie ein schwaches Kind zu einem bequemen Stuhle.

„Du bist müde, Jacky!“ flüsterte sie liebevoll, nachdem er Platz genommen hatte, und rückte die Kissen zurecht. „So, nun magst Du ein paar Stunden ruhen! Liegst Du so nicht gut? Soll ich bei Dir bleiben — ja?“

Ein irrer Blick flog zu dem bleichen, schönen Frauenantlitze empor. Dann fragte er, die schlanke Hand behutsam streichelnd, halb neugierig, halb scheu:

„Wie heißest Du eigentlich? Bist Du die schöne Rose, der das kalte Herz doch endlich geschmolzen ist? — Nein — nein, Du bist die Sphinx! Jetzt weiß ich es genau. Dieses steinerne Gesicht und die festgeschlossenen Lippen kenne ich.“

Frau Luisa erblaßte und wandte sich mit zusammengepreßtem Munde ab, während ihre Brust sich in leidenschaftlichster Erregung hob und senkte. Er aber fuhr fort:

„Dich will ich nicht, gehe, gehe! Sende mir die — andere! Ihren Namen kenne ich nicht, aber sie ist sanft und zart, nur ihr folge ich gern.“

Der strenge, harte Zug um Mrs. Luisas Mund wich

nach den zuletzt gesprochenen Worten einem nachdenklichen glücklichen Ausdruck. „Die andere!“ dachte sie, indem sie die mageren Finger des Gatten warm umschloß. War sie selbst die andere, welche der Ärmste meinte? Hatte er vielleicht doch das unbestimmte Empfinden, daß jene Hand, die so sanft und zart mit ihm umzugehen wußte, einem Wesen angehörte, in dessen Herzen Gefühle sprachen, die wärmer — o tausendmal wärmer waren, als das, was die Welt Teilnahme und Mitleid nennt?

Das freundliche Lächeln auf Mrs. Luisas Lippen beruhigte den Leidenden. Indem er den müden Kopf zur Seite legte, sanken die Lider schwer herab. Die weiche Rechte seines Weibes fest in der seinen haltend, war Jakob Lee nach kurzer Zeit in tiefen Schlaf verfallen. Stunde um Stunde saß die treue Wächterin regungslos an seiner Seite. Wenn jetzt die kleine Clary in der Mutter Angesicht geschaut hätte, würde sie nicht mehr gefragt haben, weshalb ihre Augen so dick und rot erschienen; — nun wo Mrs. Luisa sich vor jedem neugierigen Blicke geschützt wußte, wo sie den lästigen Zwang, die zur Schau getragene kalte Ruhe abwerfen durfte, nun brach der längst verhaltene, tapfer bekämpfte Schmerz wieder eimal fessellos hervor.

Das stille Leidensgesicht dort mit tief eingefallenen Schläfen, die abgezehrte Gestalt, die wachsbleichen dünnen Hände ohne Blut und Kraft — alles, worauf ihre von Thränen trüben Augen jetzt ruhten, stand mit harter Anklage gegen sie auf, mahnte sie daran, daß sie ihre Pflicht versäumt habe, als es noch Zeit war — daß

ihre Härte, ihr Hochmut, ihre maßlose Selbstsucht eigenhändig Stein um Stein des festen, sicheren Gebäudes gelockert und entfernt hatten, bis der stolze Bau haltlos in sich zusammengebrochen war. „Zu spät!“ schrie es wild auf in Luisas Herzen. Was nützte dem unglücklichen Manne jetzt all ihre Liebe und Hingebung? Die Reue kam zu spät; sein Zustand war ja hoffnungslos!

„Nein, allmächtiger Vater, nein — nicht hoffnungslos!“ kam es in kurzem, flehenden Gebet über die bebenden Lippen. „Jeden Tag, jede fernere Stunde, ja das ganze Leben will ich ihm widmen; nicht erlahmen, noch erschlaffen sollen mein Mut und meine Kraft — nur lasse ihn mir, o Herr; nimm ihn nicht von mir und den Kindern! Lasse mir das Bewußtsein, daß er da ist, daß ich ihn sehe, daß ich für ihn sorgen kann!“

Endlich wurde auch sie ruhiger und gefaßter. Der scharfe Geist versuchte zurückzustreifen in die jüngste Vergangenheit, versuchte es, sich die Krankheitsursachen und -Symptome zu erklären. Und wenn es für die beklagenswerte Frau in diesem Jammer eine Beruhigung, einen Trost gab, so war es die Thatsache, daß nicht sie allein, sondern auch Herberts Handlungsweise dazu beigetragen hatte, Jakobs Verstand so zu verwirren. In seinen Phantasieen war der Kranke mit dem Bruder wieder völlig ausgesöhnt, und es schien, als sei sein wirrer Geist in diesem Punkte um Jahre zurückgeschritten. Immer sprach er nur von dem Knaben Herbert, der seine Hoffnungen und Erwartungen einst glänzend erfüllen würde.

Jetzt schwamm der Kapitän bereits seit Wochen

wieder auf hoher See. Mrs. Luisa war von seiner Abreise durch Amy unterrichtet worden. Sie hatte ihm weder vergeben, noch zürnte sie ihm. Das Wohl und Wehe des Schwagers war ihr in nebelgraue Ferne entrückt. Mehr beschäftigte sie ihre kleine Kousine Amy Mansfield, deren ruhiges, gefaßtes Wesen ihr ein unlösbares Rätsel blieb. War denn das sanfte Mädchen dem stattlich schönen Kapitän nur in brüderlicher Liebe zugethan gewesen — oder hatte seine Leidenschaft für die verführerische Fremde die Verwandte so tief verletzt, daß sie von der eigenen vollständig geheilt war?

Die Thüre nach dem Vorsaale hatte sich während Mrs. Luisas schmerzlichen Betrachtungen behutsam geöffnet und der alte Kammerdiener Jackson verkündete ehrerbietig, daß Dr. Sexton dem Kranken seinen Besuch zu machen wünsche.

Zehntes Kapitel.

Seit mehreren Tagen bereits brauste der Novembersturm an New Jerseys Küste, und die Lotsen von Hoboken hatten böse Zeit. Tag und Nacht strichen die kleinen festgebauten Fahrzeuge an den gefährlichen, klippenreichen Stellen der Einfahrt in die Bai, bis zum Leuchtturm von Sandy Hook heran, den Schiffen entgegen, und mancher Dreimaster, manch stolzer Dampfer dankte dem Mute und der Unerschrockenheit der amerikanischen Lotsen sein sicheres, glückliches Einlaufen in den Hafen. Auf dem Lande aber fiel der Regen in Strömen.

Um die Dämmerstunde eines solchen Tages war es, als Rose Lee, ungefähr fünf Wochen nach des Gatten Abreise, mit völlig durchnäßten Kleidern und Schuhen, vom Landungsplatze der New Yorker Dampffähre kommend, ihrem Hause zuschritt. Die Macht des Sturmes war so groß, daß sie den Schirm schließen und Hut und Garderobe dem Regen preisgeben mußte. Trotzdem beschleunigte die junge Frau ihre Schritte keineswegs. Warum hätte sie auch eilen sollen? Ihr kleines Heim war ja leer, niemand Liebes erwartete sie dort. Vielleicht raste und tobte in diesem Augenblick der Sturm draußen auf dem weiten Ocean noch schlimmer, und Herbert

mußte in vom Regen durchnäßten Kleidern ihm auf Deck standhalten.

Endlich war die Villa erreicht und die Glocke gezogen. Das frische Gesicht der Zofe, welche die Thüre öffnete, zeigte bei dem Anblicke der Gebieterin unverkennbar den Ausdruck von Freude.

„Ich habe mich schrecklich um Mrs. Lee geängstigt!“ rief sie, indem sie schnell den nassen Mantel von den Schultern der Herrin nahm.

„Wir gehen gleich hinauf in mein Schlafzimmer, Mary!“ entgegnete Rose ausweichend — „ich muß mich vollständig umkleiden.“

Mary hing den Mantel ausgebreitet über einen Kleiderrechen im Vorsaal, und sie stiegen die Treppe hinan. Wohlthuende Wärme schlug hier Rose entgegen und sie dehnte behaglich die erstarrten Glieder. Es war dasselbe Zimmer, welches bisher der Gatte mit ihr geteilt hatte. Das große amerikanische Himmelbett nahm fast eine ganze Wand ein, während an der gegenüberliegenden Seite, um den hohen englischen Kamin herum, bequeme Lehnsessel standen, was dem Gemache einen ungemein gemütlichen Anstrich verlieh.

Mary kniete nieder und löste das völlig durchweichte Schuhwerk von den eisigkalten Füßen Roses.

„Ich habe mich auch, so ganz mutterseelenallein im Hause, gefürchtet“, plauderte sie. „Das Unwetter wurde ja von Stunde zu Stunde schlimmer. Im Schlot unten in der Küche heult und klagt es oft, als ob

die arme, unruhige Seele eines Verstorbenen darin versteckt sei!“

„Allein?“ fragte Rose zerstreut.

„Jawohl, allein! Ellen ist wegen des zerbrochenen Fensterladens in des Herrn Zimmer zum Tischler gegangen, und bei ihrer Leidenschaft für das Schwatzen dürfen wir sie vor dem Abendessen kaum erwarten. Maki aber ging gleich nach Mrs. Lee denselben Weg zum Ferryboote hinunter, so daß ich glaubte und hoffte, Sie hätten ihm befohlen, mitzufahren.“

„Ich? — Nein!“ entgegnete die junge Frau erstaunt. „Er ist noch nicht zurückgekehrt?“

„Nein.“

„Gut, dann wird er wohl etwas für die Haushaltung auf dem Markte zu besorgen haben,“ sagte Mrs. Lee leichthin, nun den weichen, bequemen Schlafrock anlegend. Doch verriet ein nervöses Zittern um den Mund eine gewisse innere Erregung.

Mary bemerkte das, sagte aber, während sie die nassen Kleidungsstücke über den Arm nahm, nur:

„Um diese Zeit? Übrigens hatte er bereits heute morgen alles Nötige eingekauft.“

Rose wandte sich ab, trat an den Toilettentisch, strich ihre Locken glatt und sagte dann ruhig, die kleine Zofe durch den Spiegel beobachtend:

„Makis Wege und Gänge scheinen Dich ja sehr zu interessieren — wie?“

Mary schoß eine dunkle Röte ins Gesicht, als sie auflachend entgegnete:

„O, nicht im mindesten! Ich fürchte nur, daß er sich um Dinge bekümmert, die ihn nichts angehen.“ Damit eilte sie hinaus.

Rose fuhr zusammen und heiße Glut trat auf ihre Stirn.

Also auch Mary wußte, daß der Diener der Frau seines Herrn bei ihren Fahrten nach New York heimlich folgte, um ihre Wege dort zu erspähen und zu beobachten. Hatte sie doch diese Bemerkung schon selbst gemacht, sich aber bemüht, die Begegnungen mit Maki nur dem Zufall zuzuschreiben. Erst die Worte der Zofe beunruhigten sie ernstlich. Was wollte Maki? War es nur die Sorge um des Gebieters Gattin, die ihm zu Hause keine Ruhe ließ? Oder . . ., oder hatte der Kapitän den Malaien beauftragt, ihr Thun und Treiben während seiner Abwesenheit zu beobachten? — Voll Angst preßte die junge Frau die Hände ans Herz und sank in einen Sessel.

„Thorheit!“ rief sie dann, wieder aufspringend. „Das thut Herbert nicht! Nein, es ist alles nur Täuschung, und ich sehe Gespenster. Herberts Vertrauen zu mir hat nie gewankt!“

„Herberts Vertrauen!“ wiederholte sie noch einmal, indem sie unruhig auf und nieder schritt. „O, glücklich ist, wer es voll und ohne jeden Rückhalt geben kann! Herbert, Herbert! Ich kann die zentnerschwere Bürde, die mein Gewissen belastet, kaum ertragen. Ob der Allmächtige solche Sünde, wie ich sie an Dir begangen habe,

wohl einst vergeben wird? Oder gibt es für diese Schuld keine Sühne?"

Die junge Frau trat ans Fenster und schaute in den Nebel hinaus. Die entlaubten Bäume der Straße bogen sich im Winde, und zuweilen klatschten schwere Regentropfen wie eine Hand voll Sandkörner an die Glasscheiben.

Wohl zehn Minuten stand Rose dort, ohne sich zu rühren

„Verzeihen, Mrs. Lee, daß ich noch einmal störe," sagte Mary plötzlich, indem sie den Kopf ins Zimmer steckte, „aber ich vergaß vorhin zu melden, daß heute nachmittag zwei Briefe angekommen sind. Der eine kommt aus Berlin, der andere trägt eine ganz fremde, sonderbare Marke."

Rose ergriff mit zitternder Hand die Briefe und öffnete sie. Von weit her — von sehr weit her, hatte der mit der „sonderbaren Marke" sie zu finden gewußt.

Die erste Nachricht von dem Gatten! Sie war wie ein Sonnenblick aus dunklem Gewölke. — Die Augen strömten Rose über von Glück und Seligkeit, und das Herz jubelte bei jedem neuen Liebesworte, auf das die Blicke fielen. — Heiße Sehnsucht, unwandelbare Treue, Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen — alles das füllte die engbeschriebenen Seiten.

Der zweite Brief kam von Susy und lautete:

„Teure Rose Lee!

Wie schön klingt dieser Name, und es macht mir große Freude, Sie so nennen zu können. Weiß ich doch,

daß in ihm all Ihr Hoffen und Wünschen sich vereinigt hat. Eigentlich ist es wahrhaft rührend von Ihnen, daß Sie in ihrem jungen Glücke und bei der kurzen Frist, die Sie nur an der Seite ihres Gatten verbringen durften, noch Zeit fanden, an Ihre Freundinnen zu schreiben. Das danken Abdy und ich Ihnen recht innig!

„Meine Zeilen finden Sie nun schon in Einsamkeit, Rose! Ich denke es mir, offen gesprochen, entsetzlich, einen Seemann zum Gatten zu haben. Wenn ich meinen Mann nicht einmal ganz für mich besitzen soll — so bleibe ich tausendmal lieber alte Jungfer.

„Aber Sie wollten von uns hören, meine Liebe!

„Wir sind also noch immer in Berlin, wo es uns ausnehmend gut gefällt, und wir bleiben voraussichtlich auch noch bis Anfang Februar hier. Dann will Mama — der neuen Frühlingsmoden wegen — mit uns auf einige Tage nach Paris, und so gegen den 9. oder 10. schiffen wir uns in Havre nach New York ein, um zum 22. Februar wieder zu Hause einzutreffen. Sie wissen ja, daß an diesem Tage alljährlich Washingtons Geburtstag mit einem entzückenden Kostümfest in der Musikakademie gefeiert wird, das wir als gute Amerikanerinnen nicht versäumen dürfen.

„Was übrigens die guten Amerikanerinnen anlangt, so kann man nur mehr Mama und mich dazu zählen. Adeline ist seit unserm Aufenthalte in Berlin plötzlich gut kaiserlich geworden. Mit wahrer Geringschätzung schaut sie auf die Präsidentenwirtschaft der Vereinigten

Staaten herab und spricht mit Begeisterung von dem greisen Kaiser und seiner Familie; bekommt sie Bismarck einmal zu sehen, so gerät sie förmlich in Ekstase!

„Gestern nachmittag ging ich mit Adeline die Linden entlang — da standen die Menschen in dichten Reihen vom kaiserlichen Palais an bis zum Brandenburger Thore Spalier bildend, so daß wir nicht unterlassen konnten, zu fragen, was denn eigentlich los sei? Ganz verwundert schaute man uns an, und wir erhielten die kurze Antwort: ‚Seine Majestät wird von der Spazierfahrt zurückerwartet!‘ Schnell drängte Addy, mich fortreißend sich durch das Menschengewühl und bald standen wir dicht vorn an der Straße. Haben Sie wohl eine Ahnung, Rose, wie lange wir dort gewartet? An die dreiviertel Stunden! Ich konnte kaum mehr stehen, aber Adeline ließ mich nicht los.

„Endlich kam der Kaiser. Von weitem schon sah man des Leibjägers weißen Federbusch im Winde flattern; wie dumpfes Brausen tönten die Hurrarufe aus der Ferne zu uns herüber — immer näher und lauter! Als die Equipage dicht an uns vorüberrollte und der freundliche alte Herr unsern ehrfurchtsvollen Gruß leutselig erwiderte, brach Adeline in Thränen der Begeisterung aus, und ich mußte sie schnell hinwegführen, weil bereits viele neugierige Augen auf uns ruhten.

„Wenn der gute Roberts jemals Aussicht gehabt hat, das Herz meiner Schwester zu erobern, so ist dieselbe jetzt total verloren — er müßte denn, wie ein Chamäleon, sich zu verwandeln verstehen und ihr plötzlich als

Leutnant der roten Gardehusaren vor die Augen treten. Einen simplen Amerikaner, den Mitarbeiter irgend einer Zeitung, wird sie nie mehr zum Gatten wählen!

„Wir wohnen brillant im . . . Hotel unter den Linden. Mama ist fabelhaft splendide. Es scheint ihr Spaß zu machen, daß man ihren unbedeutenden Töchtern einige Aufmerksamkeiten schenkt. Aber die Menschen sind auch von der größten Zuvorkommenheit. Überall öffnet man uns Thür und Thor. Unserm Gesandten sind wir dafür zu großem Danke verpflichtet.

„Augenblicklich ist es ziemlich still in Berlin. Die Hauptsaison beginnt erst im Januar, und wir freuen uns nicht wenig auf sie.

„Denken Sie, liebe Rose! Die kleine Amy hat mir auch geschrieben; doch waren ihre Nachrichten wenig erfreulicher Art. Sie sind doch natürlich durch Herbert — (pardon, daß ich Ihren Herrn Gemahl noch zuweilen so familiär nenne!) — davon unterrichtet. Wir alle bedauern Mr. Jakob Lee von Herzen. Wie schrecklich ist das für die Familie. Wenn er aber in Dr. Sextons Händen ist, so kann man versichert sein, daß das Denkbarste und Undenkbarste geschehen wird, ihn zu kurieren. — Und Mrs. Luisa, diese kaltherzige Frau, soll den Gatten mit solch rührender Hingebung pflegen. — Denken Sie an mich, Rose! Mr. Lee wird genesen, und ein neues, freilich etwas spätes Glück wird dem Ehepaare erblühen! Der liebe Gott thut nichts halb! Ich habe eine wunderbare Gabe, den Leuten die Zukunft zu prophezeien. — Möchte nur der Himmel dann auch eine volle Aussöh-

nung der Brüder zuwege bringen! Das wünsche ich Ihnen und Herbert von ganzer Seele!

„Die kleine Amy ist ein Engel! Sie schreibt mit rührender Teilnahme von Ihrem Glücke, mit inniger Verehrung von Ihnen selbst, Rose! Ja, es gibt vieles zwischen Himmel und Erde, was auch über meine Schulweisheit hinausgeht.

„Die Menschheit staunt über unser Deutsch. Das ist nur Ihr Verdienst, teure Mrs. Lee! Allein wir fahren auch unermüdlich fort, uns darin weiter auszubilden, sind überhaupt neben allen Vergnügungen sehr fleißig, — studieren und treiben die schönen Künste, wozu sich hier die beste Gelegenheit bietet.

„Gar zu bald aber erwarten Sie keinen Brief wieder, denn wir müssen doch aufs neue etwas erlebt haben, damit es sich lohnt, Ihnen von uns Nachricht zu geben.

„Wenn Sie Mr. Roberts sehen, so grüßen Sie ihn, das heißt, nur von mir!

„Gottes Segen mit Ihnen, teure Rose, und einen schönen Gruß von

Ihrer treuen Susy Everett."

Die junge Frau seufzte und blickte eine Weile gedankenvoll vor sich hin. Armer Roberts, dachte sie.

* *
*

Unten in der Küche war inzwischen die Hängelampe angezündet worden und beleuchtete jeden Winkel des sauberen Gemaches. Ein lustiges Feuer knisterte auf dem Herde, und ein appetitlicher Duft entströmte dem Beef-

steak unter den Händen der Köchin. Die kleine Zofe zupfte, glättete und bürstete unterdessen die Garderobestücke der Herrin, wobei sie dem jungen Diener, welcher mit untergeschlagenen Armen am Serviertische lehnte, halb den Rücken kehrte und ihm gar keine Beachtung schenkte.

Ellen, die etwas korpulente, ältliche Köchin, war die einzige, welche die Konversation führte. Ihre langen Herzensergüsse über das Wetter, über den lieben Nächsten und über das jammervolle Dasein im allgemeinen beantwortete Maki immer nur durch ein kurzes „Hm!“ oder „So?“ Endlich jedoch fuhr sie, die langzinkige Gabel hoch emporhaltend, ungeduldig herum und rief:

„Ich glaube gar, Sie schlafen, Maki! Ist das eine Schwerfällig- und Bequemlichkeit jetzt unter den jungen Leuten! Gerechter Himmel! Da war es zu meiner Zeit anders. Damals flogen die Diener mit dem Präsentierbrett durch die Luft! Jetzt aber beeilen Sie sich, Maki, wenn Sie nicht wollen, daß Mrs. Lee eine gebratene Schuhsohle statt eines saftigen ‚steaks‘ zum Abendessen bekommt! Schieben Sie schnell die Schüssel dort in die heiße Röhre —, in fünf Minuten bin ich fertig! Wie steht es mit der Theemaschine —, ist die schon oben? Sie wissen ja, daß Mrs. Lee alles auf einmal angerichtet liebt, nicht heute den Thee und morgen das Fleisch und die Kartoffeln?“

„Der Tisch ist in Ordnung!“ entgegnete Maki kurz, indem er dem Befehle der Köchin nachkam. Sein finsteres Gesicht hatte sich trotz der drolligen Scheltworte

nicht erhellt. Schweigend nahm er dann die Speisen in Empfang und verließ mit ihnen die Küche.

„Sagen Sie, Mary, was ist denn eigentlich dem in die Krone gefahren?"

Die Angeredete zuckte nur leicht die Schultern und bog den hübschen Kopf nach der anderen Seite.

„So? Sie also wissen es auch nicht?" sagte Ellen, die listig blinzelnden Augen auf das junge Mädchen richtend. „Dachte es mir eigentlich, daß Sie den Monsieur wieder einmal gründlich abgeführt haben, Mary! Verdient hätte er es wohl; denn es ist ja eine wahre Schande, wie der braune Bursche um Sie herum charmeriert hat, als ob er ein und derselbe Schlag wäre mit uns Christenmenschen."

„Maki ist schon als kleines Kind getauft worden," erwiderte Mary mit zornig aufgeworfener Lippe. Die Kleiderbürste fiel zur Erde, und als sie sich nach ihr gebückt und sie gefunden hatte, lag dunkle Purpurglut über dem hübschen Gesicht.

„Tra la la — getauft oder nicht! Ein Hering bleibt ein Hering, ob er gewässert, mariniert oder gar gebraten wird!" erwiderte boshaft die Köchin, nun den Tisch für das eigene Mal herrichtend. „Mich hätte meine Mutter grün und blau geschlagen, wenn ich gewagt hätte, einem Farbigen nur einen Blick zu schenken."

„Jedenfalls thaten sie dann wohl, ihn zu unterlassen, Ellen!" gab Mary scharf zurück.

Ellen bemerkte den Sarkasmus, der in den Worten

lag, nicht, und fuhr fort, als ob ihr Geist in ferne Zeiten zurückstreife:

„Ja, ja, Mary, Sie hätten mich einmal sehen sollen, als ich noch jung war! Dazumal war es anders, als jetzt, dazumal hielt man noch auf Zucht und Ordnung, während heutzutage . . .“

Der Schluß dieser Betrachtung verlor sich in einem dumpfen Murmeln; denn der junge Malaie erschien, das Tablett im Arme, wieder in der Küche.

„Schon fertig!“ rief Ellen ihm zu, indem sie Maki die Speisen abnahm und sie zum Wärmen noch einmal in die heiße Ofenröhre schob. „Seit der Kapitän fort ist, lohnt es sich wahrlich kaum mehr der Mühe, für Mrs. Lee zu kochen. Ein Stückchen, wie mein Daumennagel groß, hat sie sich abgeschnitten. Das begreife ich nicht. Essen muß doch der Mensch! Herzeleid auszustehen mit einem leeren Magen ist doppelt schwer. Na, kommen Sie nur, Mary, und trinken Sie eine Tasse Thee! Das ist ein Labsal bei dieser Temperatur.“

Alle drei nahmen Platz, und das Abendessen wurde eingenommen. Der gesunde Appetit ließ sogar in dem Redestrom der alten Köchin eine Pause eintreten, so daß für eine Viertelstunde nur das Klappern des Geschirrs wie das Ticken der großen Wanduhr vernehmbar war.

Mary schielte zuweilen nach dem finsteren Gesicht des jungen Dieners; aber kein Zug darin verriet, daß er das bemerkte.

Schnell hintereinander wurde der vom oberen Stockwerk nach dem Souterrain führende Glockenzug zweimal

geläutet. Das galt Mary. Messer und Gabel aus der Hand legend, stand sie sogleich auf und beeilte sich, dem Rufe der Gebieterin nachzukommen.

Als sie nach einer halben Stunde, eine leere Wasserkaraffe in der Hand, vom Schlafzimmer der Herrin herunterkam, stand Maki vor der äußeren Glasthür, welche nach der Veranda führte, im Begriff, die Läden zu schließen. Beide stutzten einen Augenblick und der Malaie trat in der für ihn charakteristischen gewandten Weise schnell zur Seite, um das junge Mädchen an sich vorbei zu lassen, allein Mary blieb nicht nur stehen, sondern schritt sogar an ihn heran, faßte seinen Arm und sagte mit gedämpfter, aber angstvoller Stimme:

„Maki, um des Allmächtigen willen! Was ist denn mit Mrs. Lee? Warum fährt sie seit des Kapitäns Abreise so oft nach New York hinüber? Ich weiß, daß Sie die Herrin ebenso hoch halten und verehren wie ich — daß Sie es als Sünde ansehen würden, auch nur einen unedlen Gedanken über sie zu hegen. Denn man darf ja nur in ihre traurigen Augen blicken, um überzeugt zu sein, daß hinter jener schönen Stirn nichts Schlechtes sich versteckt. Trotzdem foltert mich die Angst Tag und Nacht, und ich zermartere mir das Hirn nach einer Erklärung, weil ich Sie immer ernster und finsterer werden sehe, Maki — weil ich deutlich fühle, daß ein schweres Unheil über unser Haus heraufzieht!"

Das anhängliche Mädchen bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht. Regungslos stand der Diener neben ihr.

„Erbarmen Sie sich meiner und sprechen Sie ein

Wort, Maki!“ fuhr Mary in flehendem Tone fort. „Glauben Sie, daß ich die Geheimnisse meiner teuren Herrin nicht zu hüten wüßte? O, ich kenne sie ja viel — viel länger, als Sie! Freilich — sie fuhr auch von Long Branch aus zuweilen nach New York; aber doch nicht so oft. Und dann blieb sie nicht halb so lange fort, wie jetzt.“

Der junge Malaie heftete bei den letzten Worten seine Blicke durchdringend auf den rosigen Mund; dann fragte er kurz:

„Wissen Sie, ob Mrs. Lee Verwandte in New York besitzt? Hat sie im Seebade jemals Besuche bei sich empfangen?“

„Nein, so viel mir bekannt ist, nicht, und ich habe sie stets sagen hören, daß sie ganz mutterseelenallein, ohne irgend welchen Anhang, hier in dem fremden Lande ist!“ entgegnete Mary. „Es geht ihr wie mir selbst — und das ist es gerade, warum ich sie so lieb habe. Aber nicht wahr, Maki, auch Sie denken nur Gutes von Mrs. Lee? Was veranlaßt Sie dann aber, die Fahrten und Gänge der Herrin zu beobachten? Wollen Sie mir nicht Ihre Sorgen und Befürchtungen mitteilen, Maki?“

„Ich trage meine Sorgen und Befürchtungen allein,“ erwiderte Maki scharf. „Vergessen Sie übrigens nicht, daß ich nicht Ihresgleichen — daß ich ein Farbiger bin, Mary!“

Darauf drehte er die Flamme, welche auf Befehl der Hausfrau auch die Nacht über in der Halle brennen blieb, zur Hälfte zu, und eilte mit einem flüchtigen „Gute

Nacht!" die Stufen zu seinem im dritten Stockwerke gelegenen, kleinen Mansardenzimmer hinauf.

Rose hatte die Zofe zur Ruhe geschickt. Im langen weißen Nachtgewandt und mit aufgelöstem Haar saß sie jetzt vor einem aufgezogenen Kommodenfach und betrachtete aufmerksam die darin befindlichen Dinge. Endlich entnahm sie dem Fach ein lose zusammengebundenes Packet Kleidungsstücke und legte dasselbe auf den Schoß. Das Bündel war von nicht großem Umfange. Plötzlich löſten sich die Schleifen des Bandes und ein kleiner, kaum eine halbe Spanne großer Kinderschuh fiel auf den Fußboden. Rose bückte sich schnell nach ihm und warf einen scheuen Blick auf die Thüre, ob auch kein unberufenes Auge ihn gewahrt habe. Nachdem sie sodann den kleinen Schuh wieder an dem alten Platze geborgen und die Schlingen des Bandes sicherer ineinander gezogen hatte, legte sie das Päckchen in die Schublade zurück, breitete ein weißes Tuch darüber und schloß das Fach. Den Schlüssel verwahrte sie dann am Busen.

Kein Seufzer kam über die festgeschlossenen Lippen Roses und dennoch zeigte ihr bleiches Angesicht, daß ein tiefes Wehe in dem jungen Weibe kämpfte.

Elftes Kapitel.

Es war ein böser, harter Winter für das stattliche Haus in der fünften Avenue gewesen. Die bekümmerte Miene und das bedenkliche Kopfschütteln Dr. Sextons ließen die Bewohner oft das Schlimmste fürchten. Es gab Tage, ja Wochen, in denen der Kranke, in völligen Stumpfsinn verfallen, von seiner Umgebung gar keine Notiz nahm und nur für Essen und Schlafen Sinn hatte. Die wilden Wutausbrüche, welche der Dienerschaft stets einen panischen Schrecken einjagten, hörten zwar auf, die neuen Symptome waren aber noch bedenklicher. Erst das Eintreten der milderen Witterung, insbesondere aber die wärmespendenden Strahlen der Februarsonne schienen einen günstigen Einfluß auf das Gemüt des Unglücklichen auszuüben. Er lachte jetzt wieder vor sich hin, klopfte den alten Jackson vertraulich auf die Schulter, oder strich sanft und liebevoll, zärtliche Worte murmelnd, über die schöne Hand von Mrs. Luisa, seiner treuen, unermüdlichen Pflegerin. In Mrs. Luisas Herzen regte sich ein leises Hoffen, aber der Arzt hatte auf ihre schüchternen Andeutungen und halbausgesprochenen Fragen immer nur das einzige Wort: die Krisis!

Eines Tages bat Dr. Sexton Mrs. Lee, die kleinen Mädchen, denen bisher der Eintritt in des Vaters Zimmer nicht gestattet worden war, zu dem Leidenden zu führen. Als sie eintraten, ruhten des Arztes Augen forschend und unverwandt auf denen des Kranken, allein das, was er zu erspähen hoffte, gewahrte er nicht. Jakob Lee sah mit denselben blöden, glanzlosen Blicken, mit denen er jeden Fremden betrachtete, auch auf die sich schüchtern und angstvoll an die Mutter schmiegenden Kleinen. Kein Schimmer des Wiedererkennens war auf dem hageren, eingefallenen Angesichte wahrzunehmen. Als Mrs. Luisa die Händchen der Kinder in die des Vaters legte und dabei zärtlich flüsterte, es seien ja Lizzy und Clary, da sah er sie nur verwundert an, nickte einigemal verständnislos mit dem Kopfe und schloß bald darauf die Augen, ein Zeichen, daß der Besuch ihn langweilte.

Dr. Sexton gab einen leisen Wink, und Mrs. Luisa führte die Kinder mit blutendem Herzen hinaus.

Amy Mansfield kam oft zu dem kranken Vormunde; indes auch ihre sanften Züge vermochten kein Erkennen in der umnachteten Seele zurückzurufen, obgleich es schien, als ob der Leidende sie nicht ungern sähe. Der erfinderische Geist des jungen Mädchens erdachte in der That oft etwas Neues für ihn, z. B. seidene Säckchen voll bunter Achatkugeln, die er in kindischem Behagen durch die mageren Finger gleiten ließ, oder ein ähnliches Spielzeug.

Als sie einmal wieder bei dem Kranken war, bat sie der Arzt, ihn ins Vorzimmer zu begleiten.

„Ich erlaube mir, mich mit einer Bitte an Sie zu

wenden, Miß Mansfield!“ begann der schmächtige, alte Herr dort. „Es wäre mir peinlich, Mrs. Lee gegenüber an ein Thema zu rühren, welches schmerzliche Erinnerungen in ihr wachrufen könnte. Obwohl ich Ihnen allen ein Fremder bin, mußte ich mich doch berufsmäßig über die Verhältnisse Ihrer Familie informieren. Ich hoffe, daß Sie die so natürliche Scheu, dem fremden Manne gegenüber, ablegen und nur den Arzt in mir sehen werden.“

„O, wir hegen ja ein festes, unerschütterliches Vertrauen zu Ihnen, Dr. Sexton!“ war die Antwort. „Ihr Erscheinen bringt jedesmal neuen Mut und frische Hoffnung in unsere Herzen.“

„Ich thue meine Pflicht!“ erwiderte der Arzt einfach. „Darf ich dabei auf Ihre Hilfe rechnen?“

„Selbstverständlich, wenn ich Ihnen irgend dienen kann!“

Amy Mansfield nötigte den alten Herrn zum Niedersitzen, und beide nahmen Platz.

„Eine Aussöhnung der Brüder hat, so viel ich weiß, nicht stattgefunden,“ begann der Arzt. „Hat Mrs. Lee vor dem Ausbruche seiner Krankheit seines Bruders öfters erwähnt?“

„Nein, nie mehr! Es schien mir, als scheue mein Vormund die leiseste Andeutung über jene Zeit in Long Branch; und Kapitän Lee hat ja auch nie den Versuch gemacht, eine Versöhnung herbeizuführen.“

„Gut; jetzt ist er fort, nicht wahr?“

„Ja, seit dem Oktober.“

„Und wann ungefähr kann sein Dampfer wieder hier sein?“

„Genau weiß er das wohl selbst nicht, er schrieb mir aber, daß es vielleicht im April geschehen könne.“

„Sie also stehen mit dem jungen Paare noch in Verbindung, Miß Mansfield? Gut! Dann wird es Ihnen ja nicht schwer werden, meinen Wunsch zu erfüllen.“

„Ich stehe eigentlich nicht im Verkehr mit ihnen,“ sagte das junge Mädchen schnell, indem eine leichte Röte ihre zarten Wangen färbte. „Ich habe nur einmal an den Kapitän geschrieben und dann erst nach Monaten Antwort erhalten.“

„So?“ Der Arzt saß, wie in tiefe Gedanken versunken, vor ihr, aber sein scharfes Auge beobachtete jede Miene, jeden Zug ihres Gesichts. „Würden Sie mir wohl ein Bild von Kapitän Lee und von dessen junger Gattin verschaffen können, Miß Mansfield?“ fragte er nach einer Weile.

„Ein Bild?!“ rief Amy erschrocken. „Ich weiß nicht — ich fürchte . . .!“ Sie stockte.

„Arrangieren Sie die Sache, wie Sie wollen, aber dies ist die Bitte, welche ich an Sie richte. Ich muß unter jeder Bedingung ein möglichst ähnliches Bild des Paares — die Photographie des Kapitäns, die ich unten hängen sah, genügt mir nicht — sobald als möglich in Händen haben! Noch lieber wäre es mir freilich, wir könnten den Bruder selbst zur Stelle schaffen, allein das ist ja unmöglich!“

Dr. Sexton blickte einige Sekunden gedankenvoll vor

sich hin, dann fragte er: „Oder glauben Sie, daß die junge Frau drüben in Hoboken sich entschließen könnte, in das Krankenzimmer Ihres Vormundes zu kommen?“

Amy Mansfield erhob abwehrend die kleinen Hände und rief rasch:

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht verlangen, Dr. Sexton! Nach allem, was vorgefallen ist, wäre es unzart, eine solche Zumutung an sie zu richten, und — und sie würde das auch niemals thun!“

„Gut,“ erwiderte der Arzt ruhig, indem er mit der Hand glättend über seinen Cylinder strich. „Lassen wir es zunächst bei den Bildern. Das Weitere wird von dem Erfolge, den ich mit ihnen erziele, abhängen.“

Amy blickte fragend auf und dieser fuhr fort:

„Wir müssen bei dem Kranken die Erinnerung auf den Punkt zurückzuführen suchen, von dem die Krankheit möglicherweise ausging. Vielleicht verstehen Sie jetzt, wo ich mit meinen Andeutungen hinauswill? Dieses Experiment kann ja scheitern, aber es soll nichts unversucht bleiben; und wenn nicht alle meine Erwartungen trügen, so ist auch ein Erfolg möglich!“

„Und wenn Mr. Lee wirklich die Züge des Bruders wieder zu erkennen vermöchte, würde der arme umdüsterte Geist dann imstande sein, die dunklen Schatten von sich abzustreifen?“ fragte Amy atemlos. „Würden wir darin den Anfang der Genesung zu suchen haben?“

„Nein, mein Kind!“ erwiderte der alte Herr ernst. „Das Wort ‚Genesung‘ ist ein zu schwerwiegendes, als daß wir es jetzt schon so frei aussprechen dürften. Der

Erfolg, den ich zu erzielen wünsche, birgt vielleicht einen Hoffnungskeim in sich. Wir ringen mit fast unüberwindlichen Mächten, und im Hinterhalte lauert stets — der Tod!"

Der Arzt schob mit diesen Worten den Sessel zurück und eine Weile standen sich beide lautlos gegenüber.

„Ich werde Ihnen die gewünschten Bilder verschaffen, Dr. Sexton!" sagte Amy endlich.

„Gut, das habe ich von Ihnen erwartet, Miß Mansfield!" entgegnete der Arzt.

„Noch eine Frage, Herr Doktor. Darf ich meiner Kousine davon erzählen?"

„Nein, noch nicht! Ich werde es seinerzeit selbst thun. Meinen Dank im voraus, und ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Noch am selben Nachmittage hielt die elegante Equipage Jakob Lees vor der Villa Herberts in Hoboken. Mary und der junge Malaie machten nicht wenig verdutzte Gesichter, als Miß Mansfields zarte Gestalt ihr entstieg.

Rose war zu Hause und kam dem Besuch mit ausgestreckten Armen entgegen. „Seien Sie herzlich willkommen, Amy," rief sie, „in meinem Heim, das ich ja, wie all mein Glück, Ihnen verdanke!"

In den liebreizenden Zügen des jungen Mädchens zuckte und arbeitete es; dann aber schlang Amy ihre kleinen Arme fest um den Hals Roses und rief schluchzend:

„Ihnen — nur Ihnen gönne ich es, Rose, und bei Gott im Himmel, keine Spur von Neid oder Miß-

gunst regt sich in meinem Herzen. O, viel — viel eher wäre ich gekommen, hätte ich gewußt, daß ich kommen durfte, daß ich hier gern gesehen bin!“

Nach einiger Zeit trug Amy ihre Bitte vor. Es wurde ihr nicht leicht, Rose um eine Gefälligkeit für die Familie zu bitten, die sie in so verletzender Weise zurückgestoßen hatte. Die junge Frau hörte anfangs mit festgeschlossenen Lippen zu und erst, als der Besuch von dem schweren Leiden des Vormundes und von der rührenden Geduld und Hingebung seiner Gemahlin berichtete und auseinandersetzte, daß der berühmte Arzt sich viel von dem Mittel verspreche, leuchtete in den großen, lichtblauen Augen ein milder Ausdruck auf. War es nicht Herberts Bruder, für welchen Amy bat? Roses Geist flog hinaus in die Ferne, hinaus auf die hohe See zu ihm — zu dem Gatten. O, warum war er nicht hier, um zu raten, um zu bestimmen!

Jakob Lee war ihres Gatten Bruder, aber — Long Branch — der einsame Abend auf der Veranda — die Worte, welche er damals zu ihr gesprochen; das alles tauchte wieder vor ihr auf. Diesem Manne sollten ihre Züge einen Schimmer von Erinnerung zurückgeben?! Und doch — der Kranke war s e i n Bruder.

Rose erhob sich, eilte hinab in das Zimmer des Kapitäns und kehrte nach wenigen Minuten mit der Photographie, welche über Herberts Sekretär hing, zurück. Glückstrahlend nahm Amy das Bild in Empfang, während Rose jetzt an den eignen Schreibtisch trat und ein sprechend ähnliches Bild ihres Gemahls herabhob. Als das

junge Mädchen auch dieses in Empfang genommen, kam ein leises „Gott lohne es Ihnen!“ über die rosigen Lippen. Amy wollte dann aufbrechen, aber Rose überraschte ihren Gast mit der Nachricht, daß Susy sich in Berlin verlobt habe. Der Bräutigam sei ein junger Engländer von guter Familie, der seine Braut nach New York zu begleiten gedenke. Dort würde auch im Laufe des Frühlings die Hochzeit des jungen Paares gefeiert werden. — Die Nachrichten über Adeline waren weniger erfreulicher Art. Gerade sie sollte darauf gedrungen haben, die Rückreise nach Amerika zu beschleunigen. Susys Brief, den Rose herbeiholte, lautete:

„Ja, meine Liebe, wer hätte das gedacht, als ich im September die Heimat verließ — ich natürlich am wenigsten! Und doch ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß ich Braut bin — Braut! — Ich sehe mich jetzt oft — das heißt öfter als gewöhnlich in dem Spiegel, um zu erspähen, ob auf meinem Angesichte etwas davon zu bemerken ist, wovon mein Herz so voll ist. Allan findet es! — Aber ich muß Ihnen erst meinen Bräutigam in aller Form vorstellen, liebe Rose! Er ist Mr. James Allan Westmooreland, der Besitzer von Mooreland-Castle, augenblicklich bei der X.'schen Gesandtschaft und der Bruder des Earl of D . . .; Sie sehen, welch eine brillante Partie Ihre unbedeutende Susy Everett macht!

„Bei dem letzten Balle in der englischen Gesandtschaft sah ich ihn zum erstenmale — aber ich glaube, als wir an diesem denkwürdigen Abende nach Hause fuhren,

da wußten wir beide, daß die Worte: ‚Liebe auf den ersten Blick‘ eine tiefe Bedeutung haben!

„Und wie es dann weiter kam? Nun, wir sahen uns öfter und schließlich besuchte er uns. — In meiner Mutter liebem alten Gesichte muß es wohl zu lesen gewesen sein, daß solch ein Mann ihr für ihre verwöhnte Susy nicht unwillkommen wäre!

„Eine Personalbeschreibung meines Allan sende ich nicht, denn wir sind, so Gott will, am 21. Februar in New York, und da er uns begleitet, so werden Sie ihn ja selbst kennen lernen. Gefallen wird er Ihnen, Rose; davon bin ich überzeugt. Im Mai soll die Hochzeit sein und — aber ich erzähle Ihnen das Nähere lieber mündlich.

„Das ist der fröhliche Teil meines Briefes. Was ich noch weiter zu sagen habe, wird mir schwerer niederzuschreiben.

„Adeline hat einen hochfliegenden, sinnverwirrenden Traum gehabt. Eine glänzend schillernde Fata morgana blendete mit trügerischem Scheine den klaren Blick ihres Auges. Sie glaubte bereits eine Fürstenkrone auf ihrem Haupte zu sehen. Arme, thörichte Schwester! Der Traum ist aus!

„Zu Anfang der Berliner Saison fand Adeline in einem russischen Fürsten einen leidenschaftlichen Verehrer. Ein eleganteres Paar gab es nicht! Er, ein stattlicher Mann mit kühn geschwungener Adlernase und klugen Augen, die heiß und kalt machen konnten — sie voll Liebreiz und mädchenhafter Anmut, sprühenden Geist und über-

mütigen Humor auf den Lippen und im Blick! Ich sehe sie noch vor mir stehen, an jenem unseligen Abende, welcher entscheidend in ihr Schicksal eingreifen und ihre phantastischen Träume grausam vernichten sollte. An diesem Abend aber, an welchem sie wohl seinen Antrag erwartete, hat er ihr, welche in seinen Augen freilich nur eine namenlose Amerikanerin ist, Dinge gesagt, die, wenn ich ein Mann wäre, mich bewogen hätten, ihn kalten Blutes über den Haufen zu schießen!

„Adelinens bebende Lippen enthüllten uns alles. Der Worte, die sie ihm erwidert, vermochte sie sich nicht mehr zu erinnern, aber er wird ihre Antwort nie vergessen. Sie ihrerseits hat jetzt begreiflicherweise nur den einen Gedanken: Fort, fort!

„Erinnern Sie sich noch, wie meine arme, liebe Schwester einst sagte, sie wolle und wünsche einmal etwas Absonderliches — Abenteuerliches zu erleben? Gut, nun hat sie ihren Roman gehabt! Möchte derselbe dazu beitragen, ihren romantischen Sinn in das ruhige Gleis des Alltäglichen zu lenken! Im übrigen flehe ich zu Gott, daß ihr Jugendmut nur für kurze Zeit unterdrückt, nicht gebrochen sein möge!“

So schrieb Susy Everett und ihre Worte klangen in den Herzen von Rose und Amy, die sich jetzt trennten, noch lange nach. Die letztere brachte die Bilder unbemerkt nach Hause und harrte ängstlich der Stunde, in welcher der Arzt sie in Empfang nehmen sollte. Dieser stellte sich denn auch pünktlich zur verabredeten Zeit ein. Als Amy mit denselben ins Zimmer trat, gewahrte sie

sofort, daß er mit Mrs. Luisa bereits gesprochen hatte. Eine unnatürliche Röte lag heute auf dem jetzt immer so bleichen Antlitze der schönen Frau und sie schritt mit über der Brust gekreuzten Armen in heftiger Erregung auf und nieder. Es war ziemlich früh am Tage und der Kranke hatte sein Schlafkabinett noch nicht verlassen.

Amy eilte schnell hinaus, Dr. Sexton aber stellte die Bilder mitten auf einen Tisch, so daß sie dem geistesschwachen Mann sofort ins Auge fallen mußten. Seine sonst so gleichmäßig ernsten Züge waren heute erregt, und zuweilen flog ein unruhiger Blick, aus welchem Ungeduld und Besorgnis sprachen, nach der Thür, aus der der Kranke in jedem Augenblick hervortreten konnte. Von Zeit zu Zeit flog auch ein scharfer Blick zu Mrs. Luisa hinüber, die dem Tische, auf dem die Bilder standen, den Rücken kehrte. Sie hatte nicht eine Silbe auf seine Mitteilung in bezug auf das gewagte Experiment geäußert, allein sein durchdringender Geist kombinierte richtig und er fühlte heraus, daß er in dem Leeschen Familiendrama den schmerzenden Nerv berührt hatte.

Jetzt öffnete der alte Kammerdiener die Thüre des Schlafgemachs und Jakob Lee trat über die Schwelle. Das glückliche, harmlose Lächeln eines Kindes lag um den einst so charaktervoll und willensstark gezeichneten Mund und das große, früher so gebietend, jetzt aber blöde und ausdruckslos blickende Auge richtete sich in aufleuchtender Freude auf den für ihn servierten Frühstückstisch am Fenster.

Die helle Morgensonne schien auf den einladend

winkenden Platz und ließ das reiche Silbergerät funkeln und blitzen. Mrs. Luisa eilte dem Gatten entgegen und versuchte ihn sanft in die Kissen des Stuhles zu drücken, plötzlich aber trat Dr. Sexton hinzu und schob den schweren Sessel herum, so daß das ganze Zimmer sich dem Auge des Leidenden darbieten mußte. Verwundert, aber keineswegs ärgerlich schaute Lee dem Störenfried ins Angesicht. Dann vertiefte er sich in das Frühstück.

Endlich war der starke Appetit des Kranken befriedigt. Er setzte die leere Tasse beiseite, legte sich, wie nach einer mühsam vollbrachten Arbeit, schwer aufseufzend in den Fauteuil zurück und ließ die trüben Augen neugierig durch das Zimmer gleiten. Mrs. Luisa stand, einen Arm um seine Schulter geschlungen, neben dem Gatten, und Dr. Sexton lehnte an dem Tische, auf dem die verhängnisvollen Bilder ihren Platz gefunden hatten.

Plötzlich wurden des Kranken Blicke starrer. Die Pupillen erweiterten sich unnatürlich, und er stand, die zitternden Hände auf die Armlehnen des Sessels stemmend, in einem Augenblick auf den Füßen. Zögernden Fußes mit weit vorgestrecktem Kopfe schlich er näher und machte erst wenige Schritte vor dem Tische Halt. Kurz und angstvoll ging der Atem, ein Ausdruck von wilder Leidenschaft beherrschte die hageren Züge. Die blutleere, dünne Hand griff nach den glänzenden, reichgeschnitzten Rahmen, fuhr aber dann an das sich unruhig hin und her bewegende Haupt. Es war, als ob der wirre Geist nach einer Stütze suche, als ob ein leises Dämmern der Erinnerung in der Seele eintrat.

Ein paar Sekunden ruhte der Blick noch durchdringend auf den schönen Zügen von Bruder und Schwägerin und wie ein Blitzstrahl zuckte es über das eingefallene Gesicht.

Dann taumelte er, streckte die Hände in die Luft und sank mit dem gellenden Aufschrei:

„Herbert! — Die Sphinx!“

halt- und besinnungslos in die Arme seiner Gattin.

Zwölftes Kapitel.

„Maki, Maki!“ rief Mary. „So hören Sie doch und öffnen Sie die Hausthüre! Es ist Mrs. Lee, die klopft. Gottlob, daß sie endlich da ist!“

Es war um die Mitternachtsstunde und die kleine, kümmerlich flackernde Lampe, welche im Souterrain des Hauses an der Wand hing, zeigte nur undeutlich die Umrisse von Marys Gestalt.

Rose hatte bald nach dem Diner wieder eine jener sich jetzt sehr oft wiederholenden Fahrten nach New York unternommen und schien erst jetzt von ihr zurückzukehren.

„So kommen Sie doch, Maki. Es klopft schon wieder!“ tönte die helle Stimme der Zofe nochmals. „Wie Sie nur schlafen können! Mich ließ die Angst um Mrs. Lee kein Auge schließen.“

Schlaftrunken sprang der Diener empor und eilte die Stufen hinan. Auch im Vorsaal brannte die Gaslampe nur trübe.

„Ach, so allein von drüben herzukommen — mitten in der Nacht!“ Mary schüttelte sich.

„Mrs. Lee sind solche Wege ja nicht ungewohnt,“ erwiderte Maki, während er sich bemühte, das schwere Sicherheitsschloß der Thüre zu öffnen. „Leuchten Sie,

bitte, einmal näher, Mary! Es klemmt hier irgendwo. — So, ich danke! Nun geht es.“ Und kreischend drehte die wuchtige Hausthür sich in den Angeln.

Mary hielt die Lampe empor, und das Licht fiel grell auf die eintretende Gestalt. Aber beide prallten zurück und ein jäher Ausruf des Schreckens entfuhr ihren Lippen:

„Allmächtiger Gott, der Kapitän!“

Ja, da stand er wirklich, der Kapitän. Seine großen Augen blitzten übermütig, und ein glückseliges Lächeln umspielte den bärtigen Mund.

„Hab' Euch wohl aus bestem Schlummer aufgestört, he?“ rief er. „Ihr ließt mich lange genug warten. Aber, das soll kein Vorwurf sein, wußtet ihr doch nichts von meinem Kommen!“

Damit trat der Kapitän in den Vorsaal, warf die Mütze beiseite und ließ sich von Maki den Überrock von den Schultern nehmen. Mary stand bewegungslos auf ihrem Platze und ein eisiger Schauer rieselte durch ihre Adern. War das gefürchtete Unheil nun doch über das stille, friedliche Haus hereingebrochen?

„So, Kinder, nun bin ich, gottlob, wieder da!“ rief der Kapitän tief aufatmend und öffnete die Thür seines Arbeitszimmers. „Gehe hinein und mache Licht, Maki!“

Der Diener befolgte stumm den Befehl, während der Kapitän an Mary herantrat und, sie freundlich auf die Schulter klopfend, in seiner leutseligen Weise fragte:

„Meine Frau ist doch die ganze Zeit über wohl gewesen? Glauben Sie, daß Mrs. Lee überrascht sein wird?“

„Ja, Herr, sehr!“ lautete die leise Entgegnung.

„Gut, stören Sie die Herrin um Gotteswillen nicht, Mary! Ich werde diese Nacht hier auf dem Sofa schlafen. Aber schaffen Sie mir eine heiße Tasse Thee mit Rum! Zu Abend gegessen habe ich bereits auf dem Dampfer.“

Mit diesen Worten trat er in sein nun hellerleuchtetes Zimmer und ließ die Blicke wohlgefällig und glücklich lächelnd darüber hinschweifen. In strammer Haltung, der ferneren Befehle gewärtig, stand Maki neben der Thür.

„Wie ist es Euch unterdessen ergangen, mein Junge?“ fragte der Seemann heiter, indem sein leuchtender Blick auf dem reizenden Bilde seiner schönen Frau über dem Schreibtische ruhte.

„Alles ging ruhig im alten Gleise fort, „erwiderte Maki, indem er finster zu Boden blickte.

„Warum sagst Du das mit einer solchen Leichenbittermiene?“ fragte Lee, ihn schärfer ins Auge fassend. Dann aber fuhr er zusammen und rief heftig:

„Herr des Himmels! Du verbirgst mir doch nicht eine schlimme Kunde von drüben? Sechs Wochen sind es her, seit der letzte Brief meiner Frau mich erreichte. Ist in New York etwa — mein Bruder . . .?“

„Nein, o nein, Herr!“ fiel Maki ihm schnell ins Wort. „Gestern traf ich den alten Jackson, welcher mir, mit Freudenthränen in den ehrlichen Augen, erzählte, daß Dr. Sexton äußerte, man könne, wenn der liebe

Gott seine gnädige Hilfe weiter spende, anfangen, etwas Hoffnung zu schöpfen."

Der angstvoll gespannte Ausdruck in des Kapitäns Zügen wich, und ein tiefer Atemzug erleichterte die gepreßte Brust.

„Weißt Du noch Näheres über die Krankheit meines Bruders, Maki?" fragte er erregt, während sein Blick, wie gebannt, an des Dieners Lippen hing.

„Nicht viel mehr, Herr! Der alte Jackson erzählte nur noch, daß der Doktor durch ein wunderbares Experiment Mr. Lees krankes Gehirn von dem fürchterlichen, lähmenden Drucke befreit habe. Nun sei das bisherige Leiden in ein Nervenfieber übergegangen, an dem der Kranke seit fast sieben Wochen darniederliege. Wenn er das glücklich durchmache, dann —; doch Mrs. Lee wird ja dem Kapitän mehr und ausführlicher darüber berichten," setzte der Malaie schüchtern hinzu. Miß Mansfield ist einigemal hier gewesen und hat genaueres erzählt."

„Also Miß Amy war hier?" fragte der Seemann und blickte gedankenvoll vor sich hin.

Die Zofe trat mit dem Theebrette herein. Der Kapitän blickte zerstreut zu der anmutigen Gestalt hinüber, während der junge Malaie sofort gewahrte, daß Mary rotgeweinte Augen habe, und daß das Porzellangeschirr in ihren Händen bedenklich aneinander klirrte. Schnell sprang er hinzu und setzte das Tablett auf einen Tisch.

„Mrs. Lee ist doch nicht etwa erwacht?" fragte der Seemann besorgt und schaute dabei Mary zum erstenmale

voll ins Gesicht. „Wann ging meine Frau heute zu Bett?“

Seelenangst und Entsetzen lagen in dem Blicke, den das junge Mädchen bei diesen Worten dem Malaien zuwarf. Er — nur er konnte und mußte reden! Sie vermochte es nicht. — Aber beide standen stumm und regungslos vor ihrem Herrn.

„Nun, warum sprecht Ihr nicht?“ fragte der Kapitän ungeduldig und blickte erstaunt von der einen zum andern.

„Du bist heute so merkwürdig unruhig in Deinem Benehmen, Maki! Was bedeutet das? Ich will nicht fürchten, daß Du während meiner Abwesenheit in der Ausübung Deiner Pflicht Dir etwas hast zu schulden kommen lassen?“ setzte er streng hinzu. „Reden Sie, Mary!“

Mrs. Lee ist — ist — bis jetzt — noch gar nicht . . .“ stotterte das arme Mädchen.

„Was? Noch gar nicht zur Ruhe gegangen?“ rief der Seemann in lebhafter Freude und eilte zur Thüre. „Und das erfahre ich erst jetzt?“

Der Malaie aber nahm nun all seinen Mut und seine Willenskraft zusammen und stieß rauh, in abgerissenen Sätzen hervor.

„Mrs. Lee ist fort — seit heute nachmittag — sie ist — noch nicht — zurückgekehrt!“

„Fort?“ wiederholte Herbert Lee mechanisch, als ob er die wahre Bedeutung dieser Worte sich erst klar machen müsse. „Warum sagtet Ihr mir das nicht früher?“

„Der Kapitän hatte bisher nicht darnach gefragt,“ erwiderte der Diener dumpf.

„Wißt Ihr, wohin meine Frau gegangen ist?“

Das wilde, leidenschaftliche Zucken seines Gesichts ließ jetzt beide erzittern.

„Nach New York. Mrs. Lee fuhr stets nur dorthin, wenn sie die Villa verließ.“

„Besuchte sie denn etwa Miß Mansfield?“

„Nein!“

„Aber Mrs. Lee fuhr öfters hinüber, seit ich fort war?“

„Ja, Herr! Zwei- bis dreimal in der Woche.“

Totenstille herrschte für einen Augenblick im Zimmer. Dann sagte der Kapitän:

„Es ist doch möglich, daß meine Frau zu Miß Amy fuhr. Vielleicht ist sie dorthin gerufen worden — vielleicht . . .“ Die Stimme versagte ihm. Er wollte die Worte mit Festigkeit und Ruhe sprechen, aber sie glichen dem Angstschrei einer gemarterten Seele.

„Geht! Ich brauche Euch vor der Hand nicht mehr!“ kam es dann in rauhem Befehle über des Seemanns Lippen. „Und haltet Euch bereit, wenn — wenn meine Frau zurückkehrt!“

Schweigend und gesenkten Hauptes gingen Mary und der Malaie hinaus.

„Fort!!“ — Noch einmal rang sich das Wort aus Herberts Munde, und die muskulösen Arme fielen schlaff am Körper herab, während das eben noch so stolz ge-

tragene Haupt auf die Brust sank. So verharrte er, wie von einem Blitzstrahl beteubt, eine Weile.

Vor kaum einer Stunde war die „State of Florida“ drüben in New York am Dock gelandet. Aber den Kapitän litt es nicht mehr — keinen Augenblick länger als nöthig war, auf dem Dampfer. Zu ihr — zu ihr trieb es ihn fort — hinüber in sein Heim. Er wollte die Teure nicht aus ihrem Schlummer stören, er mußte nur das süße, berauschende Gefühl noch heute empfinden, in ihrer Nähe — unter einem Dache mit ihr zu weilen! — Und nun — war sie fort!! Die Uhr auf dem Kamin zeigte ein Viertel vor eins! War es denkbar, daß Rose sich bei Amy aufhielt? Oder bei den Everetts? Hatten die letzteren die Freundin in deren Einsamkeit — auch einmal über Nacht bei sich behalten wollen? Oder — — Herr des Himmels — daran dachte er erst jetzt — konnte ihr nicht ein Unfall zugestoßen sein drüben in dem wilden Gewühle und Getreibe New Yorks? — Der Kapitän sprang auf riß die Thüre zum Vorsaal und wollte nach Mütze und Paletot greifen.

Dort aber schritt der Malaie, beide Arme über der Brust gekreuzt, langsam auf und ab. Wie ein Messerstich zuckte es durch des Seemanns Herz.

Der junge Diener fuhr zusammen und richtete sich stramm empor, aber sein Blick begegnete nicht dem seines Gebieters, sondern haftete scheu am Boden. Herbert Lee gewahrte die Veränderung an dem braunen Burschen, und in ungestümer Bewegung strichen seine Hände über die Stirn. Wie war ihm denn? Sprach das ängstlich-un-

stäte Wesen des Malaien nicht wie ein offenes Buch? Gab es hier etwa eine Lösung — eine Aufklärung? Hatte Maki nicht vorhin gesagt, daß seine Frau einigemal wöchentlich hinüber nach der Stadt fuhr? Wußte die Dienerschaft, wohin sie ihre Wege richtete? — Ja, nun besann er sich darauf — auch Mary schien verstört. Krampfhaft ballte sich bei diesem Gedanken seine Faust zusammen — und dennoch zögerte er; die ihm angeborenen edlen Gefühle sträubten sich dagegen, den Diener, den Untergebenen nach seines Weibes Thun und Treiben zu befragen!

Allein da regte sich schon wieder die wilde Angst in des jungen Gatten Brust. Das Vorgefühl eines nahen Unglücks preßte ihm das Herz zusammen; wie konnte er noch zögern, schwanken in solcher Stunde?

„Maki!“

Den Kopf geneigt, kam der Malaie bis dicht zu seinem Herrn heran.

„Du weißt, wohin Mrs. Lee gefahren ist?“

Die Worte des Kapitäns wurden ernst und ruhig gesprochen.

„Nach New York, Herr!“ war die Antwort.

„Das hast Du mir schon einmal gesagt. Das genügt mir nicht. Aber da Ihr beide es mit solcher Sicherheit zu wissen scheint, so muß ich annehmen, daß Mrs. Lee Euch vielleicht mitteilte, wen sie drüben wohl besuchte, oder welche besondere Veranlassung sie hatte, diese Fahrten öfters zu unternehmen?“

„Die Herrin hat mit uns nie darüber gesprochen,“

erwiderte der Malaie, indem er zum erstenmale die Augen erhob. Der flehende Ausdruck in denselben verriet dem Kapitän nur zu deutlich, daß der sonst so treue, anhängliche Mensch heute etwas vor ihm verbarg. Wild und heftig wallte es daher in ihm auf, und der Zorn färbte seine Stirn blutrot.

„Ich frage Dich noch einmal, Maki, wohin fuhr meine Frau heute? Wenn sie es Dir auch nicht gesagt hat, so weißt Du es dennoch!“

„Ja, Herr! Ich weiß es,“ kam es nach langer Pause über die erblaßten Lippen des Dieners, während sein Gesicht eine fast aschgraue Färbung zeigte.

„Gut. So hilf mir den Überrock anziehen und mache Dich selbst bereit! Du wirst mich jetzt dorthin begleiten, Maki!“

Es war ein keinen Widerspruch duldender Befehl des Vorgesetzten. Gleichwohl rührte Maki sich nicht von der Stelle. Zum erstenmale, seit er in des Kapitäns Diensten stand, gehorchte er nicht.

Da übermannte die Leidenschaft das Herz des unglücklichen Gatten. Mit eisenfestem Griffe packte er die Schulter des Dieners, riß ihn wild empor und schrie mit bebender Stimme:

„Zeigst Du mir so Treue und Ergebenheit? Ist das der Dank dafür, daß ich in blindem, unerschütterlichem Vertrauen Dir mein Heiligtum zu hüten gab? Willst Du, verwegener Bursche, meinem Gebote trotzen? — Oder — oder hat Mrs. Lee Dir am Ende gar be-

fohlen, gegen mich zu schweigen? Spielt Ihr alle gegen mich ein falsches Spiel?“

„Nein, Herr! Mrs. Lee befahl mir nichts!“

Der entschiedene, feste Ton machte Herbert stutzen. „Warum redest Du dann nicht, Maki?“ fragte er. „Siehst Du nicht, daß Angst, Sorge und Ungewißheit mich fast zur Verzweiflung treiben? Habe ich denn nicht ein Recht, nach den Wegen meiner Frau zu fragen? Ich will — ich muß die Wahrheit wissen! Fort! Hole Deine Mütze; Du wirst mich nach New York geleiten! Keine Gegenrede — kein Zögern mehr! Ich befehle es Dir, Maki!“

Nur ein ächzender Laut war vernehmbar. Dann stürzte der junge Diener auf die Kniee nieder und rief flehend:

„O, Herr befehlen Sie das nicht! Ich kann — ich darf Ihnen nicht folgen. Verflucht will ich sein, wenn dieser Mund je eine Silbe davon verrät, was mein thörichter Vorwitz erlauscht und erspäht hat! Alles, was der Kapitän sonst in dieser Welt von mir verlangt und erheischt, bin ich mit Freuden bereit, zu thun und zu opfern! — Nur dieses eine vermag ich nicht! Ich kann das Geheimnis meiner Herrin nicht verraten!“

Herbert Lee griff krampfhaft nach einem in der Nähe stehenden Stuhle. Die große Gestalt wankte. War es nur der Zorn über die freie Sprache des Untergebenen, der all seine Nerven im tiefsten Innern erbeben

ließ? Wurde es nicht plötzlich Nacht — rabenschwarze Nacht vor seinen Augen?

„Das Geheimnis der Herrin!“ Also es gab ein solches? Rose, seine Rose — sein angebetetes, vergöttertes Weib, hatte einen dunklen, unaufgeklärten Punkt — eine Schuld vielleicht in ihrem jungen Leben, die sie dem Gatten zu verbergen suchte? So waren ihr süßer Blick, ihr Lächeln, ihr Kuß — nur Lüge — schmähliche Heuchelei! In grausamer Deutlichkeit trat jedes einzelne Wort, das der Mund seines Bruders damals über Rose gesprochen hatte, ihm wieder vor die Seele. Verlacht hatte er jede Warnung — jeden Rat! Sprach denn der reine, sonnenklare Aufschlag ihres großen Auges nicht all diesen Reden und Schmähungen Hohn? Er glaubte an sie; sein unerschütterliches Vertrauen, seine tiefempfundene Liebe für sie wußten immer, wo es auch sei und selbst im eigenen Herzen, die Keime und Regungen eines Mißtrauens zu unterdrücken!

Und nun kam sein Diener und wagte die heiligste, empfindlichste Stelle in des Gebieters Busen mit rohem Griff zu berühren! Was hatte denn sein Vorwitz erlauscht und erspäht? — Das Geheimnis, welches er selbst nicht erfahren durfte? — Und er, Herbert, was war er? — Wie nennt die Welt den Gatten, der nach langer, langer Reise in sein Heim zurückkehrt und sie — sein Weib — die Hüterin von seines Hauses Ehre — inmitten der Nacht — fort — ausgeflogen findet? — Siedend heiß strömte ihm das Blut nach den Schläfen.

„In wessen Diensten stehst Du, Maki?“

Die Stimme, welche das plötzlich fragte, klang schneidend, wie der Hieb eines haarscharfen Schwertes.

„O Herr, haben Sie Erbarmen!" — flehte der Malaie, das ehrliche thränenüberströmte Angesicht zu dem Gebieter emporrichtend — „nicht mit mir — nur mit ihr — und mit sich selbst!"

„Erbarmen für mich selbst, Du Thor?!"

Ein entsetzliches Lachen gellte durch den hohen Vorsaal — laut und schauerlich. Es war ja keine Gefahr mehr vorhanden, die Herrin aus dem Schlummer zu wecken.

„Schweig! Ich bedarf Deines Mitleids nicht; — und stehe auf! Das ist keine Stellung für den Matrosen, wenn der Kapitän zu ihm spricht."

Der Malaie stand schnell wieder auf den Füßen. Kein Glied, keine Muskel zuckte mehr; aber unaufhaltsam rollten die kristallenen Tropfen über die braunen Wangen.

„Vor wenigen Minuten befahl ich Dir, Du solltest mich nach New York begleiten. Das ist nun nicht mehr nötig: ich fahre nicht. Aber hier auf dieser Stelle wirst Du mir jetzt eingestehen — Wort für Wort, als ständest Du vor einem höheren Richter, was in meiner Abwesenheit sich zugetragen hat, wann, wie oft und zu welchen Stunden Mrs. Lee nach der Stadt fuhr, in welche Gegend derselben und was für — Geschäfte sie dort abzuwickeln gehabt hat?"

Die eisige Ruhe, in welcher der Kapitän jetzt sprach war beängstigend.

Ein Zittern ging durch des jungen Dieners Körper. Dann stieß er, die Stirne in düstere Falten gezogen, rauh hervor:

„Herr — ich kann es nicht!“

„Maki,“ rief Herbert außer sich, „Du wagst mir das zu bieten — mir, der Dir nur Wohlthaten und Güte erwiesen, der Jahrelang über Dir gewacht hat, wie ein väterlicher Freund? Ist das Vertrauen gegen Vertrauen? Treibe mich nicht zum Äußersten, Maki — und sprich!“

„Nein, Herr! Dieser Mund hier verrät das Geheimnis seiner Herrin niemals! Verstoßen Sie mich — töten Sie mich auf der Stelle! Ohne jede Klage werde ich alles erdulden, aber reden — reden kann ich nicht.“

Ein schwerer, wuchtiger Schlag sauste nieder auf das Haupt des unglücklichen Burschen. Maki taumelte und stürzte dann, indem er noch im Fallen die Hände gegen seinen Kapitän bittend erhob, kraftlos nieder.

Noch ein Wutblick traf die Gestalt an der Erde; dann fiel die Thüre nach des Gebieters Zimmer krachend ins Schloß.

Der geschlagene, fast betäubte Mann hörte nicht, daß leise, flüchtige Tritte in hastigem Laufe die breite Stiege des oberen Stockwerkes herabkamen, und das Knistern und Rauschen eines Frauengewandes schlug nicht an sein Ohr, aber er kam zu sich, als eine Hand ihm sanft über den lichtbraunen Nacken strich, der Hauch eines blühenden Mundes seine von Thränen feuchten

Wangen berührte und eine weiche Stimme zu ihm sprach:

„Maki, lieber — lieber Maki! Dort oben der Allgütige, der alles sieht und hört, der tief in unsere Herzen hineinzuschauen vermag — er wird das, was Sie heute gethan haben, zum Segen wenden!“

Wie traumumfangen schlug Maki die großen Augen auf. War es denn wirklich Mary, die so sprach, die neben ihm am Boden kniete und deren weiche Hand so zärtlich über seine brennende Stirn hinwegglitt? Gab es also doch eine Seele, welche mit ihm fühlte, die das Opfer, das er der Herrin eben gebracht hatte, zu würdigen verstand? — Und diese Seele lebte in ihr — in Mary, die er liebte, der sein Herz vom ersten Sehen an schon so warm und ungestüm entgegenschlug! Sie verachtete ihn nicht — sie empfand sogar Teilnahme und Mitleid mit ihm, dem armen Mischling! Großer Gott, was war denn geschehen? O, nun schmerzte das wunde Haupt nicht mehr. Wohl arbeitete und kämpfte es noch gewaltig drinnen in der übervollen Brust und unartikulierte Laute quollen verräterisch aus ihr hervor; aber das war nicht Schmerz, nicht Wehe über jene unverdiente Züchtigung, noch Verzweiflung über den Zorn des geliebten und geehrten Kapitäns. Das, was jetzt so wild und ungestüm in Makis Busen tobte, ihm den Blick durch heiß aufsteigende Thränen verdunkelte und die klare Stimme im Schluchzen erstickte — das war allein nur Glück!

„O, weinen Sie nicht länger, Maki!“ bat Mary

von neuem, und ihre warmen Finger schlangen sich dabei um des Malaien Rechte. „Ich habe alles von dort oben aus angehört. Nicht Neugierde war es — da sei Gott vor! — aber der schreckliche Zorn des Kapitäns — die Angst um Sie . . .!“ sie hielt inne und bog das tieferglühte Antlitz ganz zu ihm herab. „Tausend, tausendmal danke ich Ihnen, daß Sie standhaft geblieben, Maki, daß Sie Mrs. Lee nicht verrieten an ihn! Denn was immer dieses schreckliche Geheimnis bergen mag — gut, ehrlich und — ihrem Gatten treu ist sie dennoch!“

Nur ein Seufzer kam über des jungen Dieners Lippen.

„Es muß sich noch alles aufklären, glauben Sie mir!“ fuhr Mary tröstend fort. „Wenn Mrs. Lee zurückkehrt, wird sie dem Kapitän die Wahrheit eingestehen. Denn — denn, was sich so innig liebt, das läßt sobald nicht von einander,“ flüsterte sie kaum hörbar.

Aber Maki vernahm es doch, und er fühlte, daß leise sein Kopf an ihre Brust gedrückt ward. Das unbändige, heiße Blut des Sohnes einer wärmeren Zone wallte wild in ihm auf, alle unterdrückte und monatelang bekämpft gewesene Leidenschaft brach jäh aus seinem Herzen. Ein Rausch erfaßte ihn und mit einem Jauchzen umschlangen seine Arme die zierliche Gestalt. Ein Kuß — brennende Lippen schlossen den rosigen Mund! Ward er geraubt — ward er erwidert — wer

kann es sagen? — Nun aber sprang Mary wie eine Gazelle auf ihre Füße.

„Maki, Sie töten mich! Herr des Himmels, wer erlaubt Ihnen, mich zu küssen? Sie Bär!“ Damit eilte sie davon.

Ja, das hatte wieder Mary, die wilde, trotzige Mary gesprochen. Ist denn alles nur ein kurzer, süßer Traum gewesen? dachte Maki selig lächelnd.

Dreizehntes Kapitel.

Grau und nebelig war der Morgen endlich angebrochen. Endlich! So dünkte es wenigstens dem finsterblickenden Manne, der unverwandt vom Fenster seines Wohnzimmers hinab auf die öde, verlassene Straße schaute.

Um die sechste Stunde vermochte er schon wieder Häuser und Bäume in unbestimmten Umrissen zu erkennen, aber das fahle Licht des heraufdämmernden Tages war heute so träge, daß die tiefen Schatten der Nacht ihm nur langsam wichen.

Licht und Klarheit! Ein dumpfes Ächzen drang aus der Brust des einsamen Mannes. Mußte es denn nicht endlich Tag werden? Der jetzt noch getrübte Blick — mußte er nicht bald in sanfte Helle — vielleicht in einen goldig strahlenden Morgen hineinschauen, in dessen Schoße sich neue Hoffnung, Glück und Frohsinn bargen?

Fünf lange, bange Stunden hatte Kapitän Lee seit jenem heftigen Auftritt mit dem Diener schon gewartet. Sein fieberhaft klopfendes Herz erzitterte bei jedem neuen Schlage der Uhr, sein durch Angst und Grabesstille ringsum geschärftes Ohr vernahm auch den leisesten Laut inner-

und außerhalb des Hauses. Sie mußte — mußte endlich kommen!

Herbert trat hinaus in den Vorsaal. Das Gasflämmchen flackerte noch, aber auch der matte Tagesschein warf bereits ein dürftiges Licht über die Halle. Nichts regte sich. Am Fußboden, mit dem Kopfe auf der untersten Treppenstufe, lag der Malaie in festem Schlaf.

Herbert Lee trat dicht an ihn heran und schaute mitleidig auf den Schläfer. Ein glückliches Lächeln umspielte den üppigen Mund desselben. Die blendend weißen Zähne blitzten, die Hände waren über der breiten Brust gefaltet. Hatte der Traumgott dem armen Burschen das eben noch erduldete Leid vergessen gemacht? Waren es vielleicht heitere, lichte Bilder, die seine Seele umgaukelten, oder hatten ahnungsvolle Gefühle nun plötzlich Form und Gestalt angenommen?

„Armer Maki!“ flüsterten des Seemanns Lippen; aber gleich darauf preßten sich seine Hände in wildem Schmerz an seine Schläfen. „Nein, glücklicher Maki! Wer so in tiefstem Seelenfrieden zu schlummern vermag, dem hat der Himmel die Bürde des Daseins leicht gemacht. Ich aber, ich — o Rose, Rose! Du wirst nicht so an mir gesündigt haben, daß ich Dir nicht verzeihen könnte?!“

Nur die tiefen Atemzüge des Schlummernden gaben eine Antwort. Mit todesmattem Blicke wandte Herbert das Haupt weg und schritt langsam nach dem Arbeitszimmer zurück. Aber horch! War das nicht ein leiser Tritt draußen auf den Steinfließen der Veranda?

Herberts Herz zuckte zusammen. Stunden — entsetzliche Stunden waren ihm in Furcht, Hoffnung und Verzweiflung vergangen — in verzehrendem Verlangen nach dem Augenblicke, wo ein Geräusch von außen ihm ans Ohr schlagen, wo ihr leichter Fuß die Stufen zum Hause hinansteigen würde. Hundertmal hatte er in dieser trostlosen Nacht sich alles wiederholt, was er ihr sagen — was er fragen wollte. Nun aber, wo der herbeigesehnte Augenblick eintrat — nun war er ohne alle Fassung!

Da — der leise Klang der Hausglocke — schwach und zaghaft zitterte er durch die Halle; dann folgte ein stärkeres Pochen. Es weckte weder den Diener aus seinen Träumen, noch Mary. Auch bei ihr mußte die tiefe Ermattung des Körpers über guten Willen und Pflichtgefühl gesiegt haben.

Herbert richtete sich auf, er hat jetzt alle Schwäche und jedes Schwanken überwunden. Marmorkalt und starr sind seine schönen Züge, aber die Brust hebt und senkt sich nicht mehr unter jenen ächzend hervorgestoßenen Atemzügen, wie vorher. Nur in den großen, flammenden blauen Augen zuckt und flackert die Leidenschaft. Er dreht den Schlüssel und öffnet die Thüre.

„Herbert!“

Der kurze Ton glich dem letzten Aufschrei eines zum Tode gehetzten Wildes. — Zu Tode gehetzt! — Aber der mitleidige Tod kam nicht in diesem entsetzlichen Augenblicke. Kein Blitzstrahl schmetterte die regungslose Frauengestalt barmherzig zu Boden. Leben sollst Du, Rose weiterleben! Öffne nur die schwer herabgesunkenen

Lider und blicke auf! Es ist ja Herbert, Dein heiß- und zärtlich geliebter Gatte, welcher vor Dir steht, er, den jede Fiber Deines Herzens herbeisehnte, dem Deine Arme sich im Geiste schon tausendmal entgegenstreckten, dort steht er vor Dir — in seiner ganzen Schönheit und und männlichen Kraft — zurückgekehrt von langer, endlos langer Reise — heim — zu Dir!

Mehrere Sekunden blieben die Gatten stumm und regungslos.

„Komme herein, Rose! Ich sehe, die Überraschung, mich zu finden, macht Dich sprachlos. Seit Mitternacht warte ich auf Dich. Tritt hier in mein Arbeitszimmer! Ich habe mit Dir zu reden."

Jedes seiner Worte war mit äußerster Ruhe gesprochen. Weder Zorn noch Heftigkeit brausten der unseligen Frau entgegen; und doch klang die Stimme hart und ganz verändert.

Die Augen starr zu Boden gerichtet, schritt sie an ihm vorüber.

Schweigend betraten beide das Gemach. Noch brannte die Lampe auf dem Tische; und neben ihr stand die unberührt gebliebene Tasse. Der graue Schein eines nebeligen Morgens lag über jedem Gegenstande. Nur vom Fenster her fiel ein hellerer Strahl auf die hohe Gestalt der jungen Frau und zeigte die wachsfarbene Blässe, die tiefe Erschöpfung der schönen, regelmäßigen Züge. Der schwere nasse Mantel war ihr von den Schultern gefallen; aber auch die übrige Kleidung verriet

die Spuren eines Ganges auf schmutzigem Wege in feuchtem Morgennebel.

In der Mitte des Zimmers blieb Herbert stehen und richtete die großen Augen unverwandt auf sie.

O, warum sprach sie nicht? Warum hob sie die Hände nicht bittend empor und rief:

„Herbert, vergib — vergib! Verurteile nicht, bevor Du mich gehört hast! Laß mich das qualvolle, zerrissene Bild meines Innern Dir voll und ganz enthüllen!“

Aber Roses Mund blieb verschlossen, steinern jeder Zug des bleichen Angesichts.

„Ich glaube, Dich wohl nun um eine Aufklärung über Deine Handlungsweise bitten zu dürfen“, begann Herbert endlich dumpf. „Zuerst die Wahrheit, Rose, die volle Wahrheit — über alles, was Du vom Anbeginn — vom ersten Tage unserer Ehe an mir vorenthalten hast! Dann erst werde ich sprechen und — richten! Aber sonnenklar muß es jetzt werden zwischen uns beiden — ich muß wissen, ob ich bisher ein blinder Thor gewesen bin! Ich muß wissen, ob es unter unsers Herrgotts blauem Himmel so viel Trug und Schamlosigkeit gibt! Sprich offen, Rose! Keinen Namen nenne mir —“ (abwehrend hob er beide Hände), „sage nur ‚ja‘ . . .“, seine Stimme versagte ihm — „und Du bist frei, Rose — frei, als ob ein Herbert Lee nie den Wahnsinn begangen hätte — dich zu lieben! Nur ein kurzes Ja oder Nein will ich hören!“

Die junge Frau schnellte bei dieser Frage jäh empor und das plötzliche Aufdämmern einer schrecklichen Ahnung

zuckte mit Blitzesschnelle über ihr schönes Gesicht. Sie wankte und preßte beide Hände heftig gegen die wogende Brust.

„O himmlische Barmherzigkeit! Was redest Du, Herbert?“ rief sie. „Nicht so — nicht in dieser Weise habe ich gesündigt. Allmächtiger Gott! So tief gesunken wähntest Du mich bereits, daß ein so gräßlicher Verdacht in Deiner Seele Raum fand?“

Und, wie um den fassungslosen Schmerz zu verbergen, wandte sie das Haupt von ihm ab.

Plötzlich stieß Herbert Lee einen Schrei aus. Dann stürzte er einige Schritte vorwärts und hob die Arme gen Himmel, als ob von dort — aus der Hand des höchsten Richters — ihm Aufklärung und Beistand werden müsse.

Ein längst vergessener, aus seiner Erinnerung völlig verwischter Augenblick tauchte plötzlich in blendender Helle vor seiner Seele auf. Hilfesuchend schmiegten sich die weichen Arme eines hochgewachsenen Weibes an seine Glieder, und eine Stimme, die alle Saiten des ehrlichen, unentweihten Mannesherzens erzittern machte, tönte noch einmal an das entzückte Ohr! — Und dort — jene Frau im armseligen schwarzen Gewande, welches jede ihrer wundervollen Formen frei hervortreten ließ — jene Frau mit dem feinen Kopfe und den eigenartigen, stolzen und doch so schmiegsamen Bewegungen — sie mit dem goldblonden Lockenhaar, das unter einer schwarzen Spitzenhülle sich leicht hervorkräuselte — jene Frau dort war es, die ihm damals begegnete. Hatte sie nicht einst ähn-

liche — nein, fast dieselben Worte, mit derselben schmerzerfüllten Stimme gerufen? — Gott, o Gott, ist er denn wahnsinnig geworden, gleich seinem Bruder? Sah er Schemen und Trugbilder vor sich? — Rose — seine Rose, die er geliebt hatte, als sein höchstes Ideal, als sein fleckenloses edles Weib, die er gehütet und bewahrt hatte vor jedem rauhen Hauche — was hatte Rose mit jener Unglücklichen gemein, welche in Angst und Verzweiflung sich dem Schutze eines fremden Mannes anvertraute — dem Schutze vor der Rohheit und Brutalität des eigenen — Gatten?! Ihres Gatten — sein angetrautes Weib!

Den beklagenswerten Mann umgab schwarze, undurchdringliche Finsternis; jeder Glücks- und Hoffnungsschimmer versank in endlose, grausige Nacht! — Betrogen von ihr! — Fassung, Überlegung und Ruhe — wo waren sie hin!?

Eine eiserne Faust erfaßte in jähem Griffe die Schulter der schönen Frau. Mit entsetzten Blicken starrte sie in das zornglühende Gesicht des Gatten.

„Elende Heuchlerin!“ rief Herbert. „Ich habe Dich erkannt. Der gerechte Gott will nicht, daß dieses schamlose Spiel noch weiter fortgeführt wird! Die Binde ist gefallen; ich bin ernüchtert!“

Das blonde Haupt tief auf die Brust herabgebeugt, laut- und regungslos, hielt Rose seinen Worten, wie dem schmerzenden Griffe seiner Rechten stand.

„Den damals, in jener verhängnisvollen Dezembernacht, für Dich eintretenden Mann hat ein gütiges Geschick

Dir noch einmal in den Weg geführt. Verflucht sei diese Stunde! Der blinde Thor hat sich in dem ihm gestellten Netze mühelos fangen lassen. Er war ja einer unsicheren Existenz bei weitem vorzuziehen, auch wenn diese zur Zeit nicht übel war. Die Vergangenheit sollte ausgelöscht werden. Jede Erinnerung an eine abenteuerliche Laufbahn sollte unter dem stolzen Namen: Mrs. Lee begraben werden, aber bei meiner Ehre — Du wirst ihn nicht länger tragen und verunglimpfen! Gott sei Dank, es giebt in meinem Vaterlande noch Mittel und Wege, ein so unwürdiges Band, wie es uns beide verknüpft" — (eine verächtliche Gebärde stieß die unglückliche Frau beiseite) — „zu lösen! Heute noch verlassen Sie dieses Haus, Madame!"

Herbert richtete sich zu seiner vollen Höhe auf. „Für Ihre Zukunft soll übrigens gesorgt werden, so daß Sie nie mehr in die Lage zu kommen brauchen, drüben in den Gegenden der Docks Ihr Quartier aufzuschlagen — wenn Sie es nicht etwa vorziehen sollten, zu Ihren hochadeligen Verwandten nach Deutschland zurückzukehren!"

Rose taumelte ihm entgegen und erhob mit dem Ausdruck des Entsetzens die Arme, aber er trat zurück.

„Bevor diese Stunde uns für immer scheidet," fuhr er gebietend fort — „sollen Ihre Lippen mir noch bekennen, daß Sie ein falsches Spiel mit mir getrieben haben. Ich muß von Ihnen selbst hören, ob Sie, Madame, mit mit jenem Weibe, welches ich aus eines Trunkenboldes Hand befreite, identisch sind? Das ist das Einzige, worauf ich noch bestehe. Dann sind Sie frei!"

„Ja, ich bin es!“ klang es ihm jetzt fest und klar entgegen.

Herbert wandte sich ungestüm ab. Hatte diese Sirenenstimme ihn nicht schon einmal verführt?

„Gut, so gehen Sie! Wir sind nun zu Ende!“

„Zu Ende!“

Wie ein Schrei der Verzweiflung hallten diese, von Rose wiederholten Worte durch das Zimmer. Dann eilte sie auf ihn zu und sank mit einem leidenschaftlich hervorgestoßenen: „Herbert!“ vor ihm nieder auf die Kniee.

Das Bestreben des Kapitäns, sich aus der Umschlingung zu befreien, blieb vergeblich. Die weißen, vollen Arme hielten ihn krampfhaft umklammert, als ob es keiner Macht der Erde möglich sein sollte, dieses von ihm als unwürdig bezeichnete Band zu trennen.

„Erbarmen, Herbert!“ zitterte es in leise flehenden Lauten zu ihm empor. „Herbert! Jener Trunkenbold, wie Du ihn nanntest, war ja — mein Gatte! Er war es einst, aber als ich Dein Weib wurde, war er es nicht mehr!“

„Schweig, Heuchlerin,“ rief Herbert zornig, „und beflecke Dein Gewissen nicht mit neuen Lügen! Mich zum zweitenmale zu täuschen, gelingt Dir nicht! Glaubst Du, es verlange mich noch darnach, in den schwarzen Abgrund Deiner Vergangenheit zu schauen? Wie und wo Du gefehlt, ist ohne jede Bedeutung für mich. Du hast Dich an mir versündigt, das genügt. Sparen Sie jedes fernere Wort zu Ihrer Rechtfertigung! Es ist umsonst. Diese Stunde trennt uns für immer!“

„Herbert, einen einzigen kurzen Augenblick höre mir noch zu, ehe Du mich von Dir stößt!“ bat die Unglückliche mit hocherhobenen Armen. „Jedes Deiner Worte, die gleich Keulenschlägen auf mein Haupt niederfallen, verdiene ich nur zu wohl — alles — alles. Keine Reue tilgt die Schuld, keine Sühne gibt es dafür! Ich habe des Himmels Strafe vorausgesehen. Zu groß war das Glück und die Seligkeit für mein sündiges Herz. Und dennoch, Herbert, flehe ich zu Dir; hier auf den Knieen lasse mich Dir eine Beichte ablegen; nicht eine Falte meines Innern soll Dir länger verborgen bleiben. Beim Allmächtigen, als ich soeben die Stufen dieses teuren Hauses hinanschritt, stand bei mir fest, bei Deiner Rückkehr das unselige Geheimnis, welches ich wie eine Sklavenkette hinter mir herschleppte, Dir frei und offen zu enthüllen. Lasse es dazu auch jetzt noch nicht zu spät sein! Vielleicht — o vielleicht regt sich dann ein schwacher Funke der Vergebung — des Mitleids in Deiner Brust. Nur die Liebe war es — die allmächtige, heiße Liebe zu Dir, die mich sündigen ließ. Willst Du mich hören, Herbert? Darf ich sprechen?“

Die azurblauen großen Augen, thränenfeucht — das reizende Gesicht, durch die Erregung jetzt rosig überhaucht und in seinem ganzen bestrickenden Liebreize zu ihm aufgerichtet — so lag das schöne Weib vor seinen Füßen. Wie gebannt hingen Herberts Blicke für Sekunden an diesen Zügen. War das wirklich Lüge, was hier zu ihm sprach? — Warum schlug dann sein Herz so wild? Warum faßte plötzlich die starke Hand so ungestüm an die

linke Seite? Lebte dort im tiefsten Grunde doch ein Etwas versteckt, das stärker und gewaltiger war, als aller Zorn, alle Bitterkeit und alle Leidenschaft des Schmerzes, des gekränkten Mannesstolzes?

Immer heller und intensiver wurde der Lichtstrahl, der vom Fenster her die knieende Frauengestalt umfing. Weiche, zarte Reflexe spielten jetzt auf dem goldig-blonden Scheitel, von dem das neidische, schwarze Spitzengewebe nun völlig herabgesunken war. Sollten seine unseligen Augen sich noch einmal satt sehen an dem bezaubernd verführerischen Bilde ihrer märchenhaften Schönheit?

Fort — fort mit diesem Blendwerk des bösen Geistes! Herbert Lee hat in den fünf bangen Stunden dieser Nacht, Tropfen um Tropfen, den Becher des Glückes versiegen gesehen. Nur ein schaler, bitterer Nachgeschmack war ihm davon geblieben; fort daher mit allem, was an jenen Rausch noch erinnerte! Das Gaukelspiel war aus.

„Nein, Madame“, sagte er, „ich danke für diese Beichte! Früher hätte diese Leidensgeschichte mich vielleicht zu rühren vermocht. Jetzt aber ist es zu spät. Dem erbittertsten Gegner, dem grimmigsten Feinde könnte ich vergeben, nicht aber der Frau, die gewissenlos mit meinem heiligsten Empfinden ihr Spiel trieb. Sie verachte ich.“

Rose, welche eben noch demütig und zerknirscht vor ihm im Staube lag, bettelnd um einen sanften Blick — sie stand jetzt, in elastischem Sprunge emporschnellend, wieder fest und sicher auf ihren Füßen, hochaufgerichtet, in stolzer Haltung, flammende Röte der Scham und des Zornes auf der Stirn.

„Halt ein!“ Wie ein Befehl wurde ihm das Wort entgegengeschleudert. „Wenn Du mich nicht mehr als Dein Weib betrachtest, dann hast Du auch kein Recht, mich wie eine Magd zur Rede zu stellen und mich zu erniedrigen. Ich verdiene Deinen Zorn; aber niemals werde ich dulden, daß man meiner Ehre als Frau zu nahe tritt. Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts gethan habe, was als verächtlich bezeichnet werden könnte. Ich will die gegen Dich begangene Schuld nicht beschönigen. Ich habe schwer gefehlt, das weiß ich wohl, und jeder Tag, jede bittersüße Stunde an Deiner Seite sagte es mir. Aber ich war vermessen genug zu hoffen, daß die von jener allgütigen Hand dort oben in mein Herz gepflanzten Gefühle, die rein und lauter sind gleich der ewigen Wahrheit, mein Vergehen mildern könnten. Es war nur ein Traum, aber nichts berechtigte Dich so zu mir zu sprechen. Und glaube nicht, Herbert Lee, daß ich mich noch einmal so vor Dir demütigen werde. O, niemals — niemals mehr! Ich verlasse — zu dieser Stunde noch — Dein Haus. Auch ich betrachte das unwürdige Band bereits als zerrissen. Nie wird mein Fuß Deinen Weg mehr kreuzen. Ich schwöre es Dir! Lebewohl!“

Ein kaum merkliches Neigen des Kopfes, und — sie war fort.

Vierzehntes Kapitel.

Mrs. Everetts Wohnung befand sich im oberen Teile New-Yorks, in nächster Nähe des Zentralparkes. Zwar glich eines der eleganten Braunsteinhäuser der Gegend zwischen der fünften und sechsten Avenue genau dem anderen; aber dessenungeachtet verriet die stolze Fassade den Blicken des Fremden sofort, daß er sich in den exklusiven Vierteln von Manhattan-Islands Geldaristokratie befand.

Mrs. Everett und ihre Töchter bewohnten dieses Haus allein, das heißt, sie pflegten nur einige Wintermonate dort zuzubringen, weil es nun einmal zum guten Tone gehörte, den größten Teil des Jahres in Bädern oder in Europa zu verleben. Wenn auch Susy damals an Rose schrieb, sie seien in Berlin brillant logiert gewesen, wenn auch die Ansprüche der jungen Mädchen durch der Mutter Generosität auf Reisen zu einer fast unglaublichen Höhe herangewachsen waren, sie konnten doch nirgends mehr Befriedigung finden, als im eigenen glänzenden Heim in New-York. Dort stand wirklich alles, was ihr Herz begehrte, zu ihrer Verfügung.

Seit fast einem Monate waren Mutter und Töchter wieder zu Hause und sie sahen sich alsbald von Freunden

und Bekannten umringt. Da Susys Verlobter, Mr. Westmooreland, die Familie begleitet hatte, so war natürlich jedermann begierig, das glückliche Paar zu sehen und zu beglückwünschen.

Von Adeline wurde in dieser Zeit weniger Notiz genommen, weil alle sich mit der strahlend schönen Braut beschäftigten. Sonst wäre es mehr aufgefallen, wie sehr die junge Dame sich oft zurückhielt.

Nur einen gab es, dessen ernste Augen, wo immer sich die Gelegenheit dazu bot, das liebreizende Mädchen beobachteten. Dieser eine war Henry Roberts, der, sobald die Everetts zurückgekehrt, nach altgewohnter Weise in dem gastfreien Hause aus und ein ging. Es war verbreitet worden, daß Adeline infolge der vielen rauschenden Festlichkeiten der Berliner Saison körperlich nicht ganz wohl sei, aber das Auge einer jahrelang im Herzen still verschlossenen Liebe läßt sich nicht täuschen. Roberts fühlte, daß irgend ein rauher Hauch über das teure braunlockige Haupt hinweggestreift sein mußte. Höflich, aber kalt und zurückhaltend, war ihm Adeline zuerst begegnet. Jede Spur der früheren Neck- und Spottlust, des oft beißenden Witzes und der sprudelnden Laune schien in dem Mädchen abgestorben. Ihre Unterhaltung war kurz und zerstreut, und oft richteten sich ihre schwermütigen Blicke gedankenvoll ins Leere.

In so mancher Stunde zerbrach sich der junge Schriftsteller den Kopf darüber, was diese auffallende — noch wußte er nicht, ob traurige oder glückliche — Veränderung in Adeline Everett hervorgebracht hatte. Natürlich vergeblich!

Henry Roberts ging nicht öfter und nicht seltener als früher zu den Everetts. Sein Wesen zeigte dort eine so ausgesprochene Gelassenheit, ja eine so an Gleichgültigkeit streifende Ruhe, daß Adeline nicht unterlassen konnte, sich darüber zu wundern. Der junge Mann erschien ihr seit der Heimkehr viel anziehender und männlicher als früher, wo seine stets offen zur Schau getragenen Huldigungen, der heiße Blick seines Auges, die feurig beredten Worte seines Mundes, oder auch sein Sarkasmus, dem sie zuweilen nicht ganz gewachsen war, das sensible Mädchen oft heftig und ungeduldig gemacht hatten. Er selbst mußte übrigens jene Zeit der kindischen Tändeleien total vergessen haben. Nicht eine Miene verriet Adeline, daß sein Inneres noch einen Schimmer des einstigen Interesses für sie bewahrte. Berührte sie das peinlich — oder gar schmerzlich? — Gewiß ist, daß sie oft über diesen Punkt nachdachte.

Die Everetts waren, wie fast alle Amerikaner, strenggläubige Presbyterianer, und wenn sie in New York anwesend waren, so verging kaum ein Sonntag, ohne daß Mutter und Töchter in der kleinen eleganten Kirche der fünften Avenue ihren Platz einnahmen. Auch Roberts besuchte regelmäßig den Gottesdienst. Früher war es ein der Familie stillschweigend gezollter Freundschaftstribut, seit der Rückkehr der Everetts hatte man sich aber dort noch nicht wieder getroffen.

An einem Sonntag war Adeline allein in die Kirche gegangen, da die Mutter in Begleitung des Brautpaares schon mit dem ersten Zuge zu einem in der Nähe lebenden

Verwandten gefahren war, bei welchem Susy sich vor der Abreise nach England verabschieden sollte.

In reizendem, sich eng an ihre schönen schlanken Formen schmiegendem braunen Plüschkostüm, das blendend weiße, zarte Gesichtchen durch die rauhe Frühjahrsluft rosig überhaucht, trat Adeline Everett an diesem Morgen aus der Kirche. Ihre suchenden Blicke hatten Roberts während des Gottesdienstes wahrgenommen, und es hatte sich der Wunsch — o nein, wünschen konnte man es nicht nennen — es hatte sich die Frage in ihr geregt, ob er sich ihr wohl später nähern und ihr seine Begleitung anbieten würde. Und siehe da! Fast zugleich mit ihr überschritt auch er in dem dichten Gewühle die Schwelle des Gotteshauses.

Dem jungen Mädchen klopfte das Herz zum Zerspringen. Nun mußte er sie doch endlich sehen! Sollte sie langsamer gehen — zögern? Sein sonst so scharfes Auge schaute heute gleichgültig über den Menschenstrom.

Aber nun! — Stutzte er nicht einen Moment? Jetzt hatte er sie erkannt. Man ging bereits den breiten asphaltierten Fußweg der fünften Avenue entlang — er an der einen, sie an der andern Seite. Roberts lüftete den Hut zu artigem Gruß, aber zu ihr hinüberzufliegen über die Fahrstraße hinweg, wie er es vor einem halben Jahre gewiß gethan hätte — daran dachte er heute nicht. Er unterhielt sich vielmehr lebhaft und sehr angelegentlich mit mehreren hübschen jungen Mädchen, welche Adeline kannte. Ein brennender Schmerz durchzuckte ihr Herz. Sie war ja vergessen — nach ihr fragte er nicht mehr;

sie konnte getrost allein nach Hause gehen! Sie zog den Halbschleier so tief wie möglich über das Gesicht, damit man das, was unter den langen Wimpern plötzlich verräterisch hervorquoll, nicht sehen konnte, und eilte nach Hause.

Während die Mutter und die Schwester sich in der ersten Zeit nach der Rückkehr nicht wenig über den apathischen Zustand, in den Adeline verfallen war, gesorgt hatten, machten sie jetzt nach vier Wochen die überraschende Beobachtung, daß das junge Mädchen sich fortwährend in einer inneren Erregung befand.

Wenn alle gemütlich plaudernd bei einander saßen und sich zufällig ein Besuch melden ließ, so schrak Adeline zusammen und dunkle Glut bedeckte ihre Stirn. Oft stand sie halbe Stunden lang an einem der hohen Balkonfenster der vorderen Zimmer, von dem aus die Straße zu überschauen war, und sah unverwandten Blickes hinab. — Erwartete sie dort jemand?

Susy schüttelte verwundert das Köpfchen und verhandelte über diese Symptome mit dem Bräutigam. Dieser ging in seiner offenherzigen Weise sogleich direkt auf das Ziel los, und verriet der schönen Braut ohne alle Umschweife, was sein scharfer Kombinationsgeist längst erraten hatte, daß nämlich Adeline eine tiefe Liebe für Henry Roberts empfand.

Susy fuhr bei dieser überraschenden Enthüllung, blaß und vor Freude zitternd, vom Stuhle empor, wie jemand, dem plötzlich ein großes Glück in den Schoß fällt. In überquellender Zärtlichkeit schlang sie die Arme um ihres Allans Hals und rief mit thränendem Auge:

„O, ich blindes, dummes Mädchen! Seit vier Wochen bin ich stündlich, bei Tag und bei Nacht, mit Addy zusammen, meine, jede ihrer Mienen zu kennen, und trübe mir das eigene Glück durch den steten quälenden Gedanken, daß die arme Schwester jene Tage von Berlin nicht vergessen kann. Und nun sagt mir dieser superkluge Mensch, der hier kaum noch warm geworden ist, daß das, was seit Jahren unser größter, innigster Wunsch gewesen ist, sich in aller Heimlichkeit und Stille vorbereitet. O Allan! Ich könnte vor Entzücken über diese Nachricht einen Luftsprung machen!“

Allan erwiderte in seiner gemessenen, ruhigen Art, jedoch mit schalkhaft zuckenden Mundwinkeln, daß es ihm unendliches Vergnügen bereiten würde, diese Probe gymnastischer Übungen an seiner holden Braut zu bewundern. Ein Kuß schloß ihm den Mund.

Allan versicherte ferner, daß er, der seiner schönen Schwägerin Exzentrizität und Reizbarkeit hinreichend kennen gelernt habe, Roberts' jetziges Benehmen außerordentlich richtig fände. Nur ein äußerst feiner Schachzug könne ihm diese Königin erobern.

Eines Nachmittags erzählte Allan beiläufig und im gleichgültigsten Ton, als ob er von des jungen Mädchens Anwesenheit kaum Notiz nähme, daß der geistreiche Schriftsteller Henry Roberts auffallend viel im Hause des Pfarrer Stanton aus und ein ginge, wo sich zwei reizende, heiratsfähige Töchter befänden.

Das waren jene beiden Mädchen, deren Gesellschaft an jenem unseligen Sonntage Roberts der Adelinens vor-

gezogen hatte. Adeline wußte das recht gut und ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Sie blieb für einen Augenblick vor dem Schwager stehen, als ob ihr eine Frage auf der Seele brenne; dann aber eilte sie mit erblaßten Wangen aus dem Zimmer.

Niemand — niemand sollte sehen oder erraten, was drinnen in der jungen Brust so mächtig arbeitete. Keiner durfte ahnen, daß tausend bittere Thränen im stillen Gemache, tief in den Kissen des Diwans hinein vergossen wurden. Eine jahrelang treu bewahrte Neigung hatte sie, in ihrer unbezähmten Sucht nach Abenteuern, in ihrem wahnwitzigen Ehrgeize, nichtachtend beiseite gestoßen. Und nun, da das kranke Herz nach einem echten, wahren Glücke Verlangen trug — nun war der Mann, welchen sie früher verlacht hatte, endlich des vergeblichen Harrens müde geworden. Und das mit vollem Rechte! Gab es doch bessere und begehrenswertere Mädchen, als Adeline Everett!

Nach wochenlanger trüber und nebeliger Witterung war an einem der letzten Märztage endlich die so lange versteckt gebliebene Sonne wieder einmal zum Vorschein gekommen.

Adeline, welche von jeher die Gewohnheit hatte, sich früher als Susy zu erheben, war an diesem Morgen, sobald sie die gelben Spitzenvorhänge aufgezogen und einen Blick hinausgeworfen hatte, angenehm und freudig überrascht. Es mochte vielleicht acht Uhr sein, und doch funkelten bereits goldige Sonnenstrahlen in den hohen Spiegelscheiben der gegenüberliegenden Häuser. Das junge

Mädchen seufzte erleichtert auf. War es ihr doch, als sei dadurch von ihrem Herzen eine drückende Last genommen.

Die Schwestern hatten ein gemeinschaftliches Schlafgemach inne. Daneben lag ihr Salon, oder wie Susy scherzweise sagte, ihr Raritätenkabinett. In diesem Zimmer befand sich nämlich von jedem Orte, welchen sie seit einer Reihe von Jahren im In- und Auslande besucht hatten, ein Andenken. Von den unscheinbarsten Nippes und Glasgefäßen bis zur wertvollen Skizze eines Achenbach und Makart, oder bis zur altmeißener Porzellanfigur von namhaftem Werte fanden sich hier Schätze in Fülle. Ein geniales Durcheinander von Mädchenliebhabereien und seltenen Kostbarkeiten.

Adeline zog leise die Thüre des Schlafzimmers hinter sich zu, damit die Schwester nicht aus sanftem Schlummer erwache. Dann ließ sie sich in einen Sessel gleiten und faltete gedankenvoll die Hände.

„Henry!“ flüsterten die rosigen Lippen kaum hörbar. „O, hast Du denn gar keine Erinnerung mehr an jene Zeit, nach der ich mich so heiß zurücksehne? Wenn wirklich, wie Du es ja tausendmal gezeigt, Dein Herz für mich in Liebe schlug, wie kann sie dann so ganz erstorben sein? Ach, warum habe ich nur damals Roses Rat nicht befolgt? Sie hat mich stets gewarnt, mich stets gebeten, die Saiten nicht zu hoch zu spannen.“

Aber, was war das? Waren ihre Blicke noch durch Schlaf getrübt? — Wie entsetzt starrte Adeline nach der Thür. Dort stand ja Rose.

Mit einem Ausrufe des Schreckens — denn die Züge der jungen Frau, wie deren leichenhafte Blässe, bezeugten nur zu deutlich, daß eine traurige Veranlassung sie hergeführt haben mußte — eilte Adeline der Freundin entgegen und umfaßte zärtlich ihre Gestalt, die sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte.

„Allmächtiger Vater, es ist ein Unglück geschehen, Rose?“ stieß sie voll Angst hervor. „Der Kapitän — das Schiff?! Erbarme sich Gott! Mir bleibt das Herz stehen. Reden Sie schnell, Rose! O, nur etwas Entsetzliches kann Sie so verändert und verstört haben! Sagen Sie mir nur, ob er noch lebt, Rose?“

Ein stummes Nicken war die einzige Antwort.

„Der Himmel sei gelobt! Ich atme ordentlich auf,“ sagte Adeline ruhiger, indem sie dem Gaste, der alles mit sich geschehen ließ, Hut und Mantel abnahm und Rose zu einem Sitze führte. Die Brust der jungen Frau wogte leidenschaftlich. Noch vermochte die Tieferregte nicht zu sprechen und lehnte nur, todmatt, den Kopf an Adelinens Schulter.

„Rose, liebes, teures Herz! Es wird ja nicht so schlimm sein, wie Sie denken — wenn er nur lebt!“ Sie sind ja so stark und mutig und stets bereit, zu helfen und zu trösten. Fassen Sie sich!“

Die zarte Hand Adelinens strich liebevoll über den blonden Scheitel.

„Abby! Eine Unglückliche — eine Verstoßene kommt zu Ihnen — um Schutz zu bitten — für einen Tag!“ rang es sich endlich in abgerissenen Worten über die

zitternden Lippen. Verständnislos, aber dennoch aufs äußerste erschrocken, schaute Adeline auf sie herab. „O, es ist vermessen von mir“, fuhr Rose fort, „daß ich das Haus Ihrer teuren, verehrten Mutter mir als Zuflucht wähle; aber es gibt ja in der großen, fremden Stadt hier keine Seele, die Teilnahme für mich fühlt. Ihre Güte — die glücklichen, unvergeßlichen Monate, welche ich bei und mit Ihnen verleben durfte, geben mir den Mut, in der Stunde der größten Not Ihren Beistand zu erflehen! Darf ich hier bleiben, Miß Everett?“

„Hier bleiben?“ fragte Adeline. „Es war Ihre Pflicht, zu uns zu kommen, Rose? Es muß uns freuen, daß Sie uns Ihres Vertrauens auch ferner für wert halten.“

„Jetzt, nachdem es zu spät ist!“ rief die junge Frau mit tiefer Bitterkeit. „O Adeline! Ich verdiene keine Nachsicht, kein Erbarmen; denn ich habe auch gegen Sie alle gefehlt.“

Wieder richteten sich die klaren Mädchenaugen fragend auf das marmorbleiche Angesicht.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Rose!“ stammelte Adeline nun auch ihrerseits befangen. „Sie sind so erregt. Wenn Sie erst ruhiger geworden sind, werden Sie mir ja alles sagen und erklären. Sprechen Sie aber jetzt nicht!“

„Nein, nein, jetzt nicht!“ rief Rose, indem sie die Hände abwehrend erhob. „Ich vermöchte es auch nicht; denn meine Pulse schlagen wie im Fieber. Nur Ruhe — etwas Ruhe nur verlange ich.“

Die Lider sanken schwer herab, und matt und kraftlos legte sie sich zurück in den Sessel. Dann aber rief sie, sich plötzlich aufrichtend:

„Ich vergaß in meinem Elend, Ihnen zu sagen, daß ich mein Kammermädchen mitgebracht habe. Sie kennen ja Mary. Ich gebot ihr, draußen im Vorsaal bei meinem wenigen Gepäck zu warten. Gestatten Sie ihr so lange, bis — bis ich stark genug sein werde, dieses Haus zu verlassen, hinunter zu Ihrer Dienerschaft zu gehen?“

„Selbstverständlich, meine Liebe! Aber wir wollen Mary erst einmal hereinrufen, damit sie mir behilflich ist, es Ihnen etwas bequem zu machen.“

Mit diesen Worten öffnete Adeline die Thüre und hieß das junge Mädchen, welches sich schüchtern auf einen Stuhl gesetzt hatte, ins Zimmer treten.

Die kleine Zofe hatte noch rot- und dickverweinte Augen, und es war ersichtlich, daß der Abschied von Hoboken ihr nicht leicht geworden war. Auf Adelinens Geheiß entledigte sie ihre Herrin des schweren, engen Kleides und bemühte sich, ihr mit Hilfe des jungen Mädchens ein weites leichtes Gewand anzulegen. Auch die erstarrten Füße wurden vorsorglich in Adelinens Pantöffelchen gesteckt, dann bettete man die erschöpfte Frau bequem und weich auf das Sofa.

Adeline klingelte und gab der eintretenden Jungfer den Befehl, Mrs. Everett von dem Besuche Mitteilung zu machen und eines der Fremdenzimmer in Bereitschaft zu setzen. Mrs. Lee würde voraussichtlich einige Tage in New York bleiben.

Rose verfiel bald in tiefen Schlaf. Mit innigem Mitleid betrachtete Adeline das bleiche Gesicht. Was hatte die noch vor wenigen Wochen so glückliche Frau in einen solchen Zustand zu versetzen vermocht? Hing alles vielleicht mit Herberts Bruder zusammen? Aber nein, der war ja selbst schwer krank. Oder etwa mit Mrs. Luisa? — Das junge Mädchen fand keine Erklärung, und sie wie die mittlerweile herbeigekommene Schwester sahen in ahnungsvollem Bangen Roses Enthüllungen entgegen.

Die Stunde des gemeinschaftlichen Frühstücks war vorüber, und noch immer lag Rose im Salon der Misses Everett im festesten Schlaf.

Mrs. Everett äußerte sich unterdessen mißbilligend über das Verhalten der jungen Frau. Sie sprach die Meinung aus, es müsse jedenfalls zu einem kleinen oder größeren Konflikte zwischen Rose und dem Kapitän gekommen sein, der vielleicht eher, als sie erwartet hatte, zurückgekehrt war. Daß Mrs. Lee ihr Haus und den Gatten so mir nichts, dir nichts verließ, fand sie sehr unrecht, und sie sprach den Wunsch aus, ihre Töchter möchten sich nicht unnötigerweise in diese peinlichen Dinge mischen. Sie ihrerseits wolle Rose immerhin für einige Tage gern willkommen heißen; das verlange so wohl die Gastfreundschaft im allgemeinen, wie besonders auch die Rücksicht, welche man der einstigen Gesellschafterin schuldig sei. Von dieser selbst aber erwarte sie, sie würde taktvoll und feinfühlend genug sein, ihr mehr zu ersparen.

Obwohl Susy und Adeline ziemlich selbständig er-

zogene junge Damen waren, und die nachsichtige Mutter ihnen in fast allen Dingen freies Spiel ließ, so wagten sie doch keine Entgegnung, denn die Ehe zwischen Rose Hallstein und Kapitän Lee war ein Punkt, über welchen Mrs. Everett nur schwer hinweggekommen war, und der ihr bereits mehrfach die Äußerung entlockt hatte, solche über das Knie gebrochene und gegen alle Regeln der Vernunft geschlossene Heiraten nähmen niemals ein gutes Ende.

Seufzend und mit bekümmerten Herzen verließen die Schwestern die Mutter, und selbst das heitere Gesicht des Bräutigams vermochte es heute nicht, eine Wolke von Susys Stirn hinwegzuscheuchen.

Der Vormittag verging in gedrückter Stimmung. Da sich um die Zeit des Essens regelmäßig Gäste einfanden, so ließ Rose, die nun bequem und ungestört logiert war, um die Vergünstigung bitten, allein speisen zu dürfen, wozu ja ihr leidender Zustand ausreichende Entschuldigung bot. Gleichwohl hielt sie es für ihre Pflicht, Mrs. Everett den schuldigen Besuch zu machen. Sie sagte ihr, sie würde ihre Güte nicht lange in Anspruch nehmen, da sie die Absicht hege, mit dem nächsten fälligen Hamburger oder Bremer Dampfer zu ihrem Bruder nach Europa zurückzukehren. Traurige Verhältnisse — hier rannen helle Tropfen über Roses bleiche Wangen — zwängen sie, Amerika zu verlassen und sich unter den Schutz des einzigen noch lebenden Verwandten zu stellen. Sie gestehe nun selbst ein, daß die Vermählung mit Kapitän Lee ein Unrecht ihrer= und eine Übereilung seinerseits

gewesen sei. Das Geschehene ließe sich dadurch wieder gut machen, daß sie ihm die Freiheit zurückgäbe.

Mrs. Everett war zu klug und zu diskret, um die niedergedrückte junge Frau mit Fragen zu belästigen. Sie sagte nur, daß dieser Schritt sich, wenn einmal gethan, kaum je wieder zurückthun lasse, daß er daher reiflich überlegt und bedacht sein wolle. Ein durch Gottes Ratschluß und des Priesters Hand zusammengefügtes Band dürfte ohne triftige Gründe nicht leichtsinnig und frevelhaft gelöst werden. Rose würde das ja wohl bedenken. Damit schloß die für beide Teile peinliche kurze Unterredung.

Zwei Tage später verließ Rose das Haus der Menschen, die während ihres vierjährigen Aufenthaltes in New York ihr allein Freundschaft und Teilnahme bewiesen hatten — für immer! Sie bekam noch Billets für sich und die kleine treue Mary, welche durch kein Zureden zu bewegen gewesen war, von der teuren Herrin zu lassen, auf dem zur Abfahrt bereit liegenden Bremer Dampfer. Susy und Adeline boten ihr bis zuletzt noch bei allem hilfreiche Hand. Als dann die Trennungsstunde schlug und die junge Frau ihnen ein versiegeltes Päckchen überreichte, worauf die inhaltsschweren Worte standen: „Zu Rose Hallsteins Rechtfertigung! Von meinen liebsten und besten Freundinnen Susy und Adeline Everett in Gegenwart von Amy Mansfield zu eröffnen!“ — da brach der mühsam bekämpfte Schmerz bei beiden unaufhaltsam hervor.

„O, gehen Sie nicht, Rose!“ rief Susy. „Werfen

Sie nicht Heimat, Existenz und Glück im ersten Zorn und Schmerz leichtsinnig von sich — um unsertwillen und um seinetwillen nicht! Die Reue kommt sonst zu spät. Was nützen uns diese Blätter, wenn Sie fort sind! Glauben Sie, daß Sie in unserm Herzen einer Rechtfertigung bedürfen? Bleiben Sie, und ich vernichte sie sofort!"

In ängstlicher Hast hielt die junge Frau ihre Hände über das Packet.

„Nein, Susy! Die Welt wird mit Steinen auf mich werfen, wie — er es bereits gethan hat. Ebendeshalb sollen Sie und die süße Amy wissen, daß ich nicht ganz so schlecht bin, als ich scheine. Ich habe die letzten Nächte über diesen Aufzeichnungen zugebracht. Ich verlange als Liebesdienst, daß Sie diese Zeilen lesen."

Damit riß Rose sich los.

Die Hamburger, wie die Bremer Dampfer verlassen Amerika von Hoboken aus. Noch einmal schaute das umflorte Auge Roses hinüber nach dem Schauplatz stillen Friedens — nach der Stätte der bittersten, herbsten Kämpfe — dorthin, wo Herberts kleines Haus lag. Dann betrat sie sicheren, festen Schrittes den mächtigen Dampfer. Es war die höchste Zeit. Gleich darauf wurden die Anker gelichtet, die Landungsbrücke abgebrochen und das Signal zur Abfahrt gegeben.

Am Ufer standen mehrere hundert Menschen, Väter, Brüder, Schwestern, die den Abreisenden das letzte Geleit gaben. Mancher Scheideblick flog hinüber nach dem Deck, weiße Tücher wurden geschwenkt, zärtliche Worte noch einmal zugerufen.

In stummer Ergebung lehnte Rose an der Brüstung. Ihr warf niemand einen Abschiedsgruß zu, keine teure Hand winkte ihr zum letztenmale! Und das war gut. — Wie viel schwerer mußte die Abreise sein, wenn geliebte Augen von dort drüben nach ihr schauten — wenn . . . Rose wollte nicht weiter denken. Es war ja alles vorüber.

Mary stand bleich, mit zitternden Lippen, die Hand an die Brust gedrückt, dicht neben ihr; aber sie weinte nicht mehr. Unzählige Thränen hatte sie, seit sie die Villa verlassen, bereits vergossen; jetzt aber waren sie versiegt. Dachte das treue Mädchen in diesem Augenblicke wohl auch zurück an ihn, den tapferen Burschen, dessen heißer Kuß noch auf ihren Lippen brannte? Maki lag in festem Schlaf, als Rose in wilder Eile das Haus verließ.

Aber was ging da drüben vor? — Rose und Mary schauten ängstlich nach dem Landungsplatze. Eine große, kräftige Gestalt drängte sich in atemloser Hast durch das dichte Menschengewühl. Jetzt — jetzt hatte er die Vordersten beiseite geschoben und stand nur wenige Ellen unterhalb des Dampfers. Zitternd wie Espenlaub, faßte Mary nach der Bordwand. Schmerz, Schreck und Glück malte sich deutlich in ihren Zügen.

„Das ist ja Maki!“ stieß sie hervor, während ihre Wangen sich blutrot färbten und ihr Auge wie geblendet an dem jungen Manne hing.

Auch Rose prallte fassungslos einige Schritte zurück. Hatte Herbert den Diener nach ihr ausgesandt? War er etwa in der Nähe?

Jetzt hatte der Malaie beide erkannt. Erregt schwenkte er den Hut durch die Luft.

„Mary," rief er, „ich komme nach Europa. Und der Kapitän kommt gewiß auch nach, früher oder später. Leben Sie wohl, Mary, leben Sie wohl, Mrs. Lee. Was sich so innig liebt das läßt sobald nicht von einander!"

Der Dampfer entfernte sich mehr und mehr vom Ufer, aber so lange dasselbe sichtbar blieb, sahen die Frauen auch Maki sein Tuch schwenken. —

Fünfzehntes Kapitel.

„Ich muß Sie energisch darum bitten, daß Sie sich für einige Stunden niederlegen, Mrs. Lee! Der Kranke bedarf, wie ich gestern schon andeutete, Ihrer augenblicklich nicht, während Ihnen selbst die äußerste geistige und körperliche Erschöpfung aus den Augen spricht."

So äußerte Dr. Sexton zu Mrs. Luisa, indem er, im Fortgehen begriffen, den Cylinder bereits in der Hand hielt.

Die Thüre des Schlafzimmers, in dem Jakob Lee lag, stand halb offen. Seit langen, endlos langen Wochen — seit jenen sonnigen letzten Tagen des Februar, wo Herberts und Roses Bilder eine so erschütternde Wirkung auf den Geisteskranken hervorgerufen, hatte der Unglückliche dort drinnen auf seinem Schmerzenslager gelegen. Und in dieser ganzen Zeit hatte Luisa ihn mit nie ermüdender Treue und Sorgfalt gepflegt.

„Dr. Sexton," fragte Luisa leise, „dürfen wir endlich hoffen?"

„Hoffen? Gewiß!" war die mit lächelndem Munde gegebene Antwort.

Es flog ein Sonnenschein über ihre Züge, und sie griff ungestüm nach seiner Hand. „Dr. Sexton," rief sie,

Sie lieber treuer Freund! Sie hoffen? Ist es wirklich möglich, daß er . . .?“ Weiter kam sie nicht; die Stimme versagte ihr und sie verdeckte das zuckende Gesicht.

„Mrs. Luisa Lee,“ war die Antwort. „Sie selbst bedürfen vor allem der größten Schonung. Es ist meine heilige Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen. Denken Sie an die Kleinen — an Ihren Gemahl!“

Aber sie rührte sich nicht von der Stelle. Das erste beruhigende Zeichen in den Zügen des bisher stets so steinern blickenden Mannes machte sie fassungslos.

„Mrs. Luisa,“ sagte der Arzt sanft, „ich hoffe nicht nur, nein, ich glaube, daß Ihr Gatte genesen wird.

Mrs. Lee blickte ihn wie betäubt an. „Genesen!“ murmelten die bleichen, zitternden Lippen. Dann aber brach sie in heftiges Schluchzen aus und sank, von Wonne und Dankbarkeit erfüllt, in die Kniee. — Als sie das gebeugte Haupt wieder erhob, war sie allein.“

O barmherziger Gott! War es kein Traum, was sie soeben vernommen hatte? Sie sprang empor und eilte in das Schlafzimmer.

Der alte Jackson, welcher am Fußende des großen, nach dem Fenster hin verhangenen Bettes saß, erhob sich beim Anblicke der Gebieterin und seine Augen gewahrten voll Freude den Ausdruck der Wonne und des Entzückens in den schönen Zügen seiner Herrin. Mrs. Luisa schlug leise und behutsam die damastene Bettgardine ein wenig auseinander. Da lag er, dessen Leben an einem Haare gehangen — ja, was noch tausendmal schlimmer war, dessen Geist bereits ewiger Finsternis verfallen zu sein

schien — da lag er, das leicht ergraute Haupt zur Seite geneigt, zum erstenmal in einem gesunden Schlaf. Seine Brust hob und senkte sich so gleichmäßig, wie bei einem schlummernden Kinde. Freudetrunken schaute Luisa in das abgezehrte, teure Antlitz.

Sie kniete, unbekümmert um des alten Dieners Gegenwart, vor dem Bette nieder und sendete ein heißes, aus tiefster Seele kommendes Dankgebet hinauf zu Gott.

Dann richtete sie sich auf.

„Jackson," sagte sie, „Dr. Sexton wünscht, daß ich mich für einige Stunden niederlege, und ich fühle selbst, wie sehr ich der Ruhe bedarf. Ich möchte unterdessen Mr. Lee nicht allein wissen, für den Fall, daß — daß er erwacht. Darum lasse ich Miß Mansfield bitten, einstweilen meine Stelle zu vertreten. Klingeln Sie und schicken Sie William zu meiner Nichte. Der Arzt wollte in zwei Stunden wieder hier sein."

Noch einen langen Blick warf Mrs. Luisa auf den schlummernden Gatten. Dann verließ sie eilig das Gemach. — —

Die nächsten Tage brachten für das Haus in der fünften Avenue, welches Monatelang nur eine Stätte der Angst und Sorge gewesen war, einen kaum geahnten Umschwung. Wie eine fast unglaublich klingende Kunde wurde es zuerst leise und schüchtern geflüstert, dann lauter und bestimmter wiederholt und weiter erzählt, daß Jakob Lee in ungetrübter Geistesfrische erwacht sei. Dieser Tag wurde in jeder Beziehung ein denkwürdiger für das Haus Lee. Mrs. Luisa ließ an die gesammte Dienerschaft

reiche Geschenke austeilen und beauftragte ihren Anwalt, der New Yorker Irrenanstalt eine namhafte Summe zu übermitteln. Ihr Glück und ihre Dankbarkeit kannten keine Grenzen.

Jakob Lee war zur vollen Geistesklarheit erwacht, aber er blieb noch lange ein Kranker, der der Pflege im höchsten Grade bedurfte.

Er hatte keine Erinnerung und wußte weder, wie lange er krank gewesen, noch überhaupt was mit ihm vorgegangen war. Nur fragte er unermüdlich, als ob er sich über die Vergangenheit neu orientieren müsse. Da war es denn für Amy, welche jetzt fast immer an des Vormundes Seite saß, keine leichte Aufgabe, stets auf kurze diplomatische Antworten gefaßt zu sein. Hatte doch der Arzt streng verboten, dem Kranken die volle Wahrheit zu sagen. Nun war es aber, als ob Mr. Lee eben von einer langen Reise zurückgekehrt sei und sich über die jüngsten Begebenheiten zu informieren wünsche. Er fragte nach den Kindern, erkundigte sich unbefangen und teilnehmend nach Herbert, redete von Geldsachen und verlangte, seinen Geschäftsführer zu sprechen. Außerdem aber war es, als schwebe noch eine besondere Frage auf seinen Lippen, als schweife sein Auge mitunter prüfend und suchend durch das Gemach. Öffnete sich dann die Thür, so versuchte er, sich etwas aufzurichten — zu erspähen, wer wohl eingetreten sei — um sich dann, enttäuscht und seufzend, wieder in die Kissen zurückzulegen. Mit Herzklopfen fragte sich das junge Mädchen, was den Kranken so bedrückte, wußte

sie doch, daß im Nebenzimmer Luisa voll banger Sehnsucht dem Augenblick entgegensah, in dem der geliebte Gatte stark genug sein würde, ihren Anblick zu ertragen. Suchte er sie?

Mrs. Luisa harrte ungeduldig der Stunde des Wiedersehens, aber sie wagte nicht, es ohne die Einwilligung des Arztes herbeizuführen, und dieser zögerte noch. Im übrigen kam ein Umstand ihrer Ungeduld zu Hilfe.

Seit die günstige Wendung in der Krankheit des Gatten mehr und mehr bekannt geworden war, nahm man sie von allen Seiten in Anspruch. Sie durfte den vielen Freunden und Bekannten, welche in der schweren Leidenszeit treulich zu ihr gehalten und sie mit Beweisen der Teilnahme fast überschüttet hatten, jetzt nicht mehr ungesehen und ungesprochen die Thüre weisen. Die erste Etage des Hauses wurde aber nicht leer von Besuchern und jeder bemühte sich, ihr seine tiefgefühlte Freude zu bezeigen.

Auch Mrs. Everett begegnete Mrs. Lee nun zum erstenmale wieder. Hatte auch seit der Zeit der Abreise beider Familien aus Long Branch eine Mißstimmung zwischen ihnen bestanden, so war doch inzwischen alles ausgeglichen und vergessen worden. Liebenswürdig und herzlich, wie früher, trat Mrs. Lee den Everetts gegenüber und gratulierte Susy aufrichtig zu ihrer Verlobung. Für einen Augenblick flog das kluge Auge auch zu Adeline hinüber, aber die bereits auf den Lippen schwebende Frage wurde schnell unterdrückt, da das junge Mädchen

scheu zu Boden blickte. Susy erkundigte sich natürlich nach Amy, und Mrs. Lee erwiderte, daß ihre Kousine jetzt ganz durch die Pflege des langsam Genesenden, der sich von niemand so gern pflegen lasse, wie von ihr, in Anspruch genommen sei.

Die Schwestern warfen sich einen bedeutsamen Blick zu. Sie verstanden, daß der Zeitpunkt noch nicht gekommen war, um Amy zu ersuchen, mit ihnen gemeinschaftlich die von Rose hinterlassenen Papiere zu lesen.

Es war am vierten Tage nach der Krisis, als Jakob Lee sich Dr. Sexton gegenüber zum erstenmal selbst über seinen Zustand aussprach. „Ich bin gewiß kränker gewesen, als Ihr mir eingestehen wollt," sagte er (man hatte ihm bisher nur von einem Nervenfieber gesprochen) — „aber ich glaube, daß sich bei mir nicht allein eine körperliche, sondern auch eine geistige Wiedergeburt vollzogen hat. Ich fühle mich so leicht und frei wie seit lange nicht. Der liebe Gott hat es sehr gnädig mit mir gemacht. Und wie soll ich Ihnen danken, Doktor? Ich fühle es tief, daß Sie mehr — tausendmal mehr an mir gethan, als was des Arztes Pflicht Ihnen gebot. Aber Jakob Lee wird — mit Gottes Hilfe — ja nicht lange mehr dieser erbärmliche Schwächling bleiben — und dann, Dr. Sexton" — die Stimme des Leidenden zitterte — „dann weiß ich auch, wem allein ich die Genesung zu danken habe!"

„Mir allein?" meinte der Doktor in einem Tone, in dem Scherz und tiefe Bewegung um die Oberherrschaft stritten. „Nein, Mr. Lee! Dagegen muß ich

ernstlich protestieren. Ich habe eine gar treue, standhafte Gehilfin gehabt, ohne deren Beistand wir vielleicht niemals so weit gelangt wären!“

Mr. Jakobs erstaunte Blicke flogen zu der kleinen Amy hinüber, aber der Arzt schüttelte den Kopf. „O nein,“ sagte er, „Miß Mansfield hätte diese Pflege wohl schwerlich auszuhalten vermocht. Die Absicht allein genügt dabei nicht. Nein, eine Frau mit eiserner Willensstärke und fast männlicher Kraft hat viele Monate lang“ — er betonte diese Worte scharf — „hilfreich und stets bereit an Ihrem Lager gestanden.“

Das durch dies Leiden unnatürlich groß gewordene Auge des Kranken richtete sich mit einem Ausdrucke ängstlicher Spannung auf sein Gegenüber. Der Arzt aber fuhr mit gehobener Stimme fort: „Derartige Aufgaben löst nur ein Wesen, dem Herzensangst und Sorge um den teuren Kranken Nerven von Stahl und unerschütterliche Ausdauer verleihen! Gewiß, Mr. Lee, Sie erraten bereits, wen ich meine. Sonst wird Ihnen diese kleine liebenswürdige Dame“ — er wies auf Amy — „gern jede Aufklärung geben, dann aber danken Sie ihr, der Ihr voller Dank gebührt, Ihrer edlen, schönen Gattin Guten Morgen, Mr. Lee!“

Und schneller, als man es der kleinen gebrechlichen Gestalt des alten Herrn zugetraut hätte, war Dr. Sexton aus der Thür.

Mehrere Minuten verstrichen, ohne daß der Kranke einen Laut von sich gab. Dann sprach er:

„Amy! Dr. Sexton sagte, Du mögest mir über

meine Krankheit — über . . .“ — Lee stockte — „über alles — was sich während derselben zugetragen hat, berichten. Ich fasse kaum, daß — Luisa mich mit viel Geduld und Hingebung gepflegt haben soll! Ist denn das w a h r? Kann es denn möglich sein, daß sie, deren Sinn bisher nur auf Äußerlichkeiten gerichtet war, Monate ihres Lebens geopfert hat, um sich der Pflege ihres kranken Mannes zu widmen?“

Jakob Lee wandte das Gesicht dem Mündel zu und ergriff zärtlich Amys Hand.

„Meine kleine liebe Amy!“ sprach er weiter, „ich muß — ich will jetzt auf der Stelle die volle Wahrheit wissen! Rede — rede, mein Kind, und glaube nicht etwa, daß Deine Enthüllungen mich erregen oder gar erschrecken könnten! Nur die Ungewißheit wirkt nachteilig auf meine Gesundheit. Amy, ich sehne mich nach ihr! Ich warte täglich — ja stündlich darauf, daß sie dort in der Thüre erscheinen wird. In meinen Träumen und Phantasieen sah ich sie stets vor mir! Aber sie? Alles kommt — alles freut sich darüber, daß ich noch lebe — nur sie — nur mein Weib kommt nicht. Rufe sie herbei, Amy, aber erzähle mir, ehe Du sie rufst, offen, wie es um mich stand.“

Amy ergriff die Rechte ihres Vormundes und begann. Offen und ohne Rückhalt erzählte sie dem überraschten Manne von dem schweren, fast unheilbar erscheinenden Leiden, das ihn eine so endlos lange Zeit in Banden gehalten hatte. Nur Dr. Sextons Experiment mit den Bildern verschwieg sie, seinem Befehle gemäß.

In atemloser Spannung lauschte Mr. Lee diesen Enthüllungen. Als aber dann das junge Mädchen von Luisa zu berichten begann, da richtete sich der Kranke empor und beugte den Kopf dicht zu ihr hinüber, damit keines ihrer Worte ihm verloren gehen könne.

War es nicht, als ob Engelstimmen zu ihm redeten? Seine Träume, Wünsche, Hoffnungen — alles, was das heiße Herz des leidenschaftlichen Mannes einst so wild und unbändig schlagen gemacht, was er jahrelang in stillem Schmerz und Grimm hatte überwinden und betäuben müssen, schien sich nun erfüllen zu wollen. Seine trotz aller erstrebten Kälte und Gleichgültigkeit doch niemals ganz unterdrückte Liebe für sein Weib schien plötzlich in dem Herzen der stolzen, unnahbaren Frau Erwiderung gefunden zu haben!

Waren das etwa auch noch wilde Fieberträume, wie sie ihn so oft, so qualvoll gepeinigt? O nein. Als die Hand, mit der er sich die Augen verhüllt hatte, herabsank — da saß die kleine Amy nicht mehr an ihrem Platze, wohl aber stand Dr. Sextons tapfere, unermüdliche Gehilfin in der Thüre.

Ein stiller feierlicher Moment war es, ein Moment, dem Gott selbst die Weihe aufgedrückt haben mußte, und dessen der große Lenker der Geschicke sich nun freute. —

Neckische Frühlingssonnen-Strahlen stahlen sich durch die nur nachlässig geschlossenen, purpurseidenen Fenstervorhänge und überhauchten das schmale Leidensgesicht des Kranken mit rosigen Reflexen. Süß berauschender Veil-

chenduft entströmte einem prächtigen Strauße, der an der Seite des Bettes stand. Von unbekannter Hand ward dieser Blumengruß vor wenigen Stunden Mr. Jakob überreicht worden.

Ob er wohl dabei geahnt, wessen Finger ihn gewunden? — Nun wußte er es — wußte Alles, was eben noch unaufgeklärt, wie leises, kaum gewagtes Hoffen durch die Seele ihm gezittert, in süßer unerschütterlicher Gewißheit, — wußte, daß die wunderschönen Augen dort, die nach ihm hinüberschauten mit zaghaft bangen Blicken, ein verheißungsvolles Glück tief unter den seidenen Wimpern bargen. —

Der eben noch so hiflose Mann saß aufrecht in den Kissen und streckte die schwankenden Arme der Gattin entgegen.

„Luisa!“ rief er und sie flog an seine Seite und sank in die Kniee.

„Luisa! Ich weiß alles!“ flüsterte Lee, während es unaufhaltsam über seine hageren Wangen tropfte und er die Fassungslose umschlang. Sie verbarg das Gesicht in die Decke und nur ein Schluchzen drang zu ihm empor. „Nicht eine Falte Deines edlen Herzens ist mir verborgen geblieben, Luisa. Bei Gott im Himmel, ich habe das nicht verdient!“

„Nichts — nichts weißt Du, Jacky, oder doch nur das, was andere Dir sagen konnten!“ rief die erregte Frau, indem sie die magere Hand des Gatten leidenschaftlich an die Lippen preßte. „Du weißt nicht, daß ich Tag und Nacht zum Allmächtigen gebetet habe, er

möge Dich mir zurückgeben, wie Du einst warst — geistesklar und gesund. Ich habe Dich dem Tode abgerungen von Gott und er ist gnädig gewesen, weil — weil ich ohne Dich nicht leben konnte — nicht leben wollte, Jacky! Nun aber lasse ich mir diesen, von mir einst so frevelhaft und leichtsinnig vernachlässigten Platz an Deiner Seite durch keine Macht der Erde mehr entreißen! O, versuche es noch einmal mit mir, Jakob!“

Die dunklen Augen richteten sich mit einem Blicke zu ihm auf, der ihn schwindeln ließ. „Von jetzt an will ich nur Dein treues, demütiges Weib sein,“ fuhr Luisa fort. Alle Sünden und Thorheiten meines früheren Lebens liegen hinter mir. Für nichts hat dieses Herz mehr Raum, als für die Liebe zu Dir!“

Wie traumumfangen lauschte der Gatte diesen in wilder Zärtlichkeit hervorgesprudelten Worten. Dann aber zog er die bebende Frau, so weit sein schwacher Arm es vermochte, zu sich empor und rief, indem ein Schimmer der einstigen Energie über sein Gesicht zuckte:

„Mit tausendfachen Zinsen will ich Dir diese Liebe zurückzahlen, mein süßes Weib.“

Sechzehntes Kapitel.

Eine lachende Frühlingssonne warf ihre Strahlen zum geöffneten Fenster herein. Die Spatzen zwitscherten lustig im jungen Laube der Bäume, und der kräftige, würzige Duft von frischem Grün erfüllte das Gemach. Überall Licht, Wärme und Leben! In dem golddurchfluteten Raume saßen drei anmutige Mädchengestalten wie in einem lebenden Bilde dicht bei einander.

Amy Mansfield hatte heute Susy und Adeline Everett den längst erbetenen und längst versprochenen Besuch abgestattet. Sie war jetzt, wo der Vormund einer Genesung entgegenging und unter der sorgenden Pflege der Gattin wohl geborgen war, ihrer täglichen Samariterpflichten enthoben und konnte wieder an sich selbst denken.

Amys Kindergesichtchen zeigte niemals viel Farbe und Frische, jetzt aber, da Susy ihr in kurzen klaren Worten über Roses plötzliches Erscheinen und ihre Reise oder richtiger ihre Flucht nach Europa, sowie über das verstörte Aussehen und den hoffnungslosen Schmerz der jungen Frau berichtete, zog eine so tiefe Blässe darüber hin, daß Adeline aufs höchste erschrak.

„Wir dürfen übrigens den Vorfall nicht so tragisch

auffassen," rief sie, „wir wissen ja noch gar nicht, was die Papiere hier enthalten. Wer weiß, was sie miteinander gehabt haben. Der Kapitän ist ein leidenschaftlicher, aufbrausender Mann, und Rose kennen wir ja auch als reizbar und empfindlich. Kleine Ursachen — große Wirkungen! Es hat einen Streit gegeben, der sie veranlaßte, bei ihrem Bruder Schutz zu suchen. Das finde ich ganz natürlich. — Der verlassene und wohl bald zur Besinnung gekommene Ehemann wird aber jetzt sein Unrecht schon eingesehen und bereut haben. Ich bin überzeugt, ehe vierzehn Tage um sind, segelt Herbert Lee ihr nach! — Nicht? — Warum schütteln Sie so traurig das Köpfchen, Amy? Sie werden mir doch zugeben, daß ich meine Leute kenne?"

Amy neigte den Kopf. „Herbert," sagte sie, „hat gestern bei Luisa schriftlich angefragt, wann er den Bruder besuchen dürfe. Sie zeigte mir das Schreiben. Es war ein herzlicher, teilnehmender Brief. Luisa war tief gerührt; ich aber" — Amy sah verlegen zu Boden — „ich verstehe seine Worte jetzt anders und lese zwischen den Zeilen, daß Herbert beabsichtigt, das einstige zärtlich-brüderliche Verhältnis wieder herzustellen. Jede Silbe ist eigentlich ein Zugeständnis, daß er damals ein Unrecht begangen hat. Es liegt eine indirekte Abbitte vor — er möchte Geschehenes ungeschehen machen — er . . ."

„Nicht doch! Sie sind eine schreckliche Pessimistin, Amy!" unterbrach Adeline abwehrend. „Daß Herbert an Mrs. Luisa geschrieben hat, ist brav und sieht ihm ähnlich. Aber wie können Sie glauben, daß er dieser

stolzen Frau gegenüber seine Rose — selbst wenn sie ihn noch so tief gekränkt hätte — bloßstellen würde! Hältst Du das für möglich, Susy?“

„Nein!“ war die kurze Entgegnung. „Und doch finde ich, daß wir alle völlig im Dunkeln tappen. Aber das hier wird uns Licht bringen.“ Damit begann Susy die Siegel des Schreibens zu brechen. Das Manuskript, das Roses schöne, feste Handschrift zeigte, wurde frei und Susy las:

„Ich habe einen harten Kampf kämpfen müssen, ehe ich mich entschloß, Ihnen diese schriftliche Beichte abzulegen, denn mein Herz trieb mich, Ihnen, was mich beschwert, mündlich zu enthüllen. Und doch konnte ich das nicht. Ich hätte es nicht ertragen können, Sie und Amy sich in Schmerz oder gar in Verachtung von mir abwenden zu sehen. Und doch konnte ich nur die volle Wahrheit sagen oder — nichts! — Darum ist es besser, daß Sie diese verhängnisvollen Zeilen erst lesen, wenn ich von Ihnen fortgegangen bin. Vielleicht können Sie dann auch das, was ich durch mein Fortgehen zu sühnen suche, besser verstehen.

„Wie Sie bereits durch die Papiere, die ich Ihnen vor meiner Hochzeit zeigte, wissen, gehöre ich einer alten österreichischen Adelsfamilie an. Ein edler, hochtönender Name ist in meinem Vaterlande aber oft nur eine Last, wenn die äußeren Verhältnisse ihm nicht entsprechen und er uns jede freie Bewegung wie ein Fußeisen hemmt. Dort gibt es nicht nur Tausende armer adeliger Mädchen, sondern auch junger Männer, die geistig zu Grunde gehen

und ein jammervolles Dasein führen, nur weil sie den Mut nicht haben, den Ballast eines vornehmen Namens über Bord zu werfen, oder sich trotz desselben durch Arbeit und Fleiß, wie jeder andere Mensch, eine sorgenfreie Existenz, einen Wirkungskreis zu schaffen.

„Aber was nützen diese Betrachtungen. Die schöne Ansicht, daß Arbeit adelt, die in Ihrem Vaterlande gilt, wird in den Kreisen, in denen ich geboren bin, noch lange nicht, vielleicht niemals Eingang finden.

„Ich wuchs also in Verhältnissen auf, in denen die Vorurteile des Kastengeistes jede freiere Lebensanschauung unterdrückten. Ich habe das oft tief empfunden und bitter beweint, aber was half es meiner jungen, himmelanstrebenden Seele, daß sie an diesen drückenden Fesseln rüttelte! Und doch lag von frühester Jugend an ein geheimer Trieb nach höheren Zielen in mir. In unbezähmbarem Drange lernte und studierte ich, so daß ich, wenn ich als Mann geboren wäre, mir bequem und leicht den Weg zu einer selbständigen Karriere gebahnt hätte, aber ich war ja nur ein armes, adliges Fräulein, die Tochter der verwitweten Baronin Hallstein, geborenen Gräfin Rottenheim, welche, nach den Wünschen einer stolzen, ehrgeizigen Mutter, mit den ihr — zu ihrem Unglück — von der Natur verliehenen körperlichen Reizen in der großen Welt glänzen, durch eine reiche standesgemäße Heirat die drückend gewordene pekuniäre Lage der Familie heben und dem alten Namen neuen Nimbus verleihen sollte. Wie wäre da daran zu denken gewesen, daß Rose von Hallstein, ihrem brennenden Wunsche ge-

mäß, als Erzieherin in die Fremde hätte gehen können, um sich durch ihren Fleiß das tägliche Brot zu verdienen?!

„Mein Vater war, als ich kaum dreizehn Jahre zählte, gestorben und hatte seiner Gattin nur eine kümmerliche Pension hinterlassen. Wir waren zwei Kinder. Mein Bruder war damals bereits Offizier in einem österreichischen Kavallerieregimente, aber gerade er beanspruchte fast die Hälfte unserer knappen Einkünfte. Durch die allzugroße Güte eines schwachen Vaters verwöhnt und rücksichtslos von Jugend auf, fragte er nie darnach, womit Mutter und Schwester ihr Leben fristen würden. ‚Rose soll sich einen reichen Mann suchen. Dazu ist sie, denke ich, hübsch und klug genug‘ — das war seine, mit herzlosem Lachen ausgestoßene Erwiderung, wenn bittere Klagen über unser glänzendes Elend, über die nicht mehr zu deckenden Schulden von der reizbaren und doch indolenten Mutter ausgestoßen wurden.

„O, wie haßte ich damals diesen Bruder! Wollte er doch mein junges Leben dem ersten besten gutsituierten Manne opfern — um des Geldes willen, das er so leichtsinnig ausgab — um der Familie willen, deren Ruhm er doch wahrlich nicht vermehrte! Und er hat es gethan. Was vermag auch ein schwaches Mädchen gegen die überzeugenden — bittenden — befehlenden Worte einer halb verzweifelten Mutter — gegen das drohende Gespenst des Ruins?

„Lassen Sie mich über jene trübe Zeit schnell hinweggehen! Wenn ich jetzt, nachdem Jahre verflossen sind, daran zurückdenke, so steigt das peinigende Gefühl in mir

auf, daß ich damals anders — energischer hätte handeln können und müssen, daß ich nicht so willenlos unwürdige Fesseln um meine Hände schmieden lassen durfte. Allein mit achtzehn Jahren ist man noch ein Kind.

„Susy — Adeline! Ich war nicht mehr Rose Hallstein, als Frau Everetts Güte mir einen Platz in Ihrem teuren Hause einräumte, ich war die Witwe eines in Elend und in Verkommenheit zu Grunde gegangenen Mannes!“

Susy ließ das Manuskript in den Schoß sinken und blickte sprachlos vor Überraschung zu den beiden Zuhörerinnen hinüber. Auch Adeline sprach keine Silbe und Amy hatte ihr Antlitz mit den Händen bedeckt und weinte.

Susy aber las weiter:

„Eine offene Darlegung meiner Verhältnisse hätte mir sicher Ihre Achtung und Teilnahme nicht entzogen, aber es gab einen unseligen Punkt in meinem beklagenswerten Dasein, welcher mir, sobald ich den Mut gefunden zu haben glaubte, die Wahrheit zu enthüllen, immer wieder den Mund verschloß.

„Indes ich greife meiner Erzählung voraus und ich muß mich doch so kurz wie möglich fassen, damit Ihre Geduld nicht auf eine allzulange Probe gestellt wird.

„Der mir von Mutter und Bruder zum Gatten bestimmte Mann, welchen ich, ehe man mich mit ihm verlobte, nur wenige Male gesehen hatte, trug gleichfalls einen Namen von gutem Klange und war ein sogenannter Großgrundbesitzer in einer gesegneten schönen Gegend meiner Heimat Beim Pferdeverkauf und Sport hatte mein Bruder seine Bekanntschaft gemacht. Nach seinen überschweng-

lichen und vielfach übertriebenen Berichten ließ sich von der Pracht und Solidität seiner herrlichen Besitzungen kaum eine Beschreibung geben. Herr von K . . . sollte dort wie ein souveräner Fürst herrschen und es verstehen, durch Intelligenz und durch seine immer größere Dimensionen annehmenden industriellen Anlagen sein ohnehin großes Vermögen zu verdreifachen. Mein bloßer Anblick sollte genügt haben, um ihn in heißer Liebe für mich entbrennen und den Wunsch in ihm aufsteigen zu lassen, alles, was er sein eigen nenne, mir zu Füßen zu legen.

„Solches und ähnliches flüsterte man mir täglich ins Ohr.

„Davon aber, daß Herr von K . . . Nächte hindurch mit den Offizieren der nahen Garnison trank, die wildesten Orgieen feierte und Unsummen verspielte — davon sprach mein liebevoller Bruder wohlweislich nicht. Wozu auch? Warum sollte ein solcher Mann sein Leben nicht in vollen Zügen genießen? Ein paar tausend Gulden mehr oder weniger kamen ja bei ihm gar nicht in Betracht — und überdies mußte das alles nach seiner Heirat mit mir ein Ende nehmen!

„Thörichter, kurzsichtiger Mensch! Du verkauftest Deine unglückliche Schwester an einen Satan!

„Das tolle, leichtsinnige Leben nahm kein Ende, auch als ich als junge Frau in dieses Mannes Haus einzog. In meinem kindlichen Sinne wußte ich damals nur noch nicht, daß ich selbst nur ein Spielzeug einer flüchtigen Laune war.

„Und doch bemächtigte sich meiner zuweilen ein un-

bestimmtes, ahnungsvolles Gefühl schon im ersten Jahre unserer Ehe. Das oft so gedunsene Antlitz meines Gatten mit den stieren blöden Augen erfüllte mich mitunter mit Grauen. Später machte ich dann auch die schreckliche Entdeckung, daß all der schillernde Glanz um mich herum ein trügerischer war, daß die Festigkeit dieses allerdings großen Besitzes nur auf schwankenden Füßen stand. Roh bis zur Brutalität gegen sein Weib, hart und ungerecht gegen seine Untergebenen, durch Trunk und durch die Leidenschaft des Spieles zuweilen bis zur Unkenntlichkeit entstellt — so war der Mann, an welchen ein grausames Geschick mich gekettet hatte — das war das Glück, von dem Mutter und Bruder mir mit Entzücken gesprochen hatten.

„Zwei Jahre vergingen, ehe die Welt eine Ahnung bekam von der wirklichen Lage der Dinge. Die einzige Person, die den Zusammensturz deutlich voraussah, der das ganze jämmerliche Bild dieser Existenz täglich vor Augen stand — war ich. Ich litt, aber ich schwieg standhaft. Nicht eine Klage kam meinen Verwandten gegenüber je über meine Lippen. Aus Rücksicht auf den Mann, für welchen ich nicht das Geringste fühlte, that ich das nicht — o nein! Ich war zu stolz, mein Elend frei zu enthüllen. Alles kann ich eher ertragen, als Mitleid. Jene Zurückhaltung und Verschlossenheit, die Sie ja an mir kennen, lag von jeher in meinem Charakter. Meine Erziehung, die niemals warmen Beziehungen zu Mutter und Bruder, wie die traurigen Verhältnisse, in die ich ohne mein Verschulden hineingeraten war, mochten wohl

dazu beigetragen haben, daß ich alles, was meine Seele bedrückte, tief im Innersten verborgen und verschlossen hielt. Ich hatte keine Freundin, weil mein Herz keiner Aussprache bedurfte, weil ich eben nicht mitteilsamer Natur war — weder in Freud, noch Leid. Man meinte, daß etwas Geheimnisvolles, Unaufgeklärtes stets meine Person umgäbe, und man gab mir deshalb in der Heimat den Beinamen: Turandot. Damals lächelte ich darüber; als ich aber später in Ihr Haus kam, im vergangenen Sommer mit Ihnen in den fashionablen Kreis des eleganten Badelebens von Long Branch trat und dort die Sphinx genannt wurde, that es mir weh. War ich denn dazu verdammt, den Stempel eines ungelösten Rätsels mit mir herumzutragen? War es der versteinerte Schmerz, der ihn mir aufdrückte?

„Gegen Ende des zweiten Jahres meiner Verheiratung starb nach kurzem Krankenlager, aber an einem langjährigen Leiden, meine Mutter. Der Himmel hat ihr viel erspart, denn bald nach ihrem Tode brach das bisher nur künstlich aufrecht erhaltene Gebäude von Herrn von K . . . s Wohlstande und Reichtum jäh zusammen.

„Diese Zeit lebt nur noch dunkel wie ein banger Traum in meiner Erinnerung, fast vergessen und verwischt durch andere schmerzlichere Ereignisse meines Lebens. Nur ein Tag steht noch klar und deutlich vor mir, der Tag, an dem mein Bruder mir mit harten, kurzen Worten erklärte, ich müsse meinem Manne in die neue Welt folgen! Alle Einwendungen, daß ich meine Kenntnisse doch viel besser im eigenen Lande verwerten und mir dort viel

leichter eine Existenz schaffen könne, beantwortete er damit, daß die Frau immer zum Manne gehöre und daß es sündhaft und herzlos von mir wäre, nachdem ich Glück und Glanz mit dem Gatten geteilt, ihn jetzt allein einer trüben, unsicheren Zukunft entgegengehen zu lassen. Wenn auch Herr von K . . . durch falsche Spekulationen und jugendlichen Leichtsinn in dieses Unglück geraten sei, so wisse er doch sicher und bestimmt, daß jener mich wahrhaft liebe. Ich allein könne auf ihn zum Guten einwirken, ihn auf dem rechten Wege erhalten, ihm behilflich sein, ein neues arbeits- und gewinnreiches Leben zu beginnen. Wenn nur ein Funke von Gefühl und Überlegung in mir lebe, so dürfe ich unter keiner Bedingung zurückbleiben! Übrigens würde er mich nie in sein Haus aufnehmen. Mein Bruder hatte sich nämlich bald nach mir gleichfalls verheiratet und zwar mit einer der besten Partien unserer Gegend. Auch war er in seinem Regimente bereits zum Rittmeister avanciert, so daß er fürchten mochte, die bankerotten Verwandten könnten ihm zur Last fallen und ihn in seiner hohen gesellschaftlichen Stellung genieren. Mehr diese Erwägung, als wahre Teilnahme für die Schwester mag ihn veranlaßt haben, so entschieden darauf zu dringen, daß ich den Gatten begleitete. Ich meinerseits widersetzte mich damals — in meiner halbverzweifelten Lage — nicht lange. Auch reizte mich ein Gedanke. Konnte das Land, wohin Tausende zogen, die den redlichen Willen und die Kraft zur Arbeit in sich fühlen, nicht auch mir einen Wirkungskreis erschließen?

„So gingen wir denn hinüber in die Vereinigten Staaten.

„Zwischen dem Abschiede aus der Heimat und dem Tage, an dem ich Ihrer teuren Mutter Haus betrat, lag ein Zeitraum von drei Jahren. Sie, die Sie diese Zeilen lesen, können sich nicht denken, was jene drei langen Jahre mir an Elend gebracht haben. Nichts von alledem, was ich mir in thörichter Hoffnung erträumt und ersehnt hatte, sollte sich für mich — für uns verwirklichen!

„Herr von K . . . sank von Stufe zu Stufe. Trunk und Spiel hielten den unglückseligen Mann vollständig in Banden. Jeder Erwerb fiel stets diesen gräßlichen Leidenschaften zum Opfer. Jeder Tag brachte mir ein Ringen und Kämpfen um das tägliche Brot — um das nackte Leben — eine lange Kette von Demütigungen und bitteren Enttäuschungen.

„Aber ich höre Sie fragen, warum ich die unwürdigen Fesseln geduldig ertrug — weshalb ich sie nicht brach und den charakterlosen Mann verließ, um mir selbstständig eine Existenz zu schaffen? — Ja, warum that ich das nicht? — Meine Hand zittert, indem ich diese Worte niederschreibe — und doch sehnt mein armes Herz sich darnach, die schwere Sünde, welche ich gegen Sie, gegen Herbert beging, zu enthüllen und zu beichten. Nicht Schmach und Schuld sind es, die mir das Blut in die Wangen treiben, mir die Augen durch stets neu hervorquellende Thränen verdunkeln! O Susy, Adeline, Amy! Das, was ich so scheu und sorgfältig vor aller Welt verbergen mußte, war das Süßeste, das Trostreichste, was des Himmels Gnade dem schwergeprüften Weibe zu geben im stande war — das Mutterglück!“

Wieder sank die Hand der Leserin in den Schoß. Kein Laut kam über die Lippen der drei jungen Mädchen. Staunen, Schreck und Schmerz über das soeben Vernommene machten sie völlig sprachlos und es vergingen mehrere Minuten, ehe Susy weiter zu lesen vermochte.

„Schon im ersten Jahre unsers Aufenthaltes in New York wurde uns ein Kind geboren — eine Tochter. Man weigerte sich lange, angeblich aus Rücksicht auf meine große Schwäche, mir das Kind zu zeigen. Noch heute steht das häßliche, aber doch gutmütige Gesicht der alten Pflegerin deutlich vor meinen Augen, wie sie mit sanften Worten meine Ungeduld und Sehnsucht zu beschwichtigen suchte.

„Mich beschlich ein banges, ahnungsvolles Gefühl. War ich krank — kränker, als ich wußte — oder — o, wie schlug mein gequältes Herz in Furcht und Zagen! — oder war irgend ein Unglück mit der Kleinen geschehen — lebte sie vielleicht nicht mehr? Hatte die weise Vorsehung das arme Würmchen vielleicht von der Erde genommen, um es vor einem Leben voll Not und Elend zu bewahren? Ich aber flehte bei Tag und Nacht, daß Gott mir das Einzige, was mir das jammervolle Dasein noch erträglich machen könne, nicht rauben möge!

„Es war ein vermessenes, frevelhaftes Gebet.

„Endlich brachte man mir meine Tochter. — Sie lag zur Feier des wichtigen Augenblickes mit zierlichem weißen Jäckchen und Häubchen angethan, in den Kissen des Tragbettes. Meine Arme griffen leidenschaftlich nach dem hilflosen Wesen. Thränen der Freude verdunkelten

mir die Augen. Da sah ich, wie die alte Wärterin, die mir das Kind reichte, sich mit schmerzlich zuckenden Lippen abwandte. Was bedeutete das? — Meine bebenden Finger hoben die tief herabhängenden Spitzen des Häubchens empor — o Gott! Das war mein Kind, der kleine zarte Engel, nach welchem mein unruhiges Herz seit Wochen so ungestüm verlangte?

„An meiner Brust ruhte ein elendes, verunstaltetes Wesen — mit tierisch-blödem Gesichtsausdruck und verkrüppelten Gliedern. An Stelle des süßen Kindermundes starrte mir ein Rachen entgegen, und wo meine Blicke nach rosigen runden Händchen suchten — fanden sie nur ein paar kleine, unförmige Stummel! — Darum also war mir der Anblick der Kleinen bisher entzogen worden!

„Was soll ich Ihnen von meinem Schmerze erzählen? — Ich starb nicht. O, wie viel vermag ein Menschen-, zumal ein Mutterherz zu ertragen! Auch diese harte Prüfung ertrug ich, neben allem anderen; doch nein, nein, was schreibe ich denn — ich ertrug sie nicht, ich dankte Gott unzähligemal für sie, für dieses Kind, an welchem mein Herz, trotz seiner Ungestalt, mit jeder Fiber hing. In heißer Mutterliebe nahm ich das kleine unglückliche Wesen in die Arme — zu ihm floh ich an die kleine Wiege, wenn der Jähzorn und die Roheit des Gatten mich verfolgten. War ich doch gefei't an diesem Platze, denn der Anblick seines elenden Kindes brachte selbst ihn stets wieder zur Besinnung.

„So vergingen die Jahre. Es kamen Zeiten, wo ich für mich und die Kleine kaum die nötige Nahrung

nur die dürftigste Kleidung besaß, wo der herzlose Gatte und Vater das, was er durch irgend welchen Glücksfall am Tage verdiente, des Nachts wieder verspielte und vertrank. In der elendesten, schlechtesten Gegend der Stadt — in der Nähe der Docks — mietete er uns eine kümmerliche Wohnung und überließ uns dort nun völlig unserm Schicksale.

„Aber weshalb den Schleier über diesem düsteren Bilde noch mehr lüften? — Nur von einer einzigen Nacht muß ich Ihnen noch erzählen — von einer schrecklichen, unheimlichen Nacht! Es war gegen die dritte Morgenstunde, als mein Gatte, aufgeregt, das Gesicht durch genossene Spirituosen dunkel gerötet, nach Hause kam. Ohne Rücksicht auf das schlafende Kind zu nehmen, verlangte er, polternd und scheltend — ich selbst saß noch angekleidet im Zimmer und arbeitete — brüsk eine Summe Geldes von mir, die er, wie er hohnlachend mit gierigfunkelnden Augen äußerte, Tags zuvor in meinem Nähkorbe entdeckt hatte.

„Es mochten vielleicht zwanzig Dollars sein, welche ich trotz meiner erbärmlichen Lage, mir dennoch — in Monate währender Arbeit — für einen unvorhergesehenen Fall, wie Krankheit oder dergleichen, als Notgroschen zusammengespart hatte. Starrer Schrecken lähmte meine Glieder, denn ich wußte, daß jetzt auch dieses Geld den Weg alles übrigen gehen würde. Leugnen half nichts — er hielt ja bereits die mit Papier umwickelten Dollars in seinen vor Leidenschaft zitternden Händen. Da packte mich eine wilde, unbezähmbare Wut. Schmerz, Verachtung

und Angst verliehen mir Riesenkräfte. Er sollte — durfte mir diesen letzten Sparpfennig nicht rauben! — Ein fester Griff nach seinem Arme hielt den im Forteilen begriffenen Mann zurück — ein kurzes Ringen, und das kleine Päckchen war wieder in meinen Händen. Ohne jede Überlegung sprang ich, wie wahnsinnig, die Treppe hinab und eilte auf die Straße, ohne zu wissen, wohin? Nur der Drang leitete mich, das Geld — das Geld zu sichern!

„Der Verfolger war mir schon auf den Fersen; noch heute höre ich seinen keuchenden Atem, die vor Wut klanglos gewordene Stimme. Auf der äußeren Treppe entspann sich ein neues Ringen. Ich aber entfloh bis auf die einsame, totenstille Straße. In fieberhafter Angst streckte ich die Arme zum Himmel und flehte um Hilfe. — Hatte der Allgütige dort oben meine Bitte vernommen — sandte er einen Retter? — Ein jugendschöner Mann von hünenhafter Gestalt tauchte plötzlich aus dem Dunkel vor mir auf, stieß meinen Angreifer mit dem einen seiner starken Arme beiseite und umfaßte mich schützend mit dem andern. Ich vergaß in diesem Augenblick die Furcht und Angst vor des Gatten Rohheit — ja die Sorge um das Geld, vergaß auch die Scheu des Weibes gegenüber dem fremden Manne. Nur die beglückende — beseligende Empfindung, daß ich Schutz gefunden hatte, regte sich in meiner Brust! Wo kam der Retter her, was bewog ihn, einer Unglücklichen seine Hilfe anzubieten? — Mein Antlitz vermochte er ungeachtet aller Mühe, mir unter die mein Haar bedeckende Spitzenhülle zu schauen, nicht zu sehen, weil ich den Kopf stets zur Seite wandte, aber

ein einziger Blick ließ mich deutlich seine Züge erkennen. — Und von Stunde an habe ich jenes schöne, in Form, Schnitt und Ausdruck so edle Antlitz nie mehr zu vergessen vermocht. Überall, wohin ich auch ging — im Wachen und im Traume verfolgten mich seine flammenden blauen Augen; stets hörte ich seine markige, zornbebende und doch so weiche Stimme. Mein Retter, mein ritterlicher Beschützer aber war — Herbert Lee!!

„Ersparen Sie mir Ihnen mitzuteilen, welche beleidigenden und schmachvollen Worte und Reden auf diese Begegnung folgten! Ich weiß es selbst kaum mehr. Ich entsinne mich nur, daß ich dem innerlich wutschnaubenden, aber hohnvoll und cynisch lachenden Gatten das unselige Geld vor die Füße schleuderte und, wie von Furien gejagt, ins Haus zurückfloh.

„Das war der Schluß des Trauerspiels. In derselben furchtbaren Nacht brachte man mir den Vater meines Kindes bewußtlos heim. Der Schutzmann, welcher in der Nähe des City Hall Parks die Ronde machte, hatte Herrn von K . . . ohne jede Besinnung auf einer Bank liegend gefunden. Kein Zeichen einer Beraubung — das Portemonnaie mit einigen wenigen Dollars steckte noch in der Brusttasche des Rockes — keine Spur einer Gewaltthat konnte man an ihm entdecken. War er von Abspannung und den genossenen geistigen Getränken überwältigt, dort in strenger Winternacht erstarrt — oder hatte ein Unwohlsein ihn des Bewußtseins beraubt? Wer vermöchte darüber Aufklärung zu geben. Er atmete noch; aber der schnell herbeigerufene Arzt konstatierte eine Ge-

hirnlähmung und bereitete mich darauf vor, daß mein Gatte den nächsten Tag nicht erleben würde.

„Als die Sonne an diesem Abend hinter dem Häusermeer von Manhattan-Island zur Rüste ging, da hatte eine weise und gerechte Hand dem Dasein des unglücklichen Mannes ein Ziel gesteckt — ich war Witwe! Ich stand nun allein, arm und verlassen mit dem kranken Kinde in der fremden Stadt! — O, wie oft haben Sie, Adeline, mich in Ihrer Unschuld gefragt, warum ich nicht lächeln, nicht fröhlich sein könne gleich anderen! Wissen Sie jetzt, was mir Frohsinn, Jugendmut und Lebensfreude von der Seele gestreift hatte?

„Mehrere Tage verbrachte ich in dumpfer Teilnahmlosigkeit, aber die rauhe Hand der Verhältnisse weckte mich nur zu bald und ich raffte mich auf.

„Der Hauswirt verlangte seine Miete, verschiedene Leute, denen Herr von K . . . etwas schuldete, wollten ihr Geld haben. O Gott, und ich besaß nichts — nichts! Kein Wert- oder Schmuckstück aus früheren, besseren Tagen war vorhanden; das alles hatte ich ja längst hingeben müssen. Verzweifelt durchsuchte ich meine geringen Habseligkeiten, da fielen mir einige Ellen alter, vergilbter Spitzen in die Hände — Points von edelster, feinster Arbeit, die, wie meine verstorbene Mutter stets erzählte, dem Brautrocke einer Ahnfrau ihrer Familie entstammen sollten. Herr von K . . . wußte von ihrer Existenz nichts. In mir selbst war während der gramvollen, letzten Jahre jede Erinnerung an sie vollständig ausgelöscht worden.

„Ich betrachtete den Fund als einen Fingerzeig von

oben. Besaßen die alten gelben Points etwa wirklich einen reellen Wert?

„Während mein Töchterchen schlummerte, arrangierte ich, so gut es eben ging, meine kümmerliche Toilette und eilte hinauf nach dem Broadway, wo ich den Laden einer Spitzenhändlerin entdeckt hatte. In meiner Unerfahrenheit überlegte ich nicht, daß ich besser gethan hätte, zu einem Antiquar zu gehen. Aber eine unsichtbare Hand leitete mich an diesem Tage, denn ihm verdanke ich das große, unschätzbare Glück Ihrer Bekanntschaft — und noch mehr!

„Die alte freundliche Frau, der ich schüchtern meine Points vorlegte, meinte zwar — obwohl sie mir sogleich offen erklärte, daß diese einen recht bedeutenden Wert repräsentierten und von seltener Feinheit und großem Alter seien — sie selbst könne sie nicht kaufen, sie habe aber eine gute Kundin, eine vornehme alte Dame oben in der Stadt, welche die schönste und kostbarste Spitzensammlung besäße; an diese Dame wolle sie mir eine Empfehlungskarte mitgeben. Es sei ja möglich, daß Mrs. Gray Gefallen an ihnen fände und sie kaufe.

„Ich dankte der gütigen Ratgeberin aufrichtig und saß bereits am folgenden Nachmittage in einem mit allem Luxus ausgestatteten Boudoir Mrs. Gray gegenüber.

„Der erste Eindruck, den die Dame auf mich machte, war ein beängstigender. Die große, männlich-starkknochige und plumpe Gestalt, die aufgeworfenen Negerlippen, das häßliche, bräunliche, teilweise bärtige Gesicht und die grau gemischten struppigen Haare, im Gegensatze zu der präch-

tigen Seidentoilette — alles das stieß mich zurück und ich mußte mir Gewalt anthun, um mein Anliegen ruhig anzubringen. Stumm und regungslos saß die Frau in ihrem Lehnsessel, als sie aber die Augen aufschlug, fühlte ich, daß mir wohl und warm ums Herz wurde

„Menschenfreundlichkeit, Herzensgüte und wahre, aus tiefster Seele kommende Teilnahme leuchteten mir hier entgegen. Aber was soll ich noch weiter sagen! Sie kennen ja diesen Engel in der unschönen Gestalt

„Die Dame erkundigte sich nach meinem Namen, nach meiner Heimat, meinen Verhältnissen, und fragte, wie es denn käme, daß ich ein so wertvolles Stück zu veräußern gesonnen sei. Ich erwiderte zögernd, daß die Not mich zwänge. Da drang Mrs. Gray nicht weiter in mich, aber ich bemerkte, daß ihre Blicke fortwährend auf mir hafteten.

„Die Spitzen schienen ihr nicht nur zu gefallen, das alte gelbe Gewebe versetzte sie vielmehr in wahres Entzücken, so daß sie freimütig erklärte, solche Points in der eigenen Sammlung kaum zu besitzen. Zugleich fragte sie, wie ich zu ihnen gekommen sei, und meinte, daß sie dieselben nur dann kaufen würde, wenn ich fest entschlossen sei, mich von ihnen zu trennen. Ich entgegnete, daß sie aus dem Nachlasse meiner Großmutter stammten, und daß ich sie aus pekuniären Rücksichten fortgeben müsse.

„Die Summe, die Mrs. Gray mir bot und sofort aushändigte, überstieg alle meine Erwartungen. Mehr aber noch als das Geld erfreuten mich die teilnehmenden, tröstenden und liebevollen Worte der alten Dame. Sie

bat mich, Vertrauen zu ihr zu fassen, und gestattete mir, so oft ich wünschte, wieder zu kommen, um ihr nach und nach das, was mich bedrückte, mitzuteilen. Es sei nicht Neugierde, was in ihr den Wunsch wachriefe, näher mit mir bekannt zu werden, sondern der Wunsch, mir Mittel und Wege an die Hand zu geben, um mir und meiner Tochter — ich hatte Mrs. Gray gesagt, daß ich Witwe sei — eine Existenz zu schaffen. Tief gerührt und viel leichteren Herzens verließ ich das Haus der menschenfreundlichen alten Dame.

„Mrs. Gray hielt ihr Wort. Ich blieb fast einen Monat hindurch täglich — für einige Stunden — ihr Gast. Sie freute sich stets über mein Kommen und ich genoß den Segen ihres Vertrauens und ihrer wärmsten Teilnahme. Ohne Scheu teilte ich ihr nun alle meine Sorgen mit.

„Nur zu bald trennte uns leider das Schicksal. Mrs. Gray war, wie Sie ja wissen, trotz anscheinender Rüstigkeit, von schwacher Gesundheit, und ihre Lungen konnten den rauhen Winter ihrer Vaterstadt nicht vertragen. Der Arzt schickte sie nach der Riviera. Seitdem habe ich meine Wohlthäterin, die sich noch bis heute in Italien aufhält, nicht wieder gesehen.

„Das übrige wissen Sie, teure Susy und Adeline! Noch jetzt klopft mein Herz bang und freudig, wenn ich des Tages gedenke, an welchem Mrs Gray mich Ihrer verehrten Mutter als Fräulein Hallstein vorstellte und mich frug, ob ich die Gesellschafterin der beiden Misses Everett werden möchte? Ob ich es wollte! Mein Herz

schlug Ihnen bereits warm entgegen, ehe ich Sie kannte — und diese Ahnung hat mich nicht getäuscht!

Ich blickte Mrs. Gray erschrocken an, als sie mich so ohne weiteres bei meinem Mädchennamen nannte; aber sie winkte mir zu, und ich wagte keine Entgegnung. Als Mrs. Everett uns verlassen hatte, sagte sie mir, daß sie mit voller, reiflicher Überlegung gehandelt habe und ich von da ab in den Kreisen, denen ich nun wieder angehören solle, immer für Rose Hallstein gelten müsse. Die Existenz des kranken Kindes, wie meine unglückliche Ehe, müsse ich unter den sich so über alles Erwarten glücklich gestaltenden Verhältnissen völlig geheim halten. Sie sei eine alte welterfahrene Frau, welche die Vorurteile und Schwächen ihrer Landsleute genau kenne. Ich möge daher den wohlgemeinten Rat ohne Scheu befolgen.

„Rose Hallstein! — War denn alles, was ich seit sechs Jahren — seit ich diesen Namen abgelegt — erlebt und erlitten hatte, nur ein wüster Traum gewesen? — Und sollte ich mein Kind, das arme, kleine, elende Mädchen fortan der Obhut und Pflege fremder Hände anvertrauen? Sprach das nicht aller Mutterliebe Hohn?

„Und doch hatte die teure Wohlthäterin recht. Nur wenn ich frei und ungebunden war, durfte ich diese Stellung annehmen — nicht mit dem verunstalteten, jämmerlichen Wesen, dessen Anblick allein den Menschen ein Grauen einflößte! — Ich war gezwungen, für des Kindes Unterhalt zu sorgen, und wann fand sich je wieder eine so günstige Gelegenheit wie hier, wo die Fürsprache meiner Gönnerin mir eine so reich bezahlte Stellung zugänglich machte?

„Nach schweren, bitteren Kämpfen willigte ich ein, und Rose Hallstein betrat Mrs. Everetts Haus.

„Hiermit könnte ich meinen Bericht schließen, denn was nun folgt, das haben Sie ja alle mit erlebt. Und doch bin ich noch nicht zu Ende. Wie soll ich Ihnen meinen Zustand schildern, als Herbert Lee — mein ritterlicher Beschützer in jener grausigen Nacht — in Ihrer Villa zu Long Branch mir plötzlich gegenüber stand? Ich liebte ihn und wurde taub gegen alle Mahnungen und Regungen des Gewissens. Amy! Jetzt spreche ich allein zu Ihnen, Sie Reine — Starke! Sie haben es über sich gewonnen, einem Herbert Lee zu entsagen — ich nicht! Mit einer Lüge auf den Lippen, gab ich dem edelsten, besten Manne das Jawort!

„Aber, wenn ich dazu verdammt wäre, alles Elend, allen Gram meines Daseins noch einmal zu durchkosten — ich würde dennoch den süßen Traum eines kurzen Glückes an seiner Seite nicht hergeben. Von ihm — nur eine kleine Spanne Zeit — geliebt worden zu sein, wägt millionenfach alles Erdenleid auf!

„Ich weiß nicht, ob sich in Herberts Brust je ein Mißtrauen regte. Fragend hat er mich oft angeschaut und ich erbebte dann unter diesem Blick; aber er vermied es, an frühere Zeiten und Verhältnisse zu rühren. Seiner leidenschaftlichen, rückhaltslosen Liebe zu mir, wie seinem durch und durch edlen Charakter widerstrebte es, an mir peinliche Dinge zu rühren; unbedingt und voll vertraute er mir — und gerade das war es ja, was mir jede Stunde an seiner Seite vergällte. — Ob es damals wohl

noch Zeit gewesen wäre, ihm das alles zu enthüllen, was hier in diesen Blättern steht? — Ob er vergeben hätte — Mitleid gefühlt hätte mit der Frau, die ihn so grausam betrogen? Was hilft es, jetzt noch darüber nachzudenken, nun es zu spät ist!

„Ich hatte mein Kind in der Mulberrystreet, einer kümmerlichen Gegend von New York, bei einer leidlich anständigen irländischen Familie untergebracht. Nun sind ja aber Leute, welche sich zu solchen Samariterdiensten hergeben, wohl meist wahre Vampyre in Geldsachen. Dem Kinde aber durfte es natürlich an nichts fehlen, und so kostete mich dessen Pflege fast alles, was ich durch Mrs. Everetts Großmut zu erwerben im stande war.

„Begreifen Sie nun, teure Abby, wohin alle Ersparnisse gingen — warum ich selbst genötigt war, mich in die einfachsten und billigsten Stoffe zu kleiden?

„Von Zeit zu Zeit trug ich eine Summe Geldes dahin. Ist es Ihnen aufgefallen, daß ich öfters für einige Stunden allein ausging, wenn wir uns in New York aufhielten — oder auch von Long Branch nach der Stadt hinüberfuhr? Besinnen Sie sich wohl noch darauf, wie jener Mr. Thomson, welcher in dem Bade bei Ihnen verkehrte, stutzte, als er mir vorgestellt wurde, und später geäußert haben sollte, er sei auf einem Fährboote einst einer Dame begegnet, die mir ganz fabelhaft gliche. Ich selbst war es gewesen und ich erinnerte mich auch genau seiner Züge. Aber unser Zusammentreffen fiel in eine Zeit, in der ich noch nicht bei Ihnen weilte.

„Während der ersten Wochen meiner jungen Ehe

vermochte ich nicht oft meine Tochter zu besuchen, und nur während der Stunden, in denen Herbert auf seinem Dampfer in Anspruch genommen war, gelang es mir, mich ab und zu für kurze Zeit hinüber zu stehlen. Sein zärtlich liebendes Auge suchte mich ja sofort nach seiner Rückkehr. Und doch waren gerade damals mein Herz und meine Gedanken unaufhörlich bei dem armen verlassenen Wesen in New York. Mein Kind war krank! Trotz aller Pflege, bester Nahrung und guter Aufsicht schwanden die Kräfte zusehends, verzehrten sich die nur schwach glimmenden Lebensgeister mehr und mehr. Die kleinen verkrüppelten Glieder wurden schlaff und das Bewußtsein des zarten Geschöpfchens flackerte, einem verlöschenden Flämmchen gleich, nur noch manchmal auf. Des Arztes Ausspruch lautete dahin, daß es das dritte Jahr kaum überschreiten würde.

„Was habe ich in dieser Zeit gekämpft und gelitten — inmitten der größten irdischen Seligkeit!

„Zwei Monate nach meiner Verheiratung war ich allein. Herberts Dampfer schwamm auf hoher See. Der Abschied hatte mir fast das Herz gebrochen! Vielleicht sagte mir schon damals eine innere Stimme, daß mit ihm auch das Glück fortzog, um nie mehr zurückzukehren!

„Am Schmerzenslager meines Kindes suchte ich nun Trost. — Ich scheute nicht Wind, noch Wetter (es war ja Spätherbst geworden), um hinüber nach New York zu fahren. Nun, da er fort war, gehörte jede Stunde meines einsamen Daseins dem unglücklichen teuren Kinde.

Über meine Zeit konnte ich ja nach Belieben verfügen, wer fragte darnach, ob ich zwei oder sechs Stunden von Hause fern blieb? In der unaufhörlichen Sorge und Herzensangst überlegte ich nicht, daß meine Dienstleute mich beobachteten. Später erst fiel es mir auf, daß der treuen Mary ehrliche Augen zuweilen in banger Frage auf mir ruhten.

Als ich eines Nachmittags langsamen Schrittes die Stiegen des Hauses herabkam, in dem mein Töchterchen weilte — stand Maki in dem Halbdunkel des düsteren Flures. Der jähe Schreck ließ mich fast in die Kniee sinken; aber schnell faßte ich mich und eilte, als hätte ich den Malaien gar nicht bemerkt, so unbefangen wie möglich an ihm vorüber dem Ausgange zu. War es aber wirklich nur ein Zufall, daß Herberts Diener mir dort begegnete? — Oder? — ich weiß nicht, wie ich an diesem Nachmittage nach Hause kam. Die quälendsten Vorstellungen und Gedanken zermarterten mein Hirn!

„Seitdem habe ich Maki noch oft — sehr oft in der Nähe der Mulberrystraße und des verhängnisvollen Hauses in derselben angetroffen. Ich las nur Teilnahme in seinen Augen; und doch ließ mir die Angst keine Ruhe mehr, denn Herbert war ja sein Gebieter!

„So kam endlich jene Nacht, in der die kleine unschuldvolle Seele meines Kindes, wie ein weißer Schmetterling die häßliche, unschöne Hülle verließ und aufflatterte zum ewigen Lichte!

„Ich war schon am Nachmittage nach New York gefahren — zum letztenmale! — Allen Schmerz und

Gram — alle Reue habe ich an der kleinen Wiege noch einmal durchgekämpft. Heiß und inbrünstig flehte ich zu Gott, mir die Sünde, welche ich an Herbert — an der Kleinen begangen hatte, zu vergeben! O, nur um seinetwillen beging ich sie ja; sein Auge sollte sich an dem Anblicke des elenden, verunstalteten Kindes nie entsetzen! — Zugleich aber schwor ich in diesen schmerzlichen Stunden, daß ich mit dem Augenblicke, in dem das arme kleine Herz zu schlagen aufhörte, dem Gatten eine offene, unumwundene Beichte ablegen wollte — was immer auch dann für mich selbst kommen mochte!

„Aber der Tag und der Abend vergingen und die kleine Seele konnte sich nicht losringen von dem hinfälligen Körper. Stunde um Stunde saß ich schluchzend, händeringend, betend an dem Sterbelager. Endlich — der Morgen dämmerte bereits mit mattem Scheine durch die verhangenen Fenster — endlich war es vorüber!

„Einen letzten, heißen Kuß preßte ich noch auf die wachsgelbe Kinderstirn; zum letztenmale dankte ich mit stummem Händedrucke den mehr ungeduldigen, als teilnehmenden Pflegern, überreichte ihnen eine verhältnismäßig bedeutende Summe Geldes und eilte dann, todesmatt und todeswund im Herzen, fort aus dem Hause, welches nur noch die kalte Hülle meines Lieblings barg — in mein teures, trautes Heim, wo alles Licht und Leben atmete, wo süße Erinnerungen an ihn mich täglich — stündlich umfingen!

„O, warum hatte Gott nicht auch mir, zugleich mit

meinem Kinde, die Augen geschlossen zum ewigen Schlafe? Warum mußte ich leben und den ganzen Jammer eines Menschenherzens, den Becher des Leides bis zur Hefe durchkosten? Als ich an jenem unseligen Morgen mit vor Ermattung und Abspannung zitternden Gliedern die Stufen zu unserm Hause emporstieg und klopfte, öffnete Herbert mir die Thür!!

„Sie erlassen mir, zu wiederholen, was, nachdem ich in sein Zimmer getreten war, sich zwischen uns abspielte. Er hat mich ja geliebt mit der ganzen Hingebung seines edlen, treuen Herzens! Und das wird mir in dem einsamen, freudenleeren Leben, welches jetzt vor mir liegt, ein starker Trost bleiben. — Aber was er damals, wenn auch im gerechten Zorne, mir entgegenschleuderte, als ich ihm eingestand, daß ich jenes Weib gewesen, welches er einst aus den rohen Händen des eigenen Gatten befreit hatte — das still und geduldig hinzunehmen, brachte ich nicht über mich. Mein Stolz bäumte sich dagegen auf — ohne Aussprache bin ich gegangen.

„Möge Gott die Wunde, welche meine Hand ihm geschlagen, barmherzig heilen!

„Jene Rose, die unter den Strahlen seiner Augen im Sonnenglanze eines unerhofften Glückes für eine kurze Zeit neu erblüht war — sie hat ein rauher Sturmwind entblättert — verweht! Er aber, er wird vergessen!

„Ihnen jedoch, die Sie durch all die trüben und lichten Tage in treuer Freundschaft an mir festgehalten,

mir geglaubt und vertraut haben — bis zur letzten Stunde — Ihnen sollte das Räthsel der Sphinx nicht ungelöst bleiben!

„Ich bin am Ende. Ich habe nichts mehr zu sagen, als Lebewohl — nichts, als innige warmempfundene Segenswünsche für Ihr Wohl! Gott schütze und behüte Sie alle! Rose.“

Lange herrschte tiefes Schweigen, denn keines der Mädchen wagte den ergreifenden Eindruck, welchen diese Enthüllung in den jungen Herzen hervorgerufen hatte, durch ein Wort zu stören. Dann aber sprang Adeline auf und ging in heftigster Erregung mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Arme, arme Rose!“ flüsterte Susy, indem sie die inhaltschweren Blätter wieder in das Kouvert schob und dasselbe auf den vor ihr stehenden Tisch legte.

Amy blieb lautlos und blickte, die kleinen Hände im Schoß gefaltet, in tiefen Gedanken vor sich hin.

„Arm, sagst Du?“ rief Adeline, indem sie stehen blieb. „Unglücklich, beklagenswert ist sie, aber nicht arm! Hat sie nicht Herberts Liebe besessen, besitzt sie sie nicht noch? Denn welcher Mann vermöchte eine Rose zu vergessen!“ Mit großen Schritten eilte sie wieder über den Teppich. „Solch ein Elend, solcher Jammer kann entstehen, wenn zwei Menschen, die sich lieben, sich nicht verstehen und nicht verstanden haben — wenn Stolz, Mangel an Vertrauen oder gar Trotz einen immer tiefer werdenden Abgrund zwischen ihren Herzen reißen!“

Das mühsam bekämpfte Schluchzen brach jetzt hervor, und, das Taschentuch vor das glühende Antlitz pressend, eilte Adeline nach ihrem Schlafgemache.

„Addy, was ist Dir?“ rief die Schwester, allein, die Thür war bereits geschlossen.

„Was gedenken Sie mit diesen Papieren zu beginnen, Susy?“ fragte Miß Mansfield, welche die ganze Zeit über kein Wort gesprochen hatte, jetzt.

Überrascht schaute Susy zu Amy hinüber. Dann fragte sie zögernd:

„Meinen Sie etwa, daß wir sie vernichten sollen, Amy? Soll ich sie den Flammen übergeben?“

Amy breitete, sichtlich erschrocken, schnell die Hände über die Handschrift, als wolle sie dieselbe vor einem solchen Ende schützen.

„Nein, nein, Susy! Nicht das!“ stieß sie atemlos hervor. „Lassen Sie mir diese Schriften — nur für eine kurze Zeit! Ich will — ich muß . . .!“ Sie vermochte nicht weiter zu reden.

Susy Everett begriff endlich wo Amy hinauswollte. Sie sprang auf, umschlang die Freundin mit beiden Armen und rief:

„Amy! Jetzt erst verstehe ich Ihre Frage! Und ich Thörin hatte daran gar nicht gedacht. O, Sie Gute, Starke!“

Stürmische Küsse bedeckten Miß Mansfields liebliches Kindergesicht. „Eilen Sie! Barmherziger Gott, das Lebensglück zweier teurer Menschen hängt ja an

diesen unscheinbaren Blättern. Schon zu lange zögerten wir! Alles Bittere, Schmerzliche in Herberts Brust wird schwinden, wenn er erst Rose verstanden hat! Und auch Du, Addy, lieber süßer Trotzkopf, auch Du wirst Deinen Henry einst verstehen!“

Siebzehntes Kapitel.

Mrs. Everett trat, bereits zum Diner angekleidet, aus ihrem Zimmer in der oberen Etage des Hauses und schritt, an den Armbändern nestelnd, langsam über den Flur, der nach den Empfangszimmern führenden Treppe zu. Plötzlich wandte sie den Kopf zurück, dem ihr folgenden Kammermädchen zu und sagte leichthin:

„Melde Miß Adeline, daß wir Besuch zu Tische haben, Maggie! Mr. Roberts und einige seiner Freunde sind eben gekommen. Meine Tochter macht wohl noch Toilette? Wie?"

„Miß Addy ist noch nicht zurück," entgegnete die Angeredete. „Bald nach dem Frühstück ließ sie sich von Marshton den Braunen anspannen. Den Groom hat sie nicht mitgenommen. Der Kutscher meinte zwar, das sei doch etwas gewagt, besonders jetzt im Frühling, der vielen Wagen und Fußgänger im Zentralpark wegen, aber Miß Addy sagte, daß sie ebensogut wie er das Pferd zu handhaben verstände, und fuhr davon."

Mrs. Everett eilte schnell die Treppe hinab, aber als sie in das Epfangszimmer trat, wo ihre Gäste mit dem Brautpaare heiter plauderten, lag über den feinen bleichen Zügen der alten Dame eine merkbare Röte. Sie begrüßte die Herren etwas zerstreut, näherte sich

Susy und flüsterte ihr schnell ins Ohr: „Addy ist noch nicht zurück. Sie ist, wie Maggie mir eben mitteilte, vor vier Stunden in den Park gefahren und hat mit ihrer bekannten Unvorsichtigkeit den Groom nicht mitgenommen! Ich ängstige mich, daß ihr ein Unfall zugestoßen sein könnte. Wußtest Du nichts davon?“

„Nein, Mama!“ entgegnete die junge Braut erschrocken. „Ich habe sie seit heute Morgen, wo Amy bei uns war, nicht mehr gesehen, da ich, wie Du ja weißt, mit Allan die letzten Abschiedsvisiten zu machen hatte. Aber sorge Dich nicht, Mama. Addy ist vielleicht — nein, wahrscheinlich in der Stadt bei Bekannten.“ Damit schlang Susy liebevoll und tröstend den Arm um der Mutter Schulter. „Sie kommt gewiß noch zum Essen. Wollen wir daher unsere Besorgnisse nicht erst laut werden lassen. Und selbst, wenn sie es nicht thut, brauchen wir uns nicht zu ängstigen. Wir sind ja, denke ich, an ihre Eigenheiten und Exzentrizitäten hinlänglich gewöhnt.“

„Leider Gottes!“ versetzte Mrs. Everett seufzend und wandte sich den Gästen zu.

Als aber die Speisestunde schlug und Adeline noch nicht zurückgekehrt war, wurde auch die Schwester ängstlich. Sie wußte ja nur zu wohl, in welch leidenschaftliche Erregung das junge Mädchen durch Roses Enthüllungen geraten war. Und in diesem Zustande war die Tollkühne allein hinausgefahren in das Menschen- und Wagengewühl des Zentralparkes! — Sollte sie ihre Befürchtungen dem Verlobten mitteilen? Er hatte bereits

nach der Schwägerin gefragt, die Mutter aber hatte geantwortet, Adeline sei von einer Ausfahrt noch nicht zurückgekommen.

Als man sich hinunter ins Speisezimmer begab, bemerkte Susy, daß Roberts Augen ängstlich forschend umherschweiften und daß sich ein Zug von Enttäuschung und Schmerz um seinen Mund lagerte.

Das Speisezimmer befand sich, wie meist in den amerikanischen Privathäusern, zu ebener Erde. Man hatte die Thüre desselben noch nicht erreicht, als einer der farbigen Diener sich in sichtbarer Erregung Mrs. Everett näherte, offenbar, um ihr eine Meldung von Wichtigkeit zu machen.

„Nun, was gibt es, John?“ fragte diese und blieb erschreckt stehen. „Sie sehen ja ganz verstört aus? — Großer Gott — Adeline!“ stieß sie dann laut und angstvoll hervor. „Reden Sie, John! Was ist geschehen? — Schnell — alles — alles!“

Roberts trat zurück und seine Hand faßte unwillkürlich nach dem Geländer der Treppe. So hatte die bange Ahnung, die den ganzen Tag über gleich einem Alp auf seiner Brust gelegen, ihn doch nicht getäuscht!

„Es ist ein Bote hier, Miß Everett hat einen kleinen Unfall gehabt — mit dem Wagen — oben im Park.“

Susy schrie entsetzt auf.

„Hier ist ein Zettel, welchen Miß Adeline sendet und den ich sofort abliefern soll!“

Mrs. Everett griff mit bebender Hand nach den nur mit Bleistift flüchtig hingeworfenen, gar nicht kouvertierten Zeilen. Sie lauteten:

„Liebe, süße Mama! Sei nicht böse, daß ich Euch einen solchen Schreck einjage — ich bin selbst darüber ganz untröstlich! Der Braune lief heute wie toll, und ich konnte die Bestie schließlich nicht mehr halten. Es ist ihm aber nichts passiert — nur der niedliche Wagen ist kaput! Nun, ich bezahle den Schaden von meinem Toilettengelde. Thue mir nur die Liebe an und laß mich abholen! Ich liege hier am anderen Ende des Zentralparkes — dort, wo die Füchse sich gute Nacht sagen, in einer miserablen Spelunke. Im Winter bewahrt man hier wohl das Gartengeräte auf, vielleicht ist es auch der Eselstall! Verzeihe — verzeihe nur, liebe Mutter! Deine Abby ist manchmal etwas losbändig — und heute war ein Tag, an dem ich am liebsten mit samt dem Wagen direkt in den Fluß hineingefahren wäre oder — Auf Wiedersehen, sobald als möglich! Adeline."

„Gott sei Dank!" sagte Westmooreland tief aufatmend. „Sie lebt und ist heil und gesund davon gekommen, das ist die Hauptsache!"

„Wo steht das aber, Allan?" rief Susy, bleich und zitternd. „Allgütiger! Sie liegt vielleicht mit zerbrochenen Gliedern auf einem elenden Strohlager — meine süße, schöne Abby — und schrieb nur, um uns nicht noch mehr zu erschrecken, nichts davon!"

„Aber Susy! Sei doch nicht so schrecklich aufgeregt!" meinte der Bräutigam. „Begreifst Du denn nicht, daß ein Mensch, der in solchem Tone schreibt, nicht schwer verletzt sein kann! Diese Zeilen kennzeichnen unsere Abby wieder einmal so recht. Zuerst kommt der Braune, dann

der Wagen — ihre Person ist Nebensache. Eine Schramme wird sie vielleicht davongetragen haben, aber gebrochen ist gewiß nichts! Was meinen Sie, Roberts?" setzte Allan dann schalkhaft hinzu. „Wir wollen aber jetzt dafür sorgen, daß bei Zeiten einem Unglück vorgebeugt wird. Sie kommen doch mit, Henry? Ich fahre hinauf, um meine waghalsige Schwägerin zu holen. He?"

Der Angeredete warf nur einen kurzen, forschenden Blick hinüber zu der alten Dame. Was er in ihren klugen, thränenschimmernden Augen las, war ganz geeignet, jedes Bedenken in ihm niederzukämpfen. Ein Leuchten flog über Henry Roberts' Stirn, als er entgegnete:

„Gewiß — wenn Sie glauben, daß meine unbedeutende Person dabei von Nutzen sein kann!"

„Schelm!" raunte Westmooreland dem jungen Manne leise ins Ohr, indem er ihn unter den Arm faßte.

„Gut, Mama! Dann wird es das Beste sein, Sie lassen die Suppe noch einmal warm setzen, und die Herrschaften haben die Güte, sich eine Weile zu gedulden. In längstens dreiviertel Stunden sind wir zurück. Auf frohes Wiedersehen allerseits!"

Mit diesen Worten zog er Roberts eilig mit sich fort

Es war zwar nicht gerade ein Eselstall, aber doch ein sehr primitives kleines Bauwerk, halb Schuppen, halb Hütte, in dem Adeline Everett nach ihrem durch Gottes Hilfe noch gnädig abgelaufenen Unfalle zeitweilig Unterkunft gefunden hatte.

Einige Arbeiter waren dem wie toll einherjagenden

Pferde mit dem Reste des zierlichen Phaëtons begegnet und hatten das über und über schaumbedeckte, an allen Gliedern bebende Tier zum Stehen zu bringen vermocht. Da sie ein Unglück vermuteten, gingen sie der Wagenspur nach und fanden, vielleicht vierhundert Schritte entfernt, eine junge elegante Dame, an der Erde sitzend, die ihnen fröhlich zurief, daß sie dem Himmel danke, endlich Menschen zu sehen, welche ihr behülflich sein könnten, sich zu erheben. Sie habe sich beim Herausspringen aus dem Wagen den linken Fuß dermaßen verstaucht, daß es ihr unmöglich sei, allein auch nur einen Schritt vorwärts zu thun. Mit Hilfe eines alten freundlichen Mannes, der ihr in seinem breiten irischen Jargon Mut zusprach, gelang es dem jungen Mädchen endlich, jene Hütte zu erreichen. Der Alte zeigte sich auch sofort bereit, nach der neunundfünfzigsten Straße hinabzueilen, um den Ihrigen Nachricht zu bringen.

Adeline saß auf einem notdürftig aus Stroh und alten Decken zusammengestellten Ruhebette, in dunstiger, rauchiger Luft, inmitten alter Tonnen und Kisten, aber die Thüre stand weit offen, und durch dieselben drangen die goldig roten Strahlen der bereits im Sinken begriffenen Sonne.

War die Natur, in welche Adelinens Auge hinausschaute, denn wirklich so zauberisch schön? War das erste, lichte Laub der Bäume und Sträucher stets so zart und grün, der Himmel im Frühling immer so tief und blau? — Oder schien es ihr nur heute so? Ja, was war denn eigentlich heute? — Das junge Herz klopfte plötzlich be-

ängstigend wild. War das der Schreck über eine dreiste Schwalbe, die aus Versehen durch die Thüre in den düsteren Raum hineingeschossen kam und dicht an ihrem Kopfe vorbeiflog? — Adeline war merkwürdig zu Mute. Statt traurig zu sein und sich Vorwürfe über ihren Unverstand und Leichtsinn zu machen, wurde es in ihrer Brust nicht still vor lauter närrischen, seligen Gedanken.

Der alte Arbeiter fand glücklicherweise einen Bleistift und ein weißes Blatt Papier in seinem abgegriffenen ledernen Taschenbuche, und Adeline konnte jene flüchtigen Worte nach Hause schreiben. Eine reichliche Stunde mußte jetzt wohl verflossen sein, seit der Mann hinuntergefahren war. Die Pferdebahn brachte ihn doch sicherlich in dreißig bis fünfunddreißig Minuten bis zu der Wohnung ihrer Mutter.

Inzwischen hielten draußen vor dem Hüttchen zwei andere Leute den gemächlich grasenden Braunen, welchen Adeline durch den Rahmen der Thüre ebenfalls beobachten konnte. Das Pferd war doch ein böses Tier, dachte sie lächelnd.

Der jetzt hoch angeschwollene Knöchel, welchen sie mit ihrem Taschentuche fest umwunden hatte, brannte heftig. Vielleicht mußte sie nun viele Wochen lang das Zimmer hüten — wie dumm! Aber daß der Phaethon, Mamas Lieblingswägelchen, zerschmettert war, das schmerzte sie noch mehr. — Wer wohl kommen würde, sie zu erlösen — Susy? — Nein, aber Allan und einer der Diener kommen bestimmt. — Es war doch ein großer Segen, daß sie diesen Schwager besaß — sie hatte ja

keinen Bruder — keinen Vater, der ihr und der Mutter ein Schutz — eine Stütze hätte sein können! Aber Allan ging ja nun fort — und dann? — Adelines Gesicht war durch den Schrecken und alle diese wirren Gedanken recht bleich geworden, und die schönen Augen schauten sinnend hinaus in die Frühlingspracht des Parkes.

Plötzlich wurde es fast dunkel in dem kleinen Raume. Ein Mann trat — nein, ein Mann stand zögernd mit gebücktem Haupte in der niedrigen Thüre. — Aber das war doch nicht Westmooreland, der sich, durch das Dämmerlicht spähend, zu ihr hinüberbeugte. Diese dunkle Lockenfülle, dieses blasse, geistreiche Gesicht — diesen seit ihrer Rückkehr stets so kalt und sarkastisch lächelnden Mund — das alles kannte Adeline nur zu wohl. — Ein Jubelruf klang dem Eintretenden entgegen: „Henry!"

O, was hatte sie gethan? Das Glück, die Freude, ihn zu sehen, ließen sie ganz vergessen, daß er ihr ja ein Fremder war.

Doch Adeline hatte nicht lange Zeit, über ihre Unbesonnenheit nachzudenken. Die Aussicht nach dem Parke wurde wieder frei; dafür lag aber eine jugendliche Männergestalt neben ihr am Boden, und Henry Roberts' Arme preßten sie in nicht mehr zurückzudrängender Leidenschaft an seine Brust.

„Addy, meine Addy!" flüsterte er. „Endlich rufst Du mich — endlich darf ich kommen! Und nun wirst Du mir auch gestehen, was ich seit seligen Wochen in Deinen Augen gelesen habe! Addy, ist nun alles gut? Willst Du mir — mir ganz allein angehören?"

Er erstickte zwar die Antwort durch seine Küsse, aber er mußte doch wohl eine erhalten haben, denn er bog plötzlich das tieferglühte Mädchenantlitz etwas zurück, so daß das Licht darauf fiel, und sagte, wenngleich unter heftiger Erregung, lächelnd:

„Auch jetzt wäre ich noch nicht gekommen, hätte nicht das bedeutungsvolle ‚Oder‘ in Deinen Zeilen mir heute die Pforten der irdischen Seligkeit erschlossen! Adeline, meintest Du damit wirklich . . . . ?“

„— den Tod — oder leben mit Dir, Henry!“ hauchten ihre glühenden Lippen, und sie preßte das teure, heißgeliebte Haupt an ihre zarte Brust, als ob sie es nie mehr freigeben könne.

„Aber Du bist verwundet!“ rief Henry jetzt, indem er den vorgestreckten, mit dem Tuche umwickelten Fuß betrachtete.

„Flügellahm — nichts weiter!“ war die in dem alten neckischen, alle Männer bezaubernden Tone gegebene Antwort. „Stutze Du nur dem wilden Vogel die Schwingen vollends, Henry! Er ist zahm geworden!“

Roberts wollte im Übermaß seiner Gefühle noch einmal vor ihr hinknieen, da tönte aber eine kräftige Stimme an beider Ohr:

„Das sind ja schöne Dinge, Schwägerin Addy! Und einen allerliebsten Winkel hast Du Dir ausgesucht — zum Empfange solcher Gäste! Das muß man sagen! Aber ich denke, Du bist zufrieden mit dem, den ich Dir mit gebracht habe. Nicht?“

„Allan!“

Es gelang dem jungen Mädchen endlich, sich zu erheben, und sie wankte nun, von des Geliebten Arm umfangen, dem Schwager entgegen.

„Allan! wußtest — ahntest Du denn . . .?“ sie zögerte tief errötend — „Warum hast Du ihn denn mitgebracht?“

„Aus purem Erbarmen, Kind! Weil ich nicht wollte, daß zwei leidlich vernünftige Menschen an einem Spleen, wie er mir bei Amerikanern noch niemals vorgekommen ist, zu Grunde gehen sollten!“

Adeline drückte bewegt des Schwagers Hand.

„Susy wird Dir für alles danken, Allan!“

„Gewiß! Dich, wilde Hummel, hätte ich mir auch niemals in mein altes verständiges England hinübernehmen mögen!“ versetzte Westmooreland lächelnd.

Henry Roberts hielt das schöne Mädchen fest umschlungen und wiederholte nur:

„Sie ist ja zahm geworden!“

Einige Minuten später saßen alle drei in dem Cab, welches die Herren nach dem Park gebracht hatte. Westmooreland war so höflich, den beiden Liebenden den Vordersitz zu überlassen und bat nur darum, sich eine Zigarre anbrennen zu dürfen. Der Qualm, welchen er um sich verbreitete, ließ ihn dann sein Gegenüber nicht sehen.

„Henry, ich habe Dir auch eine Beichte abzulegen!“ flüsterte Adeline, das Köpfchen dicht an des Geliebten Schulter schmiegend. „In Berlin — Du weißt noch nicht — aber ich habe Dich stets geliebt, freilich ohne es zu wissen — bis ich endlich zur Besinnung kam! Soll ich Dir . . .?“

„Nicht doch, mein Liebling. Ich weiß, daß Du mein bist, und das ist mir genug!“ war die Antwort. — Allan, welcher große Ringel in die laue Abendluft paffte und deren Flug mit Vergnügen folgte, hörte absolut nichts. — „Ich sagte Dir ja schon früher einmal, Abby: ‚ausländische Leckerbissen verderben den Magen!‘ Besinnst Du Dich noch darauf?“

Sie drückte seinen Arm und schwieg.

Mrs. Everetts Diner hatte an diesem denkwürdigen Abende durch das allzulange Wärmen doch den feinen Geschmack eingebüßt. Aber das bemerkte nur die Köchin. Die Herrschaft speiste heute ohne jedes Verständnis.

Seligen Blickes hing das Mutterauge an ihrer Jüngsten, deren thörichtes Herz nun endlich die treue Liebe desjenigen zu würdigen verstand, den sie der teuren Tochter seit Jahren bereits zum Schutz und Schirm erkoren hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Drüben in Hoboken im kleinen stillen Hause, in dem Rose einst lange einsame Monate hindurch des geliebten Gatten harrte, war es nun noch stiller und verlassener geworden.

Der Herr des Hauses schien nur sehr selten daheim. Wenn Herbert auch bereits vor der letzten Reise sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, so wartete er bis jetzt doch noch vergeblich auf dessen Bewilligung. Die Schiffahrtsgesellschaft, für welche er segelte, wollte einen ihrer besten Kapitäne nicht so leichten Kaufes hergeben. Herbert war daher fast den ganzen Tag über auf seinem Dampfer beschäftigt, der einer gründlichen Reparatur bedurfte.

Herbert sah an jenem Morgen Rose und Mary das Haus verlassen und ließ es, stumm und ohne ein Glied zu rühren, geschehen. Als der Malaie dann, des Zornes seines Gebieters nicht gedenkend, mit glühendem Gesicht zu ihm stürzte und ihm berichtete, Mrs. Lee und Mary seien fort, erfolgte nur ernst und gefaßt die Entgegnung, er wisse das sehr wohl, wünsche aber über diesen Gegenstand kein Wort mehr zu hören. Dann befahl er die Fenster und Möbel in Roses Zimmern zu verhängen und die Thüren zu verschließen. Er selbst siedelte ganz in

die untere Etage der Villa über. Der übrige Teil des Hauses blieb unbewohnt. Maki bemerkte jedoch einmal ,daß der Kapitän sich spät abends, den Schlüssel in der Hand, nach oben begab. Was ihn wohl in jene öden Räume trieb?

Maki beantwortete übrigens die neugierigen und boshaften Auslassungen und Fragen der Köchin in seiner Weise. Er hatte sich eine lange Geschichte ausgedacht: Mrs. Lee sei nach ihrer Heimat berufen worden, um eine kolossale Erbschaft einzukassieren. Das habe keinen Aufschub geduldet, daher die schleunige Abreise. Der Kapitän und er würden ihr wohl folgen. Die alte Ellen glaubte merkwürdigerweise trotz ihrer sonstigen Schlauheit und ihrer feinen Spürnase diese allerdings mit dem unbefangensten Gesichte erzählte Fabel.

Herbert war jetzt viel bei seinem Bruder. Jakob Lee war nun längst aus dem Bett und das bisher so hagere Gesicht begann sich bereits ein klein wenig zu runden. Der Ausdruck desselben, wie das klar und heiter schauende Auge trugen wohl ebenfalls dazu bei, sein Aussehen zu verbessern. Den Blicken des alten Arztes bot sich nun täglich ein reizendes Bild des häuslichen Glückes, wenn der Rekonvaleszent, umgeben von Weib und Kindern, den treubewährten Freund empfing. Und gerade zu einer solchen Stunde trat auch Herbert, nach dreivierteljähriger Trennung, dem Bruder gegenüber. Die Brüder sanken sich in stummer Rührung in die Arme, und Jakob rief tiefbewegt:

„Laß alles ruhen und vergessen sein, mein Herbert! Eine Hand, deren Walten und Wirken ich jetzt erst ver-

stehen gelernt habe, ist über die rauhen, schroffen Saiten unserer Herzen hinweggeglitten. Jene trübe Zeit, in der wir uns zum erstenmale im Leben nicht verstanden, soll ausgelöscht sein aus unserm Gedächtnis. Ich selbst bin ein anderer geworden, Herbert!"

Ein anderer! O, wie schnitten diese Worte dem Seemanne ins Herz. Zum Greise fast schien ihm der einst so jugendkräftige Mann verwandelt.

„Und nun, Herbert, da Du gekommen bist, Deinem — trotz alledem — treuesten Freunde in alter Liebe die Hand zu reichen, nun" — (Jakob stockte und zögerte einige Sekunden) — „nun bringe uns auch Deine Frau — Deine Rose! Nicht wahr, Lizza, sie soll uns willkommen sein?"

Mrs. Luisa nickte freundlich, aber der Kapitän stand, wie zur Bildsäule erstarrt, stumm und regungslos vor den Verwandten. Sollte er jetzt rufen: „O, Jakob, ich habe und besitze kein Weib mehr! Das, was Du vor Monaten mir im Zorne ins Gesicht geschleudert, hat sich gleich einem Fluche erfüllt." Nein, das vermochte Herbert nicht. Eine unüberwindliche Gewalt schnürte ihm die Kehle zu. Er konnte, durfte Rose nicht preisgeben — nicht in diesem schönen, stimmungsvollen Augenblicke — nicht jetzt, wo jener einst so maßlos stolze, unversöhnliche Mann — er, der Älteste der Lees, einen solchen Ausspruch that — wo auch die hochmütige Schwägerin ihm zugelächelt und des Gatten Wunsch bestätigt hatte!

Aller Schmerz, den der unglückliche, verlassene Mann seit Wochen durchkostet und zu überwinden gehabt hatte,

faßte sich in einem einzigen schrecklichen Augenblicke zusammen. Diese Stunde war für Herbert die bitterste, die er je erlebt hatte.

„Ich danke Euch — Ihr seid sehr gütig!“ kam es endlich klanglos über seine Lippen, während die kräftige Hand über die von dicken Tropfen bedeckte Stirn fuhr. „Aber augenblicklich bin ich nicht imstande, Eure herzliche Bitte zu erfüllen.“ Fast gewaltsam stieß er die Sätze hervor. „Meine — Frau ist . . .“ (o Himmel, was sollte er sagen — wo war sie — wo konnte sie sein?) — „ist zu ihrem Bruder nach Österreich gereist, welcher dringend nach ihrem Besuch verlangte.“

Da war es heraus — eine völlig aus der Luft gegriffene Lüge! Dazu also war es bereits gekommen, daß Herbert Lee, dessen offener Charakter alles, was mit Unwahrheit nur im entferntesten zusammenhing, verabscheute und haßte, wie die Sünde — daß er zu solchen Mitteln greifen mußte! — Eine dunkle Glut schoß dem Kapitän ins Gesicht. Aber weder Jakob Lee, noch seine Frau legten dieser Erregung und Befangenheit eine Bedeutung bei. War es nicht natürlich, daß der junge Ehemann schmerzlich davon berührt war, nachdem er selbst von langer Reise kaum zurückgekehrt, sein geliebtes, junges Weib so bald schon wieder hergeben zu müssen?

„So, so!“ sagte Jakob Lee, mit Bedauern das Haupt wiegend. „Du wirst sie natürlich in Kürze heimholen. Dir fällt eine solche Reise ja nicht schwer, Herbert! Umsomehr freue ich mich, Dich vorher noch gesehen zu haben, mein Junge! Und wenn Ihr wieder da seid — so weißt

Du jetzt, daß wir Geschehenes und Gesprochenes gern vergessen machen möchten!"

„Jakob!" stieß Herbert dumpf hervor.

Aber der Bruder, welcher den Arm um ihn geschlungen hatte und mit ihm im Zimmer langsam auf und ab wandelte, ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern plauderte weiter: daß er heute so fröhlich und guter Dinge wäre, wie seit lange nicht, und daß nur noch Herbert gefehlt hätte, um sein Glück vollkommen zu machen.

Schon nach einer Stunde brach der Kapitän auf, weil er sich außer stande fühlte, jene ihm so schmachvoll dünkende Rolle den Geschwistern gegenüber weiter zu spielen, doch entließ Jakob Lee den Bruder nicht, ohne ihm das Versprechen abgenommen zu haben, sobald als möglich wiederzukommen.

Aus tiefster Brust aufatmend wankte Herbert hinaus. Es war das alles so wüst, Vergangenheit und Gegenwart versanken in der trostlosen Finsternis der Zukunft. Er hielt für einen Augenblick inne, um sich zu sammeln, ehe er die Straße betrat.

Das Vorzimmer, in dem er sich befand, stieß an das Arbeitszimmer des Hausherrn. Aus diesem kam ihm jetzt Amy Mansfield entgegen.

„Herbert!" rief sie atemlos, indem sie die zarten Hände an die Brust drückte, „warten Sie einen Augenblick." Das liebliche Gesicht war sehr bleich; die Augen funkelten in unnatürlichem Glanze, und zwei brennend rote Flecken auf den Wangen verrieten die fieberhafte Aufregung, in der sich das junge Mädchen befand.

Der Kapitän erschrak. Was war mit Amy vorgegangen? Hatte ein verstecktes inneres Leiden jene Veränderung — nein, jene Verheerung in den sanften Zügen hervorgebracht? Anderen, die sie täglich sahen, mochten diese Symptome nicht auffallen, denn sonst würde Luisa von ihnen gesprochen haben, er aber, der ihr seit Monaten zum erstenmal wieder begegnete — er war entsetzt.

„O, zürnen Sie mir nicht, Herbert," bat Amy, „daß ich Sie jetzt erst begrüße! Ich freue mich ja so sehr, daß Sie zurück und hierher gekommen sind; aber ich wollte bei dem ersten Wiedersehen nicht stören. Ich saß indessen hier und hörte, als ich dann eintreten wollte, was Sie von Rose sprachen. Herbert!" — sie ergriff hier seine beiden Hände — „das, was Sie eben sagten, hat Gott Ihnen in den Mund gelegt. Rose ist in Wien bei ihrem Bruder!"

Der Seemann prallte zurück. „Ja, ja — auch in Roses Namen danke ich Ihnen, Herbert! Denn hier" — Amy langte in die Tasche ihres Kleides — „hier, nehmen Sie das mit nach Hause — lesen Sie es, und — dann werden Sie wissen, was die Pflicht Ihnen gebietet — was Sie zu thun — zu sühnen haben! Glück auf den Weg, Herbert, lieber, lieber Herbert!"

Sie drückte ihm das Manuskript in die Hand, sah noch einmal mit warmem Blicke zu ihm empor und eilte dann hinaus.

Als Maki am Morgen nach des Kapitäns Besuche bei seinem Bruder in des Gebieters Schlafzimmer trat,

fand er diesen zu seiner Verwunderung bereits angekleidet. Das Bett war unberührt.

Der ehrliche Bursche stutzte und schaute verstohlen zu dem Herrn hinüber, welcher kerzengrade, mit hocherhobenem Haupte, mitten in der Stube stand. Wunderbar — ganz wunderbar schauten heute diese, seit der Abreise der Frau sonst stets so finsteren Augen. Es leuchtete und flammte in ihnen fast wie damals, als er die schöne blonde Lady zum erstenmale in sein Haus führte.

„Maki!“ sagte der Kapitän, „packe meinen Koffer; in drei Tagen reisen wir! Aber nur meine Zivilsachen! Wir reisen zusammen — nach — Europa!“

Kein Laut, kein Freudenruf drang über die Lippen des treuen Dieners, aber er preßte beide Hände vor das Gesicht, und Herbert Lee hörte, daß er schluchzte. — Und er selbst? — Sollte der Untergebene sehen, wie es auch über seine Wangen heiß und unaufhaltsam rollte und rieselte — wie die breite Brust kämpfte, weil sie all den Jubel, all das Glück nicht mehr zu tragen vermochte? — Er stürzte hinaus in den Garten.

„Hab ich es Ihnen nicht vorhergesagt, Ellen!“ rief Maki am Abende, als die Koffer bereits gepackt in der Halle standen, der dicken Köchin lustig zu, indem er sie stolz und überlegen anlächelte. „Ich kenne meinen Kapitän so gut und weiß genau, was er denkt, auch wenn er den Mund nicht aufthut! Jetzt geht's hinüber, und wir...“

„— holen die Erbschaft!“ fiel sie ihm rasch ins Wort, während die Flügel ihrer langen Nase lüstern bebten.

„Natürlich — eine tolle Erbschaft! Und ich krieg'

auch mein Teil! Na, Sie werden Augen machen, Ellen — Augen, sage ich Ihnen!" — und Maki sprang wie besessen davon.

* * *

„Wann geht der nächste Schnellzug nach Baden?" fragte ein großer, breitschultriger Herr in fashionablem Reiseanzuge, mit blondem, krausen Backenbarte und schönen gebietend blickenden, blauen Augen, der im Wartesaale erster Klasse des Südbahnhofes in Wien auf und ab schritt.

„Euer Gnaden können gleich den nächsten Zug benutzen!" entgegnete der Kellner. „Alle fünfzehn Minuten geht ein Zug nach Baden. Er wird gleich angezeigt werden. — Befehlen Euer Gnaden sonst noch etwas?"

Ein Guldenstück glitt aus den weißen, wohlgepflegten Fingern in des Kellners Rechte, der sich in tiefen Bücklingen verneigte.

„Nein, ich danke! Schicken Sie mir aber meinen Diener, der draußen auf dem Perron steht! Sie werden ihn an seinem fremdländischen Exterieur erkennen."

Der junge Mensch sprang davon. Wenige Minuten später trat Maki in tadellos feinem Zivil in den Saal. Ein keckes, dunkles Hütchen saß auf seinem kurzgeschnittenen schwarzen Haar, und eine funkelnagelneue Atlaskravatte wetteiferte an brennender Farbe mit dem Zipfel des seidenen Taschentuches, das unternehmend an der linken Seite des Rockes aus der Tasche hervorlugte.

Maki sah nicht halb so hübsch aus, als daheim im losen, kleidsamen Matrosenkostüme, das den lichtbraunen

Nacken und die kräftige Brust zum Teil frei ließ. Die neue Tracht mußte ihn beengen, denn sein Gang war steif, seine Bewegungen waren pathetisch. Nur die Augen, die klugen, feurigen Augen waren dieselben geblieben; sie hätten ihn verraten, selbst, wenn er im härenen Gewande eines Büßers einhergegangen wäre.

Der Zug gab das erste Signal zur Abfahrt, und Herbert verließ, in Begleitung des Dieners, den Saal.

Herbert glaubte sich, als er am Nachmittage mit dem von Hamburg kommenden Schnellzuge in den Nordbahnhof zu Wien einfuhr, am Ziele seiner ihm endlos erscheinenden Reise. In wilden Schlägen klopfte sein Herz. Eines dieser tausend und aber tausend Dächer mußte sich ja über das teure blonde Haupt ausbreiten und es schützen — ja schützen! War sie nicht geflohen — hatte nicht der eigene Gatte in seinem Zorn und in seiner Eifersucht sie hinausgetrieben in die Weite — hinaus aus ihrem Heim, wo die Schwergeprüfte das erste Glück ihres Lebens genossen? Hatte sie denn wirklich Schutz gefunden bei dem herz- und lieblosen Bruder? Vielleicht — dieser Gedanke erfüllte ihn mit Entsetzen — vielleicht war sie wieder fortgegangen — weiter in die Welt hinein?

Es wurde Herbert nicht schwer, in Wien die Wohnung von Roses Bruder aufzufinden, da dessen Name sehr bekannt war. Der Kapitän erfuhr auch, daß Herr von Hallstein wegen Kränklichkeit den Abschied genommen hatte und Witwer sei. Er ließ nun Maki mit dem Gepäck im Hotel zurück, bestieg einen Fiaker und fuhr in größter Erregung nach der dem Kutscher bezeichneten Adresse.

Der Wagen hielt vor einem eleganten Hause in guter Lage. Als Herbert klingelte, erschien ein grauköpfiger, mürrisch dreinschauender Portier an der Thür.

„Ist Mrs. Rose Lee zu Hause?"

Der alte Mann schaute ihn verwundert an und schüttelte den Kopf.

„Well, ich meinte eigentlich den Major von Hallstein!" fuhr der Kapitän ungeduldig fort. „Er wohnt doch in diesem Hause?"

„Ja!" lautete die schroffe Erwiderung, „aber die Herrschaft ist verreist, nach Baden. Der Herr Major ist kontrakt und braucht die warmen Schwefelbäder draußen."

„Baden?!" Herbert hatte nie von einem Baden bei Wien gehört. Sein Herz preßte sich ängstlich zusammen. Aber der Portier sprach ja von „d r a u ß e n". So mußte der Ort wohl in der Nähe sein!"

„Wissen Sie, ob eine Dame — eine j u n g e Dame — den Baron begleitete?" fragte er mit fast versagender Stimme.

„Jawohl. Die Schwester des Herrn Major, welche seit einigen Wochen bei ihm zum Besuch ist."

Der Kapitän riß den Schlag auf, und der Fiaker rollte davon. — — —

Ein schweres Gewitter hatte sich am zeitigen Nachmittag über dem anmutigen Thal unterhalb des Wiener Waldes entladen, in dem das Örtchen Baden liegt. Der Regen ließ nun nach wochenlanger Hitze und Dürre Menschen, Tiere und Pflanzen neu belebt aufatmen. Gegen Abend hörte er auf, und ein würziger, nervenerfrischender

Duft durchzog jetzt die Gegend. Wohl lagerten noch dunstige Wolken an den Höhenzügen und verhüllten gleich Schleiern die mit Fichten und Schwarztannen bewachsenen Hügel, aber im Thale zitterten schon wieder die hellen Strahlen der Abendsonne im taufrischen, nassen Grase.

Badens schönster Teil ist das Helenenthal, wo eine besuchte Pension, das Hotel Sacher, gleichsam als Warte den Eingang des Thales ziert. In steingrauer Majestät erheben sich rechts und links davon die beiden Burgruinen Rauheneck und Rauenstein. Der Garten und die nächste Umgebung dieses Etablissements bilden fast zu allen Tagesstunden den Sammelplatz eleganter Kurgäste, da von hier aus die reizendsten Spaziergänge in das Thal und den Wald unternommen werden.

Um die siebente Abendstunde hielt vor der Eingangsthüre des Hotels Sacher ein leichter Rollstuhl, in dessen Kissen sich ein höherer österreichischer Offizier, in loser Interimsuniform, zurücklehnte. Der Diener, welcher den Sessel bis hierher geschoben hatte, stand, den Hut in der Hand, seitwärts, um des Herrn Befehle entgegen zu nehmen. Ein Mann, der kaum das vierzigste Lebensjahr überschritten haben konnte, dessen Züge aber schon ein fast greisenhaftes, verfallenes Aussehen zeigten, warf die dicke Decke, die über seine Füße ausgebreitet gewesen war, von sich und versuchte, beide Hände auf des Bedienten Arm stemmend, mühselig ein Bein nach dem andern aus dem Wägelchen zu heben. Endlich stand die hochgewachsene magere Gestalt aufrecht. Allein die Anstrengung des Aussteigens mußte für ihn doch sehr groß gewesen sein,

denn noch vermochte der Leidende keinen Schritt vorwärts zu thun.

„Ich finde, es wird täglich schlechter mit mir, Stephan!“ sagte er halb scherzend zu dem Diener.

„Der Herr Major haben auch noch nicht die volle Zahl der Bäder genommen“, lautete die tröstende Entgegnung — „und der Hofrat meinte ja, die Wirkung zeige sich erst später.“

„Larifari; wer seit Jahren in so vielen Bädern herum gereist ist und alles nur Erdenkliche vergeblich gebraucht hat, wie ich, der verliert schließlich den Glauben an alle diese sogenannten Heilquellen. Na, gib mir Deinen Arm, Stephan! Wir wollen halt unser Bestes versuchen!“

Damit bewegten beide sich langsam und vorsichtig die wenigen Stufen hinan und traten in's Haus. In demselben Augenblicke kam eine gleichfalls hochgewachsene junge Dame, in Hut und anliegendem dunklen Regenmantel, der die prachtvolle Figur knapp umschloß, die Treppe herab. Als sie dem Herrn gegenüberstand, stutzte sie und blieb stehen.

„Nun, wohin, Rose? Du hast hoffentlich Überschuhe an, denn die Wege sind vom Regen völlig durchweicht. Nimm Dich in acht. Die Abendluft ist in unseren Bergen tückisch!“

Um eine halbe Kopfeslänge überragte der leidende Mann noch die hochgewachsene Frauengestalt, und obwohl sein Bart und Haupthaar das dunkelste Braun aufwies, so war dennoch eine ganz auffallende Ähnlichkeit in den Gesichtern unverkennbar.

„Ich will nur einen kleinen Spaziergang hinüber nach der Hauswiese machen, Josef!“ war die Antwort. Das bisher gesenkte Antlitz hob sich bei diesen Worten, und das Licht, welches durch die noch immer halbgeöffnete Thür in den Hausflur drang, fiel voll auf die schönen ernsten Züge von Rose Lee. „Die Luft oben ist so entsetzlich schwül,“ sagte sie, „daß ich es kaum zu ertragen vermag. Ich muß hinaus ins Freie. Sagen Sie Mary, sie möchte mir in dreiviertel Stunden entgegenkommen, Stephan! Zum Thee bin ich zurück. Adieu!“

Sie blickte den Bruder nicht noch einmal an, reichte ihm auch nicht die Hand. Nur ein kurzes Nicken ward ihm zu teil, dann verließ sie das Haus.

Es war nicht das erste Mal, daß der Freiherr von Hallstein seiner Schwester, seit sie sich bei ihm aufhielt, einen merkwürdigen Blick nachsandte, in welchem ohnmächtiger Grimm und eine gewisse, staunende Bewunderung miteinander stritten. Das einst so stille, duldende Mädchen, welches ein Wort aus seinem Munde früher stumm und fügsam gemacht hatte, war jetzt als selbständige, ernste und charaktervolle Frau zu ihm zurückgekehrt. Rose hatte ihm früher in flüchtigen Worten den Tod ihres Gatten mitgeteilt, seit jener Zeit aber ihn ohne jede Nachricht gelassen. Herr von Hallstein nahm an, daß es der Schwester gut gehen müsse, und machte sich ihretwegen keine Sorgen. Umsomehr war er erschrocken, als die fast vergessene, nun so blendend schön gewordene Frau eines Tages plötzlich vor ihm stand und ihn fragte, ob er sie für einige Wochen als Gast bei sich aufnehmen wolle.

War sie gekommen, um Rechenschaft zu fordern für ihr von seiner grausamen Hand zertrümmertes Jugendglück? Oder hatte sie vielleicht gehört, daß er ein wohlhabender kinderloser Mann geworden war? — Im höchsten Grade argwöhnisch und mißtrauisch, bemühte sich der Major schon in den ersten Stunden ihres Beisammenseins, jede Miene der Schwester zu studieren. Aber sie blieb undurchdringlich verschlossen, fast rätselhaft in ihrem Wesen. Ihr Auftreten, ihre Toilette, die Begleitung eines Kammermädchens — alles deutete darauf hin, daß sie sich nicht in kümmerlichen Verhältnissen befand. Was aber meinte sie damit, nur für einige Wochen sein Gast bleiben zu wollen?

Schon der Abend nach ihrer Ankunft sollte ihm übrigens völlige Klarheit bringen. In offener, rückhaltsloser Erzählung — ohne sich oder ihn zu schonen — enthüllte die junge Frau ihre Lebens- und Leidensgeschichte während der verflossenen Jahre. Genau so wie es in jenen Aufzeichnungen stand, erzählte sie dem Bruder was sich ereignet hatte.

Stumm und ohne die Schwester mit einer Silbe zu unterbrechen, folgte Herr von Hallstein ihren Worten. Als sie von der Not und dem bitteren Elend erzählte in welches sie durch den ersten Mann geraten war, flog wiederholt eine flüchtige Röte über seine kahle Stirn, und er drehte verlegen an den langen Spitzen seines Schnurbartes.

Als sie endlich schwieg, kam übrigens kein Ausruf des Bedauerns oder der Teilnahme über seine Lippen,

und nur ein halb mißbilligender, halb bedauernder Blick streifte Rose, als er nach langer Pause achselzuckend entgegnete:

„Du hast im ganzen recht unüberlegt und kopflos gehandelt, Rose!“

„Wie meinst Du das, Josef?“

„Dein Mann, jener Mr. Lee, hatte dennoch kein Recht und keinen Grund, Dir sein Haus zu verbieten. Seine Handlungsweise war ungesetzlich und Du brauchtest Dich nicht im mindesten daran zu kehren. Das ist alles Unsinn, was Du da von gekränktem Stolze und dergleichen sprichst. Heutzutage wirft man eine sorgenfreie, schöne Existenz nicht wie ein lästiges Spielzeug beiseite. Was gedenkst Du denn ferner zu beginnen, Rose? Wie bist Du in pekuniärer Hinsicht mit Deinem Amerikaner auseinander gekommen?“

„Ich bitte Dich, Josef, berühre diesen Punkt nicht; es ist mir entsetzlich, davon zu sprechen!“ rief die junge Frau heftig. „Mein Entschluß ist längst gefaßt. Ich gehe als Erzieherin nach England.“

„Thörin!“ brummte Herr von Hallstein zwischen den Zähnen. Dann betrachtete er die Schwester wieder eine Weile nachdenkend und sagte endlich:

„Ich will Dir einen Vorschlag machen, Rose! Mein Haus bedarf einer leitenden Frauenhand — ich selbst einer Pflegerin. Der alte Stephan wird schon wacklig. Gib jene abenteuerlichen Ideen auf und bleib bei mir! Wir wollen versuchen, uns, so gut es bei der Verschie-

denheit unserer Charaktere geht, ineinander einzuleben. Was meinst Du dazu?"

Rose schüttelte den Kopf. „Nein, Josef," erwiderte sie, „ich danke Dir für dieses Anerbieten! Nichts in der Welt könnte mich bewegen, hier — bei Dir — in der mir so völlig fremd gewordenen Heimat mein Leben zu beschließen. Nur im rüstigen Schaffen — in der Arbeit — im Ringen um die Existenz kann ich Befriedigung — Vergessen finden. Zur Krankenpflegerin bin ich nicht geeignet. Willst Du mich übrigens noch bis zur Beendigung Deiner Kur in Baden bei Dir behalten, so danke ich Dir. Später aber laß mich ziehen!"

Der Major erkannte bald, daß an diesem Entschluß nicht zu rütteln war. Er sah ein, daß er jeden Einfluß auf die Schwester verloren hatte — es war daher über diese Angelegenheit seither kein Wort mehr zwischen den Geschwistern gewechselt worden.

In langen Zügen die balsamische Luft einatmend, schritt Rose auf dem anmutigen Wege zur sogenannten Hauswiese — einem mitten im Walde gelegenen, von herrlichen Bäumen dicht umschlossenen Rasenplane — dahin. Die Sonne hatte sich bereits hinter den hohen Laubkronen verborgen, nur ab und zu blitzten ihre letzten Strahlen, wie Scheidegrüße, durch das Waldesdickicht.

Rose blieb stehen und ließ den Blick über die waldigen Höhen der Heimat hingleiten. Die Natur ruhte in tiefstem Frieden; kein Blatt regte sich. Mußte es nicht doch wohlthuend sein, nach des Lebens Kämpfen hier auszuruhen? — Und doch — schon bei der bloßen Vor-

stellung schüttelte Rose heftig den Kopf. Eine Heimat haben wir ja nur dort, wo wir einst glücklich waren. O, sie hatte auch eine solche! Ein kleines, grünumranktes, trautes Haus tauchte in ihrem Geiste auf — ein Haus, weit — weit drüben über dem Meere. Die Glasthüren der Veranda waren geöffnet, und sie selbst stand — strahlend und glücklich — auf der Treppe; denn dort, den Weg — die schattige Straße entlang — kam er ja — kam Herbert — mit schnellen, elastischen Schritten — winkend und grüßend!

Die Gegenwart war versunken. Traumumfangen blickte Rose hinein in den duftenden Wald, den Weg zurück, den sie eben gekommen war.

Plötzlich aber fuhr sie, zu Tode erschrocken, entsetzt zurück. Das, was ihre Phantasie ihr eben so lebhaft und süß vorgezaubert hatte, stand ja da leibhaftig vor ihren Blicken.

„O, Gott, sei barmherzig!“ stöhnte sie, indem sie die Arme gegen den hochwogenden Busen drückte. Nein, es war noch nicht tot da drinnen, wie sie eben noch gewähnt hatte! Heiße Blutwellen strömten von dem unseligen Herzen brausend nach den Schläfen und trübten ihre Sehkraft. Und doch klang es klar und deutlich zu ihr herüber:

„Rose!“

Das war zu viel — das war mehr, als Rose zu ertragen vermochte! Kam er wirklich, um das Undenkbare zu sagen: „Rose, ich kann das Leben ohne Dich nicht ertragen! Komm an mein Herz und beichte mir!

Ich will Dich geduldig anhören und vergebe Dir im voraus alles!“ Jetzt fühlte sie, daß immer noch Hoffnung im Grunde ihrer Seele geschlummert, daß sie nie geglaubt hatte an eine ewige Trennung von ihm!

Sie war auf eine Bank gesunken, und ihr Kopf preßte sich gegen das harte Holz.

Da hoben zwei kraftvolle, muskulöse Arme, deren Druck sie nur zu wohl kannte, sie in jäher Hast empor und ihr Name klang in weichen, vor Zärtlichkeit und Leidenschaft zitternden Lauten zu ihr nieder.

Hatte sich ihr plötzlich der Himmel erschlossen? Fühlte die arme gequälte Seele sich doch emporgetragen zum Throne dessen, der durch seine unendliche Gnade für und für Trost gespendet hatte in ihr blutendes Herz! War jene lange Leidenszeit doch durch diese einzige Stunde ausgelöscht!

„Rose! Kannst Du mir vergeben? Glaubst Du, daß meine Liebe — mein ganzes Leben, welches mit jedem Pulsschlage Dir gehört, im stande sein wird, das, was ich in arger Verblendung — in einem Anfalle von Wahnsinn Dir angethan, jemals zu sühnen? Rose, o sprich und sage mir das, wonach mein Herz verlangt hat in unerträglicher Sehnsucht!“

Das blondlockige Haupt lag an des Gatten Brust — stumm — in seligem Entzücken. Was sollte sie auf diese Frage erwidern? War er es nicht, der vergeben mußte? — Und dennoch kam er zu ihr!

„Rose! Bis hierher also bist Du geflohen?“ flüsterte Herbert leise, die Lippen auf den blonden Scheitel pressend.

„Und wenn Du tausendmal geschworen hattest, mir nie mehr zu begegnen, so wußte ich Dich doch zu finden. Bis an das Ende der Welt wäre ich Dir nachgereist — jedes Land — jede Stadt hätte ich durchstreift nach Dir seit . . .“

Er stockte und zog Rose noch fester an sich. Sie richtete zum erstenmale die tiefblauen Augen zu ihm empor. Eine stumme, angstvolle Frage zitterte in diesem Blicke.

„Herbert?!“

„— seit ich weiß, wie schwer Du an Deiner Schuld getragen, wie sehr Du durch sie gelitten hast.“

Leise weinend schlang sie die Arme um den Hals des Geliebten.

„Herbert, Herbert! So weißt Du — so lasest Du . . .?“

„Deine Beichte, mein teures Weib. Jede Silbe habe ich gelesen — wohl hundertmal gelesen, bis sich alles mir tief in die Seele gegraben. Nie vergesse ich jene Nacht, Rose, als Amy mir — mir diese Blätter überreicht hatte! Geweint, geschluchzt und gejubelt habe ich, wie ein Knabe, — nein, was rede ich, wie ein Mann, dem sich das höchste Glück, das er für immer verloren glaubte, wieder erschließt. Und nun sprich kein Wort mehr über Vergangenes! Das Unglück war es, welches Deine Lippen verschloß, lasse jetzt das Glück es vollbringen, daß die Sphinx sich verwandelt in ein lebensfrohes, vertrauendes Weib! Soll es so sein, meine Rose?“

„Ja, Herbert!“

Ein Kuß besiegelte den neuen Bund.

Der Gatte schlang zärtlich und schützend den Arm um die teure Wiedergefundene, deren schöner Kopf an seiner Schulter lehnte. So schritten sie in seligem Vergessen langsam den Weg zurück.

Ein leichter Wind rauschte sanft in den hohen Laubkronen und mahnte an den Wellenschlag des Meeres. Fester zog der Seemann das junge Weib an seine Brust, um nun nie mehr von ihr zu lassen.

Aber klang das nicht wie Menschenstimmen herüber aus der Ferne? Fast erschreckt blieben beide stehen, und Rose entwand sich der Umschlingung. Sie wollte ihr neuerrungenes Glück nicht profanen Blicken preisgeben. Es schienen ein Mann und eine Frau zu sein, die miteinander redeten. Ein heller Ausruf des Entzückens — darauf nur halb vernehmbar, unterdrücktem Schluchzen gleichende Laute — dann war für eine Weile alles still.

Zögernd schritten Herbert und Rose weiter. Als sie aber wieder die schimmernden Augen zu dem Gatten erhob, stutzte sie über den Ausdruck von Schelmerei, der aus den seinen ihr entgegenblitzte. Sie verstand ihn nicht. Da ergriff er plötzlich ihre Hand und zog sie eilig mit sich fort. Der Weg machte hier eine sanfte Biegung; doch nun lag die saftig grüne Wiesenmatte frei vor ihnen — und dort — — Herbert und Rose blieben hinter einem Strauch stehen — dort, keine dreißig Schritte von ihnen entfernt, saßen Maki und Mary dicht bei einander auf einer Bank. Der dunkle Kopf der kleinen Zofe

schmiegte sich zärtlich an die Brust des kräftigen Malaien, der strahlenden Angesichts zärtliche Worte ihr zuzuflüstern schien. Hatte der schelmische Liebesgott auch hier das kaum Glaubliche zu vollbringen vermocht?

„Komm," rief Herbert. Damit zog er seine Frau aus dem Versteck, und wenige Sekunden später standen sie vor den überraschten jungen Leuten.

Wie mit Blut übergossen, sprang Mary von der Bank empor und stand, Maki fast den Rücken kehrend, in halb trotziger, halb hilfesuchender Stellung neben dem Malaien, während dieser, die flammenden Augen zu Boden schlagend, sein neues Reisehütchen unbarmherzig maltraitierte.

„Ich sehe, daß Du die kurze Zeit, die Du hier bist, schon gehörig auszunutzen verstanden hast, Maki!" sagte Herbert Lee so ernsthaft, als er es vermochte.

„Ich wollte den Kapitän bitten, daß ich — daß wir . . ." stotterte Maki.

„Gut, ich begreife, was Du mir sagen willst," unterbrach ihn Herbert. „Und Sie, Mary haben Sie, sich die Sache auch reiflich überlegt? Ihr künftiger Mann ist kein Weißer."

Die verfängliche Frage genügte, um bei dem jungen Mädchen jede Verlegenheit zu verscheuchen. Es zuckte um Marys Mund, als ob es in der überquellenden Brust zwischen Thränen und Seligkeit kämpfte. Die Hände der Gebieterin an die Lippen pressend, rief sie offen: „O, Mrs. Lee! Ich habe den Maki so lieb — so lieb und er weiß es jetzt auch."

„Kapitän", jubelte Maki, „sie kommt mit uns hinüber." Damit ergriff er Marys Hand und beide eilten davon.

„Auf denn — nach Amerika!" flüsterte nun auch Herbert Lee seiner Frau zu.

„Auf nach — der Heimat," verbesserte sie leise.

Schluß.

Ein Zeitraum von zwei Jahren hatte in dem sich schließlich doch so licht und freundlich gestaltenden Dasein des Kapitän Lee und seiner jungen Gemahlin nichts verändert. Das, was er in unbestimmter Sehnsucht stets vermißt und nach dem er so schmerzlich verlangt hatte, das offene Vertrauen seines Weibes, besaß er jetzt im vollsten Maße. Das Glück vollbrachte wirklich eine wunderbare Wandlung im Charakter der jungen Frau. Ihre Verschlossenheit und Zurückhaltung verschwand mehr und mehr und alles, was das edle, warmfühlende Herz bewegte, redete jetzt auch aus dem schönen Gesicht und den strahlenden Augen.

Herbert Lee hatte bald nach seiner Rückkehr den Abschied erhalten, aber ein Mann mit langjährigen Erfahrungen, wie er, gibt das Interesse für seinen Beruf nicht auf; er beteiligte sich daher nicht nur mit bedeutenden Kapitalien, sondern auch durch seine Arbeit an der Schiffahrtsgesellschaft, für welche er so lange Zeit als Kapitän gesegelt war, und fand in dieser Beschäftigung reichliche Befriedigung.

Selbstverständlich führte er seine Rose gleich nach der Rückkehr in des Bruders Haus, wo man ihr mit

Freundlichkeit und Achtung begegnete, ohne daß sich jedoch gleich ein intimeres Verhältnis oder ein lebhafterer Verkehr entwickelt hätte. Die Charaktere der beiden Schwägerinnen waren eben ganz verschieden. Oder schlummerte vielleicht in Mrs. Luisas Busen auch noch ein schwaches Fünkchen jenes Feuers, welches einst so verheerend gewirkt hatte? Herberts feinem Gefühle blieb es nicht verborgen, daß eine Scheidewand zwischen beiden bestand, welche durch äußere Freundlichkeit und konventionelle Formen nur spärlich verdeckt wurde. Deshalb ging er in Jakobs Hause viel mehr aus und ein, als Rose, obschon sich auch zwischen die Bruderherzen ein Etwas gedrängt und das vor Herberts Heirat bestandene Band gelockert hatte.

Jakob Lees Denken und Trachten war plötzlich in eine andere Bahn gelenkt, seit Herbert aufgehört hatte, der Stammhalter der Familie zu sein. Und überdies ward das, wonach des ehrgeizigen Mannes Herz sich Jahre hindurch umsonst gesehnt hatte, sein größter Wunsch erfüllt. In dem schönen Hause der fünften Avenue wurde ein Sohn geboren, und dieses wichtige Ereignis erfüllte Jakob Lee und Mrs. Luisa mit solchem Entzücken, daß alles übrige für beide völlig interesselos schien.

Doch nicht alles. Es konnte Mrs. Luisa nicht verborgen bleiben, daß ihre sanfte Kousine Amy zusehends dahinschwand, und in dem Engelsgesicht des lieblichen Geschöpfes nur zu deutlich ein frühes Ende geschrieben stand.

Dr. Sexton, der treue Freund und Berater, konnte das, was sein Auge längst entdeckt hatte, nicht ferner verschweigen, und die niederschmetternden Enthüllungen des

Arztes warfen über allen Frohsinn und alle Zufriedenheit des Leeschen Hauses einen trüben Schleier.

Adeline Everett war eine recht vernünftige junge Frau geworden und wohnte, zur großen Freude der Mutter, welche Susy mit tiefer Wehmut in die Ferne ziehen sah, in New York, man durfte aber ihren damaligen Ausspruch, sie sei zahm geworden, nicht allzu wörtlich nehmen. Herbert Lee, vor dessen Falkenblicke sich schwer etwas verbarg, wollte sogar einmal bemerkt haben, daß die elegante junge Frau bei einem Besuche, den er dem Ehepaar abstattete, einem eigenwilligen, unartigen Kinde gleich, heimlich den Teppich mit dem zierlichen Füßchen bearbeitete Und ein anderes Mal meinte er, sie mit rot verweinten Augen angetroffen zu haben. Henri Roberts verstand es aber wundervoll, den unerbittlichen Haustyrannen zu spielen, und es stand ihm, wie der Kapitän seiner Frau erzählte, die Miene des ernsten, gesetzten Ehemannes ausgezeichnet. Mochten sich immerhin mitunter kleine Szenen zwischen dem jungen Paare abspielen, sehr glücklich waren beide doch, und versöhnt hatten sie sich noch immer wieder, da dieses Versöhnen — nach Adelines Meinung — gerade das Hübscheste und Reizvollste in der Ehe war. Was sind auch Sommertage ohne Gewitterschauer!

Drüben in Hoboken, im grünumrankten kleinen Hause, war unterdessen doch eine Veränderung vor sich gegangen, welche freilich den Kapitän und seine Rose nicht direkt berührte, immerhin aber ihre Herzen in eine freudig erregte Stimmung versetzte. Bei den jungen Eheleuten Maki und Mary hatte sich ein wichtiges Familienereignis

vollzogen. Ein süßes, kleines Mägdlein hatte im Mansardenstübchen der Villa das Licht der Welt erblickt und schien eine wahre Miniaturausgabe der blühenden Mutter zu sein, da es sich von deren zarter weißer Haut nur durch eine gelblichere Färbung unterschied. Maki gebärdete sich wie närrisch vor Freude und hätte in seinem Glückstaumel das kleine Würmchen am liebsten in der ganzen Nachbarschaft herumgetragen, um es betrachten zu lassen. Rose aber, die sich in liebevollster Weise der jungen Mutter, wie des Kindes annahm, legte dagegen ein entschiedenes Veto ein. Auf alle Glückwünsche und Ausrufe der Verwunderung über dieses allerliebste, helle Töchterchen gab Mary jedoch stets nur die kurze Entgegnung: sie würde sich über die Kleine noch vielmehr gefreut haben, wenn sie Maki ähnelte.

Auch nach Monaten noch überraschte der Kapitän sein angebetetes Weib mit dem Kinde der Dienerin auf dem Schoß, und seine Blicke ruhten dann wehmütig traurig auf dem anmutigen Bilde.

Die untere Etage der Villa blieb kinderleer. Einmal schlang Rose den Arm um des Gatten Nacken und flüsterte, ihm warm ins Auge schauend, heiter, obgleich doch ein tiefer Ernst aus ihren Worten klang:

„Laß es gut sein, Herbert! Wir dürfen mit dem gütigen Gott nicht hadern. Denke an die Vergangenheit! Es wäre uns ja auch sonst ein zu reiches Glück zuteil geworden. Begnüge Dich mit mir allein!“

Und der Seemann beugte stumm das Haupt, preßte das schöne Weib fest an seine Brust und lächelte zufrieden!

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Scheliha, Doris von,

Sphinx Roman

Leipzig 1886